# Geschichtsp...

Theodor Lindner

# Geschichtsphilosophie

# Geschichtsphilosophie



Einleitung zu einer
Weltgeschichte seit der Völkerwanderung

Von

**Theodor Lindner**
Professor an der Universität Halle

Stuttgart 1901
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

# Vorwort.

Seitdem ich mich mit Geschichte beschäftige — und das sind beinahe vier Jahrzehnte — habe ich die Erforschung des Einzelnen nur als Mittel betrachtet, um von dem Ganzen ein Bild zu gewinnen. Das Einzelwissen erschien mir wertlos, wenn es nicht der Erkenntnis des Allgemeinen diente; es würde nur totes Gebein aufhäufen. Ebenso vermag nur der große Zusammenhang ein Verständnis der Glieder zu geben. Ich wollte das ewig Lebendige in der Geschichte erfassen, unsere Zeit begreifen lernen als ein Ergebnis des gesamten Werdens, in dem sie ebenso aufgehen wird, wie die vorangegangene.

Daher fing ich früh an, die mir aufsteigenden Gedanken aufzuzeichnen und auszuarbeiten; manche Teile des vorliegenden Buches sind in ihrer ersten Niederschrift schon vor langen Jahren entstanden. Das überall zunehmende Interesse an allgemeinen Untersuchungen und die in der letzten Zeit reich vermehrte Litteratur über die angeregten Fragen gaben mir Gelegenheit und Anreiz, das Begonnene fortzuführen. Meine „Geschichte des deutschen Volkes“ schrieb ich bereits auf Grund allgemeiner Entwickelungsideen.

Doch beabsichtigte ich nicht, diese Studien zu veröffentlichen. Erst die Ausführung des längst gehegten Planes einer Weltgeschichte, welche die Entstehung unseres heutigen Seins erklären soll, nötigte mich, über die Gedankengänge, die mir

bei der Abfassung vorschwebten und während der Arbeit noch bestimmter vor die Seele traten, Rechenschaft abzulegen.

So soll die Schrift in erster Stelle eine Einleitung zu meiner Weltgeschichte sein, und damit werden ihre Aufgabe und ihr Inhalt bestimmt. Die Absicht ist nur, meine Auffassung von der Geschichte zusammenhängend und einheitlich vorzutragen, nicht aber, alle Fragen der Geschichtsphilosophie und sie selbst vollständig zu behandeln. Daher konnten Auseinandersetzungen mit anderen Ansichten unterbleiben, obgleich ich sie wohl beachtet habe. Nur im neunten Abschnitt erforderte das bessere Verständnis nähere Bezugnahme auf die Meinungen einiger Gelehrten, um so mehr, da ihre Schriften erst vor kürzester Zeit erschienen sind.

Um möglichst klar zu werden, vermied ich, soweit nicht in der Wissenschaft allgemein gebrauchte Bezeichnungen unentbehrlich waren, die Fremdwörter, die den Sinn oft mehr verdunkeln als aufhellen. Zugleich befleißigte ich mich größter Knappheit im Ausdruck, wie sie einer „Einleitung" geziemt.

Meine Ansicht ist auf empirischem Wege aus der Betrachtung der Geschichte erwachsen. Absichtlich habe ich es unterlassen, auf die Anfänge der menschlichen Entwickelung einzugehen, und da meine Weltgeschichte erst mit der Zeit nach der Völkerwanderung beginnt, wurden die erläuternden Beispiele meist nur aus ihr gewählt.

Der leitende Gedanke war, die Entwickelung auf einfache Grundzüge zurückzuführen, die zu allen Zeiten und bei allen Völkern nachweisbar sind, Grundzüge, die gleichwohl auch erklären, warum die Geschichte überall anders geworden ist. Denn das scheint mir das eigentliche Problem zu sein: Die Entstehung der Verschiedenheit bei gleichen Ursachen!

Halle a. S., im Februar 1901.

# Inhalt.

## Erster Abschnitt.

# Die Beharrung.

Jeder geschichtliche Vorgang entspringt aus vielfachen Ursachen, von denen jede wieder auf vielfältige andere zurückführt. Die natürlichen und historischen Vorbedingungen, der von den zeitweiligen Verhältnissen ausgeübte Zwang, die Beschaffenheit des Menschen, in welchem Bedürfnisse, die er mit den Tieren gemein hat, und hohe Geistesbegabung vereint sind, die fortwährende gegenseitige Beeinflussung dieser wunderbaren Geschöpfe, von denen jedes eine Welt für sich darstellt und zugleich nur ein verschwindender Bruchteil einer Gesamtwelt ist, — dies alles wirkt zusammen zu jeder historischen Erscheinung, von denen keine einer anderen völlig gleicht. Eine verwirrende Vielheit tritt uns entgegen. Wohl kann man die Tausende der surrenden Räder einer Riesenmaschine auf eine Triebkraft zurück verfolgen, Menschen- und Völkerschicksal wird niemals in eine einzige sie erklärende Formel gepreßt werden können.

Diese Zusammengesetztheit der Vorgänge und Bedingungen muß stets im Sinne haben, wer Geschichte verstehen will.

Eine einheitliche Geschichte der gesamten Menschheit ist schon deswegen unmöglich, weil sie bisher nie eine Einheit gebildet hat. Dennoch ist zu erwägen, ob nicht in dem geschichtlichen Gange durch die ganze Erdenbevölkerung, durch alle Völker hin gewisse Grundzüge erkennbar sind, die allenthalben wiederkehren, die, wie das Gerippe den Körper trägt, auch jedem geschichtlichen Werden Halt und Richtung geben. Wir würden, wenn wir sie finden, allgemein gültige Sätze für historische Entwickelung überhaupt erhalten, so daß wenigstens ein Vergleich mit den naturgeschichtlichen Vorgängen möglich wäre. Darauf zuerst wird die Untersuchung ausgehen müssen, um von dem Allgemeinen zum Besonderen schreiten zu können.

Was ist überhaupt „Geschichte"?

An Bestimmungen und Erläuterungen des Begriffes ist kein Mangel und fortwährend werden andere gegeben. Die meisten und namentlich die neuester Zeit sind jedoch subjektiv, denn die Erklärer wollen oft weniger besagen, was Geschichte sei, als ihre Gedanken über deren Inhalt und Zweck darlegen und damit feststellen, was sie in ihr zu finden und aus ihr zu entnehmen wünschen.

Die wörtliche Auslegung ist die beste. Geschichte ist die Kunde von Geschehenem, mit der Einschränkung, daß nur unter und durch Menschen Geschehenes in ihren Bereich fällt. Die Menschen sind zwar Einzelwesen, aber Geschichte ist nur möglich, wenn solche mit anderen in Berührung stehen, wenn eine Gemeinschaft von ihnen vorhanden ist. Nur in der Gesellschaft wurde der Mensch zum Menschen. Daraus ergiebt sich ein fortwährendes, vielgestaltiges Wechselverhältnis der Einzelnen zum Ganzen und umgekehrt, das mannigfache Wirkungen hervorbringt, die größter Steigerungen fähig sind.

Geschichte ist also in menschlicher Gemeinschaft Geschehenes, gleichgültig wie eng oder wie weit, welcher Art, ursprünglich oder hochentwickelt, eine Gemeinschaft sein mag.

Jede menschliche Gemeinschaft, und je größer sie ist, desto stärker, unterliegt fortwährendem Wandel. Sie besteht keinen Augenblick aus denselben Wesen, denn die einen sterben, andere werden geboren. Aber die Gesamtheit bleibt; der Mensch stirbt, die Menschen leben immer. Dasselbe Spiel geht weiter, nur die Mitspieler wechseln. Unmerklich in der Kürze, erst fühlbar im Laufe von Jahren, vollzieht sich die Veränderung. Alte und Junge, mehrere Generationen leben gleichzeitig. Die neuen Geschlechter schieben sich von selbst ein; das Leben setzt sich gleichmäßig fort wie wohlgefügte Planken, über die man wandelt, ohne zu beachten, daß immer andere unter den Fuß kommen.

Beständigkeit und Veränderlichkeit gehen demnach nebeneinander her. Die Geschichte ist ein großer Strom, den wir gleichmäßig fließen sehen, aber die Wellen, die an uns vorbeifluten, sind stets andere. Die Beständigkeit des Ganzen bewirkt die Fortdauer des einmal Gewordenen, die Veränderlichkeit des Einzelnen dagegen führt zu dessen fortwährender Veränderung.

Beharrung und Veränderung, Kontinuität und Variation bedingen die Geschichte; alles geschichtliche Leben wird bestimmt durch ihr Verhältnis.[1])

Die Beharrung ist leiblich und geistig; sie führt uns zurück in die frühesten Zeiten des Menschengeschlechts. Wie sich damals der menschliche Geist modelte und teils den allgemeinen Bedingungen des physischen Lebens unterworfen blieb, teils über alle Tiergattungen hinaus zu höherer Thätigkeit geschickt wurde, so ist unser Körper die Fortpflanzung von dem unserer Urvorfahren. Was der Mensch auf seinen ersten Lebenswegen vollbrachte, die Ausbildung der gegenseitigen Verständigung durch die Sprache, was er mühsam und langsam erlernte in der Fähigkeit zu Vorstellungen und ihrer Verbindung, an mancherlei Fertigkeiten: das bildet noch den Grundbestand unseres Seins. In allem, was wir sind und thun, liegen verborgen die Jahrmillionen, welche die Erde durchlebt hat. Wie gewaltig die Fortentwickelung sein mag, der heutige Mensch wirtschaftet zum guten Teil mit der Mitgift der Frühzeit; er beharrt bei aller Veränderung in dem Menschsein, wie es allmählich geworden ist. Ein völliger Abbruch dieser Kontinuität wäre nur durch Vernichtung der Menschheit möglich.

Der Bestand der organischen Welt wird erhalten durch die mit der Fortpflanzung verbundene Vererbung. Infolge seines körperlichen Seins, des geistigen Gehalts, den der Mensch errungen hat, und des gemeinschaftlichen Lebens, der Grundbedingung alles Geschehens, giebt es mehrere Arten der Vererbung, leibliche und geistige, Einzel- und Massenvererbung.

Die leibliche Vererbung gilt vom Menschen gerade so wie vom Tier, sie erhält ihn als Gattung. Sie giebt ihm vom Mutterleib her seine Gestalt. Fraglich nur ist, wie weit diese Vererbung sich ins einzelne erstreckt. Bekannt genug ist, wie gewisse körperliche Eigenschaften, namentlich stark ausgeprägte oder anormale, die sich allerdings am leichtesten beobachten lassen, mit ungemeiner Zähigkeit Geschlechter hindurch andauern oder selbst nach Ueberspringung eines Gliedes wiederkehren; spricht man doch geradezu von Familiengesichtern. Allein wie oft ist Streit, ob eine Aehnlichkeit mehr auf den Vater oder

---

[1]) Einen Teil dieses und der nächstfolgenden Abschnitte habe ich bereits im Auszuge veröffentlicht in der Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie, herausg. von Paul Barth XXIV, 313 ff.

die Mutter zurückgeht; Geschwister haben häufig ein recht verschiedenes Aussehen.[1])

Diese Familienvererbung bis ins kleinste ist unbestreitbar, aber keine allgemeine Regel. In der That gleicht kein Mensch völlig einem anderen. Aber bei aller Abweichung im einzelnen überwiegt doch in zusammengehörigen Gruppen die Uebereinstimmung, so auch bei denen der Menschen. Denn jeder Mensch gehört von Vater- und Mutterseite und weiter hinauf verschiedenen Familien an, von denen er Eigentümlichkeiten erben kann. Dadurch entsteht auf die Dauer ein Ausgleich, eine Vermischung von Zügen, die zu einer allgemeinen Aehnlichkeit innerhalb von Gruppen und Völkern führt; der Durchschnitt der äußeren Erscheinung überwiegt. Gleichgültig, auf welche Grundlagen er zurückgeht, unleugbar ist, daß er besteht. In dem Durchschnitt kommen die Merkmale, welche am verbreitetsten oder am stärksten sind, zum Ausdruck. Daher gelangen auch Mischungen in der Länge der Zeit zu einem gewissen gleichförmigen Aeußeren. Daran haben freilich auch andere Gründe als Körpereigentümlichkeiten Anteil.

Der leiblichen Vererbung von den Eltern, vom Vater oder von der Mutter oder von beiden, der Einzelvererbung, geht also noch eine andere leibliche zur Seite, und mit überwiegender Kraft, die als Massenvererbung zu bezeichnen ist, weil sie zwar ebenfalls in fortlaufender Linie durch Individuen bewirkt wird, diese jedoch in einer Gesamtheit aufgegangen sind.

Aehnlich ist die geistige Vererbung beschaffen. Kinder werden oft in Geistes- und Gemütsanlagen mit den Eltern verglichen, und nicht immer mit Unrecht. Aber abgesehen davon, daß hier Erziehung und Angewöhnung mitwirken können, wird diese Art der Vererbung oft mehr hervorgesucht, als sie wirklich vorhanden ist. Es geht mit ihr, wie mit den Träumen; einzelne Fälle, in denen sie zutreffen, werden gebucht, die unzähligen widersprechenden übersehen. Die unmittelbare Uebertragung geistiger Eigenschaften ist wahrscheinlich noch schwächer, als die körperlicher, wenn auch ebensowenig völlig zu bestreiten.

Der neu in die Gesellschaft Geborene empfängt sofort und

---

[1]) Ueber die Vererbung handelt eingehend Ottokar Lorenz Lehrbuch der gesamten wissenschaftlichen Genealogie.

von selbst eine reiche Mitgift: die bestehende Kultur wird ihm in die Wiege gelegt. Er tritt ein in gewordene Verhältnisse, die seines Daseins Herr sind. Nicht allein vom elterlichen Hause und der Familie, mehr noch von der Schule, von der Kirche, von der Gesellschaft, vom Staate empfängt er seine Vorstellungen. Sitte und Gewohnheit werden jedem durch seine Umgebung auferlegt; er wird gleichsam zu deren Sklaven gemacht. Der Durchschnittsmensch kann sich diesen Einflüssen nicht entziehen, und die breite Menge bewirkt durch ihr Uebergewicht, daß jedes Ueberschreiten des gegebenen Pfades zu einem Wagnis wird, das nur ein starker Geist auf sich nimmt. Die Gegenwart drängt sich mit zwingender Gewalt dem Erdenbürger auf.

Es giebt demnach eine vierfache Vererbung: körperliche und geistige Einzelvererbung und beide Arten in der Massenvererbung.

Bei jeder wird Bestehendes übertragen, und so bewirkt die Vererbung Erhaltung des Bestehenden, und weil alles die Frucht einer langen Entwickelung ist, so bewahrt die Vererbung den Niederschlag der gesamten vorhergehenden Geschichte, die Hinterlassenschaft der Vergangenheit, und pflanzt sie fort.

Nur soweit die Vererbung durch Zeugung zu stande kommt, ist sie ein natürlicher Prozeß; sofern andere Verhältnisse mitwirken, ist sie ein geistiger Vorgang.

Ob nun erworbene Eigenschaften von den Eltern auf die Kinder vererbt werden oder nicht, die geistige Massenvererbung überliefert das, was die vorangegangenen Geschlechter vor sich gebracht haben, den nachfolgenden. Auf geschichtlichem Wege entstandene Eigenschaften und Lebensgewohnheiten der Völker pflanzen sich fort.

Die Vererbung ist also eine der wichtigsten Ursachen der Beharrung, doch nicht die einzige. Es wird später zu erörtern sein, welche Stelle in der Geschichte die Natur und die von ihr gesetzten Verhältnisse einnehmen. Solange sie sich nicht ändern, üben sie einen beständigen, gleichmäßigen Einfluß aus. Da in den historischen Zeiten nirgends ein belangreicher Umschwung des Klimas eingetreten ist, dürfen wir es mit seinen Wirkungen als eine einmal gewordene und dieselben Zustände erhaltende Kraft in Rechnung bringen. Häufig wird seiner nur unter den Bedingungen des Werdens gedacht;

es ist aber auch eine gleichsam innewohnende Macht, die in vieler Hinsicht feste Richtlinien vorschreibt. Gleich dem Klima stehen die anderen natürlichen Bedingungen.

Die Kontinuität ist Erhaltung des Gewordenen, der historischen Kraft. Sie ist eine allgemeine Erscheinung, die zu allen Zeiten, bei allen Völkern, unter allen Umständen in Recht steht. Ohne sie wäre Geschichte unmöglich.

Die Beharrung ist die Haupterzeugerin der historischen Bedingungen, deren Wichtigkeit niemand leugnet, wenn sie auch oft mehr im Munde geführt, als nach ihrem inneren Wert ausgedeutet werden. Alle Menschen und Völker leben beständig unter ihrer Herrschaft. Wie die Beharrung ihre Parallele in der Natur findet, so sind auch die geschichtlichen Bedingungen den natürlichen vergleichbar, weil sie von dem Willen der lebenden Individuen unabhängig sind, obgleich sie nicht physischer Art sind.

Die Beharrung ist eine fortpflanzende Kraft. Sie bewirkt den historischen Zusammenhang, ohne sie fiele alles auseinander. Sie ist es, die die Geschichte zum ununterbrochen dahinfließenden Strom macht. Wie die vergangenen Geschlechter in uns weiter leben, so werden auch die fernsten Nachkommen noch manchen Nachlaß von uns in sich tragen, auch ohne aus unserem Leibe zu stammen. Der Bestand der Rassen, der Nationen, zum guten Teil auch der Staaten, alle Lebensthätigkeiten beruhen auf der Beharrung, weil sie bereits Geleistetes weiter übermittelt. Wie Religion, Sitte und Recht, wären auch Kunst und Wissenschaft ohne sie unmöglich. Indem sie die Fortpflanzung aller erworbenen Güter ermöglicht, erhält sie nicht nur, sondern fördert zugleich.

Die Beharrung verleibt sich gewissermaßen alles Geschehene als Thatsachen ein. Alle Handlungen der Vergangenheit bedeuten nur noch das, was sie hervorbrachten, gleichviel, welchen Absichten sie entsprangen und in welcher Weise sie vollzogen wurden. Auch das Böse verliert seinen Stachel, und so hat die Beharrung auch etwas Versöhnendes. Wer denkt heute, wenn er sich an den Kunstschätzen Dresdens begeistert, noch an den bitteren Schweiß, den August der Starke seinen Unterthanen abpreßte?

Die Kontinuität ist von außerordentlicher Zähigkeit. Selbst gewaltsame Eingriffe übersteht sie, wie sich geschlagene Wunden

wieder schließen oder die Fieberhitze der Kraft des Körpers weicht. Gleich Bergstürzen brechen manchmal über Völker fremde Einwirkungen herein; auch solche Ueberschüttungen werden dank der Beharrung abgestoßen und ausgeschieden. Sie gleicht dem unter der Asche fortglimmenden Feuer, das von neuem auflodern kann. Wird sie gewaltsam unterbrochen, dann kommt es zu krampfhaften Sprüngen, aber sie hören bald auf und mäßigen sich zum regelrechten Schritte.

Oft scheint es, als ob Völker unter dem Drucke besonderer Verhältnisse ihr Wesen geändert hätten; jedoch immer wieder kehrt die ursprüngliche Anlage zurück. Wie streichende Gesteinsschichten manchmal durch Abspülung und andere zerstörende Einflüsse unterbrochen sind, so daß ganze Bergesgipfel und Höhenzüge zwischen ihnen verschwinden und die ehemalige Verbindung nur als sogenannter Luftsattel erkennbar ist, so tauchen auch in der Völkergeschichte nach langen Unterbrechungen die ehemaligen Eigenschaften wieder in aller Stärke auf, weil sie in der Masse erhalten blieben. Noch ein anderes Beispiel sei gestattet. Wird eine offene Fläche mit Wald besetzt, so verschwinden viele Pflanzen, die sie vorher schmückten. Wird jedoch der Baumbestand wieder getilgt, so entfalten plötzlich die von früher her noch vorhandenen, nur in Ruhe gehaltenen Samenkörner ihre Keimkraft, und die alte Flora ersetzt wieder mit üppiger Fülle die des Waldes.

Die deutsche Geschichte giebt deutliche Beispiele. Die individualistische Begabung der Germanen wurde niedergedrückt durch die Uebermacht des über sie gekommenen römisch-christlichen Wesens, so daß sie nur in dem staatlichen Leben weiter waltete. Dann machte sich das Laientum wieder frei und in Rittertum und Bürgertum, nachher in der Reformation, erstand sieghaft der alte Geist. Das Fürstentum schlug darauf den Staat in Fesseln, aber der Individualismus suchte sich den Ausweg in der Litteratur und Wissenschaft, um dort Größtes neben der politischen Schwäche zu schaffen.

Ein interessantes und lehrreiches Beispiel, wie Anlage und Naturbedingung Hand in Hand gehen, scheinen die Araber zu geben. Solange sie in der heimischen Wüste saßen, erhielt sich derselbe Zustand unverändert durch längste Fristen. In den mit den großen Eroberungen herausströmenden Scharen veränderte sich die alte Art, nicht vollständig, doch sehr be-

deutend; ein beträchtlicher Teil stieg unter persisch-griechischem Einflusse und zu Städtern geworden zu reicher Kultur auf. Die Stämme in Arabien blieben, wie sie waren, und ebenso bewahrten diejenigen, welche draußen in Syrien, Aegypten und Nordafrika ebenfalls die Gelegenheit dazu fanden, das Nomadenleben oder gingen wieder zu ihm über.

Die Kontinuität ist die Freundin der Vergangenheit und schützt sie bis zu den weitmöglichsten Grenzen. Sie erhält nicht nur Berechtigtes, sondern auch Veraltetes und unbrauchbar Gewordenes. Auf ihrem breiten Rücken trägt sie selbst Ruinen weiter, wie der Gletscher die Trümmer fern zurückliegender Gebirge. Oft werden von den Naturelementen zerstörte Ortschaften wieder aufgebaut, obgleich gewiß ist, daß der neuen Siedelung später das gleiche Schicksal drohen wird, weil die Beharrung zum Bleiben treibt. Wie viele „darwinistische Reste" birgt unser Leben in Gedanken, Sitten, Gebräuchen! Bis ins kleinste hinein geht diese Wirkung. Noch jetzt haben die groben Lastschiffe auf dem Bodensee das Steuer altertümlich auf der rechten Seite, sogar wenn sie von Motoren neuester Erfindung getrieben werden. Die deutschen Volkstrachten sind auf dem Lande, in einzelnen Dörfern sitzen gebliebene Stadtmoden. Noch spukt das Heidentum überall, der Aberglaube lebt unausrottbar unter dem Schirm der Kontinuität.

Die Beharrung hat von selbst eine bestimmte Richtung, eine sogenannte Entwickelungstendenz, in der sie das Vorhandene wie es ist weiter führt. Die Weiterdauer verstärkt demnach ihren einmal aufgenommenen Inhalt und leitet ihn auf derselben Linie fort; der Bestand wird also stetig vermehrt und das kann bis zum Uebermaß geschehen. Dadurch entsteht Einseitigkeit gewisser Lebensthätigkeiten; sie wuchern über Gebühr hinaus und verlieren an innerer Macht und an Berechtigung. Daher giebt es Zeiten, in denen das Formale überwiegt und die freie Bethätigung der einzelnen hemmt, Neubildungen erschwert. Große Kulturströmungen, Thätigkeiten in Wissenschaft und Kunst, staatliche Einrichtungen dauern, auch wenn ihre innere Kraft bereits abgestorben ist, manchmal noch lange fort, wie in der Natur die Wirkung den Anreiz überdauert. Der Inhalt ist geschwunden, die Form ist geblieben. Das bekannteste Beispiel ist das römische Kaiser-

reich und seine Kultur in den späteren Jahrhunderten; namentlich die Religionen bieten gleiches in ihrem inneren Verlaufe dar. Die leere Schale, die Form wird oft noch überschätzt, sogar so weit, daß geradezu die Vergangenheit sklavisch nachgeahmt wird; solche antiquarischen Zeiten, die in der Litteratur und der Kunst begegnen, sind die geistesleersten und unfruchtbarsten. Jede nicht unterbrochene Entwickelungsreihe scheint mit der Herrschaft der Form zu schließen.

Die Beharrung mit ihrem Streben nach derselben Richtung verschafft Völkern und Kulturen oft unendliche Dauer, aber giebt ihnen Starrheit und Unwandelbarkeit, so daß Vorteil und Nachteil sich die Wage halten. Byzanz, noch mehr China sind der vollendetste Ausdruck der Beharrung mit allen ihren Wirkungen. Sie verhindert leicht die reichhaltigere Entwickelung der Volksanlagen und erschwert die notwendigsten Verbesserungen. Sie ist überhaupt der Fortbildung feindlich. Seltsam genug, daß oft Neuerungen unter dem Namen von Reformen auftreten, als vermeinte Wiederherstellung alter Zustände.

Oft genug ist weniger Abscheu vor dem Neuen, als Liebe zum Alten ein nicht selten unbewußtes Hemmnis der Aenderung. Aber auch ideale Macht übt die Beharrung aus. Der Patriotismus, das nationale Bewußtsein, in früheren Zeiten der aufopfernde Kampf für die Religion schöpfen ihren heroischen Gehalt aus der dem Menschen angeborenen Liebe zu dem, was er als Gut besitzt.

Weil die Beharrung Altes, selbst nur noch scheinbar Lebendes, neben dem Neuen weiter bestehen läßt, ist sie zugleich eine wichtige Ursache der Vielseitigkeit der Geschichte. Unendlich reich an Wirkungen erklärt sie in einheitlicher Weise viele auffallende, verschiedenartige, selbst für den flüchtigen Blick widersprechende Erscheinungen.

Von der Masse heißt es und hieß es zu allen Zeiten, bald, sie verschließe sich dem Fortschritt, bald, sie sei nach Neuem begierig, aber wankelmütig. Die bekannte Zähigkeit des niederen Volkes, namentlich der Bauern, die als Beschränktheit gilt, ist lediglich Ausfluß des in diesen Kreisen ihrer einfacheren Verhältnisse wegen besonders starken Beharrungsvermögens. Als „novarum rerum cupidi“ erscheinen vorwiegend städtische Bevölkerungen. Es kommt vor, daß sie — aber

auch Landleute — von plötzlichen Einflüssen ergriffen werden. Gerade die jähe Losreißung vom Hergebrachten macht sie haltlos und begünstigt augenblicklichen Ueberschwang, allein um so kräftiger wirft sie dann die gewaltige Herrschaft der Gewohnheit in die kaum verlassenen Gleise zurück.

Die Beharrung mit ihrer der Schwerkraft ähnlichen Macht bedingt, daß der Grundzug der Geschichte ein sozusagen konservativer ist, und sie drückt diesen Charakter auch der gesamten Entwickelung auf. Sie ist nicht allein erhaltend und dadurch hemmend, sondern sie regelt auch den Gang der menschlich-geschichtlichen Dinge. Mit ihrem hartnäckigen Widerstreben mäßigt sie den Ansturm der Veränderung, verschafft den vorhandenen Zuständen Zeit zum Ausleben und führt sie sogar teilweise in das neue hinüber. So zwang sie einst der christlichen Kirche die Reste des Heidentums auf. Neue Bewegungen erzielen trotz vielleicht raschen äußerlichen Sieges nur langsam innerliche Umwandlung. Die Beharrung verbürgt, daß der einmal fließende Strom nicht allzusehr von seiner Richtung abgelenkt, nie völlig zurückgebogen wird, daß keine plötzliche oder vollständige Aenderung sich durchsetzen oder behaupten kann. Sie läßt nicht zu, daß vollkommen Neues entsteht, weil sonst die bisherigen Bedingungen des Daseins aufgehoben würden. Sie verhindert ferner, daß die Entwickelung eine willkürliche oder zufällige wird. Dank ihrer geschieht die allgemeine historische Weiterbildung, gleich der der Erdoberfläche, in ruhigen Niederschlägen.

Es ist kaum nötig nachzuweisen, wie sehr vergangene Zeiten bis in die ferne Zukunft nachwirken, wie einmal entstandene Gedankenrichtungen die Folgezeit beherrschen können. Die römische Kaiseridee überlebte das römische Westreich und bestimmte später langen Jahrhunderten ihre Geschichte. Das mittelalterliche Papsttum gilt, obgleich seine kräftigsten Stützen weggebrochen sind, noch immer weiten Kreisen als eine Macht. Das scholastische System beherrscht nicht bloß die katholische Kirche, auch andere kirchliche Richtungen tragen noch seine deutlichen Spuren. Wer hätte Ende des achtzehnten Jahrhunderts geglaubt, daß die positiven Religionen wieder zu Ehren kommen könnten? Wie haben wir im neuen Deutschland nicht noch mit der Vergangenheit zu kämpfen! Das alte Preußen mit seiner hergebrachten Militär- und Beamtenhierarchie stellt

sich ebenso den neuen Strömungen entgegen, wie das ererbte Sondertum der kleineren Staaten.

Bei dem einzelnen Menschen bricht manchmal die Beharrung in eigener Weise hervor, indem ihn die Vorstellungen der Jugend im Alter wieder mit aller Stärke ergreifen. Luther wurde unduldsam, wie er einst zum Reformator geworden war, durch die Ueberzeugung von seinem Eigenrecht. Die Versuche Bismarcks, der Sozialdemokratie mit gesetzgeberischen Maßregeln entgegenzutreten, tragen den Stempel der Staatsleitung vom Ende der vierziger Jahre; in seiner Handelspolitik mag man den preußischen Landedelmann wiederfinden. Das französische Sprichwort: „On revient toujours à ses premiers amours“ hat seinen guten Grund.

Bei historischen Urteilen ist demnach die Beharrung voll zu berücksichtigen. Zwar ist es eine alte Forderung, der Geschichtsforscher solle sich in die Vergangenheit hineinleben und sie nach ihrem Geiste messen, aber wie oft wird sie vergessen und die Macht der jeweiligen Vorstellungen unterschätzt. Leicht erklärlich, wenn der Blick sich mit Vorliebe dem Neuen zuwendet und seinen ersten Spuren eifrig nachforscht, aber über den wenigen zu findenden Körnern vernachlässigt er den Haufen des Alten, aus dem sie herausgelesen werden. Dem Zusammenhang mit der Vergangenheit muß die Forschung das größte Gewicht beilegen, und dann vermag die richtige Würdigung der Beharrung Aufschluß zu geben, wo die Quellen versagen. Selbst die auf Aenderung ausgehenden Bestrebungen können nur auf dem Boden des Alten erwachsen und tragen seine Spuren in sich. Ich erinnere an den alten Streit ob der deutsche König Heinrich I. Rom seiner Herrschaft unterwerfen oder nur als friedlicher Pilger dorthin wallfahren wollte. Erwägen wir die Zeitverhältnisse, beachten wir, daß er mit vollem Bewußtsein die Erbschaft der ostfränkischen Karolinger antrat, dann kann die Bejahung der ersteren Meinung nicht zweifelhaft sein. Nichts hat historischer Betrachtung mehr geschadet, als der geringe Anschlag der Beharrung. Oft wird die Geschichte gewissermaßen von rückwärts, von späteren Folgen her gedeutet, statt den Ursprung der jeweiligen Verhältnisse zum Ausgang zu nehmen. Man schreibt Männern Pläne und Gedanken zu, die sie noch nicht haben konnten; Ursache und Erfolg werden durcheinander gemengt. Der Histo-

riker muß sorglich seine Augen vor dem Späteren schließen, nicht das Folgende, sondern das Vorangegangene giebt ihm den sicheren Leitfaden. Alsdann wird auch der ununterbrochene Zusammenhang menschlicher Dinge deutlicher vor Augen treten.

Verständnis für die Beharrung wird nicht nur das historische Urteil klären, sondern es auch milder und gerechter machen. Auch für unser heutiges politisches Dasein ist es wertvoll, indem wir erkennen, warum jede Entwickelung langsamer geht, als wir wünschen. Wir werden Geduld lernen und Nachsicht üben, sobald wir wissen, warum sich Veränderungen lang bestandener Verhältnisse nur vorbereiten, nicht erzwingen lassen. Der französische Chauvinismus, mit so großem Recht wir über ihn klagen mögen, scheint ruhiger Auffassung weniger ein Erzeugnis der letzten Jahrzehnte, als eine Nachfrucht der großen französischen Vergangenheit zu sein. Wenn das Elsaß nicht schneller deutsch werden will, Polen und Dänen ihr Volkstum verteidigen, so handeln sie gemäß historischer Bedingungen. Manche Historiker übertragen diese Ungeduld auch auf die Vergangenheit und erwägen nicht genug die einst in ihr waltenden Kräfte.

Die Beharrung äußert sich bei den Seiten des Lebens verschieden stark. Ihre Macht ist am größten in denjenigen Einrichtungen und Thätigkeiten, die ihren Ursprung dauernd wirkenden Ursachen verdanken. Das sind diejenigen, welche aus natürlicher und gewordener Anlage der Völker hervorgehen. Besonders kräftig ist das Recht, weil es sich zudem in feste Formen zu kleiden pflegt. Wie zäh diese haften, zeigt die deutsche Rechtsgeschichte, und die Forschung ist berechtigt, wenn das Bestehende genügende Erklärung des Neuwerdenden giebt, sie der Annahme von plötzlichen Neuerungen vorzuziehen.

Ein besonderes Verhältnis waltet bei staatlichen Bildungen ob. Ihr Zustandekommen wird manchmal weniger durch innewohnende Gründe veranlaßt, als durch äußere Anstöße. Ist letzteres der Fall, so werden die Staaten nur geringe Beharrung besitzen, wenn sie sich nicht im Lauf der Zeiten bildet, so daß alsdann innerliche Verhältnisse mit den äußeren zusammenschmelzen. Manchmal treffen in den Staaten zwei Beharrungen zusammen, wie im Frankenreiche die christliche Kirche und das altgermanische Volkstum. Sie gingen eine

Zeitlang friedlich nebeneinander, bis dann der unvermeidliche Zwist entstand. Denn naturgemäß müssen zwei gleichwertige Kräfte durch ihre Berührung Störung und dadurch Veränderung hervorrufen.

Unbedenklich läßt sich die Regel aufstellen, daß die Beharrung in einfachen Verhältnissen am stärksten ist, dagegen bei Differenzierung schwächer wird. Je weniger fortgeschritten ein Volk ist, desto schwerer ändert es seine Weise. Darin liegt zum Teil der Unterschied der Dinge auf dem Lande und in der Stadt, der abweichende historische Gang von Staaten, je nachdem in ihnen bäuerliche oder städtische Bevölkerung überwiegt. Die letztere ist bei weitem die beweglichere, weil in ihr das tägliche Leben reicheren Anlaß zur Veränderung empfängt. Fortschreitende zusammengesetzte Entwickelung schädigt die Beharrung, freilich ohne im stande zu sein, sie gänzlich zu entwurzeln, und sie kann wohl kräftiger wieder hervorkommen, als man hätte vermuten sollen. Das bunte Treiben der neuesten Zeit mit ihren fast unübersehbaren Bedürfnissen und Ideen scheint sich dem Einflusse der Kontinuität möglichst entziehen zu wollen, aber schon jetzt deuten manche Wendungen an, daß sich das Alte nicht so leicht zurückschieben läßt und im Denken seinen Platz behauptet hat.

Wir werden noch oft die Kraft der Beharrung zu würdigen haben. Sie ist nichts Metaphysisches, denn sie entspringt aus natürlichen Verhältnissen und führt ihr Dasein nur so lange, als jene es möglich machen, als noch nicht alle verknüpfenden Fäden mit der Vergangenheit abgerissen sind.

Der Beharrung tritt entgegen die Veränderung.

---

## Zweiter Abschnitt.

## Die Veränderung.

Die geschichtlichen Dinge würden zur ewigen Gleichheit und damit zum Stillstande verurteilt sein, wenn nicht neben der Beharrung die Veränderung, neben der Kontinuität die Variabilität stünde. Aus beiden zusammen entsteht geschicht-

liche Entwickelung; ihr Gegensatz und ihr Ausgleich ist das historische Grundprinzip.

Wie die Kontinuität unaufhörlich wirkt, so auch die Veränderung. Daher giebt es in der Geschichte nie Augenblicke völliger oder wirklicher Ruhe; wie ihre Wohnung, der Erdball, so sind auch die Menschen in beständigem Wandel begriffen. Geschichte ist Werden und Entwickelung, Leben und Bewegung. Ein unendliches Spiel von Kräften wirkt unablässig, zerstörend, schaffend, auflösend, neu zusammensetzend. Aus dem Gestern stammt unser Heute, aber infolge der Veränderung ist dieses Heute nicht mehr dem Gestern gleich. Der Baum bleibt derselbe, aber er bringt neue Zellen hervor und läßt die durch die Neubildung erschöpften vertrocknen.

Den dauerhaften Grundstock bildet das Alte, von dem nur einzelne Teile betroffen werden, und das neue Pfropfreis bedarf seiner, um zu gedeihen. Das Alte wird also nicht völlig seines hergebrachten Wesens beraubt, es verändert sich nur, soweit es dazu gezwungen wird und, vermöge der Beharrung, so wenig wie möglich. Jede Veränderung bleibt demnach in dem von der Beharrung geschaffenen Rahmen.

Wie entsteht Veränderung? Die Ursachen sind sehr mannigfach und daher auch ihre Weise.

Die Vererbung erleidet Beeinträchtigung, weil, wie wir sahen, kein Mensch dem anderen gleicht und daher jeder Neugeborene, wenn auch in noch so beschränktem Grade, Neues mit sich bringt. Schon die Vielfältigkeit der Vererbung, die nicht auf die Herkunft von den Eltern allein beschränkt ist, bedingt das; es geht ihr also stets eine leichte Verschiebung zur Seite. Die Verhältnisse, in die die Kinder hinein geboren werden, sind zudem nicht genau dieselben, wie die, unter denen ihre Eltern aufwuchsen; schon die Menschen um sie sind andere und üben somit etwas anderen Einfluß auf sie aus. Diese Abwandlungen, mögen sie noch so geringfügig sein, summieren sich im Laufe der Zeiten, aber immerhin wird die durch sie hervorgebrachte Aenderung nicht allzusehr ins Gewicht fallen, nicht leicht eine grundsätzliche sein.

Die Veränderung wird stärker, wenn die Lebensbedingungen einen Wechsel erfahren. Dann werden auch die Nachkommen sich von den Vorfahren mehr unterscheiden. Einer der wichtigsten Vorgänge ist die Zunahme der Bevölkerung und ihre

Verdichtung im ganzen oder in einzelnen Teilen, denn sie nötigt die einzelnen, ihre Lebensführung danach einzurichten.

Schon das Leben in der Gemeinschaft drängt stetig zur Veränderung. Der einzelne muß sich den Genossen anbequemen, der Gesamtheit unterordnen. Entsteht dadurch eine Gleichförmigkeit, so vermag doch der einzelne wieder Besonderes zu thun oder zu ersinnen. Andere machen es vielleicht nach, so daß auf diese Weise Veränderung erfolgt.

Die Weiterbildung der Gesellschaft, die Erweiterung der Lebensbedingungen, die in der Regel zugleich Erschwerung ist, nötigen zu einem Wettbewerb, um die Erhaltung in angemessener Weise zu sichern.

Der Mensch führt also denselben „Kampf ums Dasein", der durch die ganze natürliche Welt geht, nur ist er dort ein mechanischer, während ihn der Mensch mit dem Verstande, mit geistigen Waffen führt; er vermag selber Mittel zu schaffen, mit denen er dem drohenden Untergange vorbeugt. Ist er doch in der Lage, bis zu einem gewissen Grade selbst der Allmacht der Natur zu begegnen.

„Kampf ums Dasein" ist eine so einfache Formel von so für sich selbst redendem Inhalt, daß sie trotz aller Anfechtungen ihr Recht behauptet hat. Man mag ihr größeren oder geringeren Wert zuschreiben, der Kampf ums Dasein als eine der wesentlichsten Ursachen der Entwickelung läßt sich nicht wegleugnen. Es fragt sich nur, wie man ihn versteht, und alle die vielfachen Weisen, in denen er sich äußert, auffaßt. Er erzeugt nicht bloß materiell-egoistische Triebe, seine Gründe und Zwecke können auch höherer geistiger Art sein.

Ich sehe hier davon ab, zu schildern, wie die Natur mit ihrer ungeheuren Erziehungskraft den primitiven Menschen vorwärts trieb, wie dann die Gesellschaft schon in niederer Gestalt das Werk fortsetzte. Der Kampf ums Dasein konnte geführt werden von den einzelnen gegen einzelne oder gegen die Gesellschaft mit ihrem Zwange. Er fand auch statt durch Gruppen untereinander oder gegen die Gesamtheit, wie diese auch ihrerseits dem einzelnen oder Gruppen Widerstand leistete. In jedem Falle führte der Kampf, sofern er nicht mit dem Untergange eines Teiles endete, zu Veränderungen, die wieder zu neuem Kampfe zwangen. Gingen jedoch einzelne und Gesamtheit gemeinsam vor, so war das Ergebnis in der

Regel ein glückliches. Diese schlichten Grundzüge gelten auch für die höchsten Formen der Entwickelung.

Aus ungestörtem Fortbestande heraus ergeben sich nur geringe Verschiebungen.

Wie wenig Völker durch sich selbst ihr Wesen verändern, zeigen nicht nur die sogenannten Naturvölker, sondern auch andere, die nur eine geringe Stufe der Entwickelung erreichten. Ihr Zurückbleiben war oft eine Folge der Natur, die entweder mit ihrer Uebermacht den Kräften nicht Raum genug zu ihrer Entfaltung ließ, oder bei ihren überreichen Spenden wenig Bedürfnisse aufkommen ließ. Zum Teil aber kam der Stillstand daher, weil Berührungen mit anderen Völkern fehlten.

Auch Staaten, die nur von geringwertigeren oder schwächeren umgeben sind, wie das römische Reich oder China, behaupten die eigene Art besonders kräftig, gerade wie geographische Isolierung die Ausbildung besonderer Arten von Tieren und Pflanzen begünstigt.

Der wechselseitige Verkehr der Völker hat von jeher die Entwickelung gefördert.

Diese gegenseitige Bedingung der Völker ist der echt geschichtliche Kampf ums Dasein, der sich in allen denkbaren Weisen abgespielt hat und beständig weiter geht. Er bringt den Menschen frohes Heil und furchtbaren Fluch. Aber ohne ihn wäre ein höheres Werden unmöglich.

Je mehr demnach Völker mit anderen in Beziehungen kommen, desto stärker werden sie der Beharrung entzogen und Veränderungen unterworfen.

Zu den äußeren Ursachen der Veränderung gehört auch das Eindringen fremder oder neuer Geistesrichtungen und Geistesschöpfungen, unter denen Religionen eine wichtige Stelle einnehmen, schon weil sie meist noch andere Kulturbestandteile einführen, ferner die Vermehrung des Wissensstoffes und damit seine Verarbeitung.

Auch die großen Erfindungen zähle ich zu den von außen kommenden Ursachen der Veränderungen, weil sie weniger Ergebnisse des allgemeinen Seins, als individuelle Leistungen sind. So kann man selbst die „großen Männer“ in diese Ursachenklasse stellen, weil auch sie in ihrer Eigenart nicht notwendige Erzeugnisse der Gesamtheit sind.

Ich habe hier vieles zusammengefaßt, was weiterhin nähere Erörterung finden soll. Darum sei zunächst nur der Satz aufgestellt, daß zu jeder größeren Veränderung von außen kommende Einwirkungen erforderlich sind. Unter ihnen verstehe ich solche, die nicht unmittelbar aus den vorhandenen Verhältnissen hervorgehen. Es steht in der Geschichte ähnlich wie in der Natur: nur ein Anstoß verändert den bisherigen Zustand.

Indem die Völker zu einander kamen, lernte das eine kennen, was das andere Eigenes oder Besseres besaß, empfing dadurch die Anregung, seine Lebensformen und Thätigkeiten zu erweitern. Ein friedlicher Wettstreit des Gedankenaustausches, des Handels, der Erzeugung von nützlichen oder sinnenreizenden Gegenständen leitete die Geister vorwärts. Aber die Völker gerieten auch feindlich aneinander. Der Kampf zwang, die Mittel des Widerstandes zu erhöhen, oder lehrte, die des Angreifers nachzuahmen. Oft erfolgte dabei eine Völkermischung, die Anlaß zu neuen Bildungen bot.

Es ist kaum nötig, diesen Satz von der Wichtigkeit äußerer Einflüsse und der Wirksamkeit der Völkerberührungen historisch zu erörtern; das hieße, die ganze Geschichte schreiben. Beruht nicht die gesamte Entwickelung Europas auf dem friedlichen und feindlichen Austausch, der unausgesetzten Kreuzung seiner großen Völker? Ganz richtig haben französische Geschichtschreiber bemerkt, die Germanen, sich selbst überlassen, hätten nichts leisten können. Nur bedachten sie nicht, daß ihr hämisch gemeintes Urteil bei allen Völkern zu Recht besteht. Eine Weltgeschichte muß demnach ihren vornehmlichen Inhalt in der Darlegung dieser wechselseitigen Einflüsse suchen.

Die Fähigkeit der Wesen, ihre Lebensthätigkeiten veränderten Bedingungen anzubequemen, ist Anpassung. Sie kommt in Anwendung bei natürlichen wie bei menschlichen Verhältnissen. Das ganze Leben ist ein Anpassungsprozeß und ist es von jeher gewesen. Die Völker haben sich ihre Gewohnheiten gebildet nach der Art des von ihnen bewohnten Landes, indem sie zugleich teils die Hemmnisse der Natur überwanden, teils sich gegen ihre schädlichen Einflüsse schützten, teils sie nutzbar machten. Selbst der Körper richtete sich nach der höheren Gewalt, indem die Menschen ihre Lebensweise der Umgebung gemäß einrichteten.

Die Anpassung gestattet einem Volke, weiter zu bestehen, wenn es durch freiwilligen Entschluß oder gewaltsamen Zwang seinen ganzen bisherigen Daseinsstand ändert, indem es die Heimat verläßt und anderwärts Hütten aufschlägt. Es nimmt sein Wesen mit hinaus und wird es so weit möglich bewahren, aber kann nicht umhin, den neuen Verhältnissen gehorchend, von jenem zu ändern, was nicht mehr zustimmt. Das auffälligste Beispiel sind nomadische Stämme, die, auf Fruchtboden gelangt, zum seßhaften Ackerbau übergehen, wie es Völker mongolischer Abkunft vielfach gethan haben. Sie werden nicht völlig anders, aber die Anpassung schneidet tief in ihr Sein ein.

Die Bedeutung der wechselseitigen Bedingungen hängt davon ab, in welcher Weise sie empfunden und verwertet werden, wie weit und in welcher Gestalt also die Anpassung ihre Kraft äußert.

Die Beobachtung liefert sehr verschiedene Ergebnisse. Die einen Völker verstehen das ihnen neu Zukommende nicht, andere lehnen es mit Bewußtsein ab und dritte haben vielleicht den Willen, aber nicht die Befähigung oder die Möglichkeit zur glücklichen Verwendung. Die Widerstandskraft gegen Fremdes kann auch so gering sein, daß Völker ihr eigenes Sein verlieren oder gar zu Grunde gehen. Selbst bei Aneignung sind die Folgen verschieden. Manche Völker nehmen nur äußerlich, nur passiv an, und bei ihnen liegt die Möglichkeit vor, daß das Neue dem Alten wieder unterliegt, wenn der Anreiz schwächer wird oder aufhört, wie das angespannte Gummiband beim Wegfallen der dehnenden Kraft zurückschnellt. Andere ergreifen die gegebene Anregung innerlich, aktiv, verarbeiten sie und nehmen sie dauernd in ihren Besitz auf. Uebrigens braucht die Anpassung nicht stets zu vervollkommnen, denn sie kann auch schlechten oder schädlichen Eigenschaften Eingang eröffnen.

Es zeigt sich also, daß Völker verschiedene Anpassungsfähigkeit haben.

Am besten werden diejenigen fahren, welche starke Anpassungskraft, aber zugleich ein ausreichendes Beharrungsvermögen besitzen. Sie sind dadurch im stande aufzunehmen, das Aufgenommene selbständig zu verarbeiten, ihr Sein zu bereichern, ohne sein Grundwesen einzubüßen. Die fortgesetzte Anpassung giebt den Kräften eine gleichmäßige Uebung und

Stärkung. Solche Völker sind am meisten zur Entwickelung berufen.

Freilich kann auch die Anpassung je nachdem verschiedene Folgen ergeben. Keineswegs bringt immer und überall gleiche Veranlassung gleiche Wirkung hervor. Ein gepflügtes und gedüngtes Feld bestimmt noch nicht die Saat, die es hervorbringen wird. Obgleich alle Planeten der Schwerkraft unterstehen, entbehren Merkur und Venus der Rotation, welche die anderen besitzen. In der dunklen Wassertiefe verloren viele Tierarten den Gebrauch der Sehorgane, andere dagegen erhielten übergroße Augen oder Leuchtapparate. Aehnlich vollbringt auch bei den Menschen die Anpassung hier so, dort so ihr Werk, fördert oder drückt nieder.

Da im allgemeinen für die Anpassung im menschlichen Leben dieselben Regeln gelten, wie im natürlichen, kann ich mich auf kurze Bemerkungen beschränken. Nur ist zu beachten, daß die menschliche Anpassung, namentlich in geschichtlichen Zeiten, hauptsächlich ein psychischer Vorgang ist. Erheischen oder begünstigen die Umstände eine bestimmte Eigenschaft, so pflegt sie zu wachsen. Es ist eine alte Erfahrung, daß Feindesnot kriegerischen Sinn weckt, langer Frieden ihn einschlafen läßt. Daher schwankt bei den Völkern die Leistung in den Waffen und die Neigung für sie. Durch das Söldnerwesen des absoluten Staates wurde das deutsche Bürgertum unkriegerisch gesinnt, bis die Befreiungskämpfe wieder in allen Ständen den Schlachtenmut anfachten. Ist eine Kunst besonders beliebt, so erzeugt die Uebung zahlreiche Leute, die sich ihr widmen und vermehrt die brauchbaren Leistungen. In dem Kalifenreich und dem maurischen Spanien dichtete jedermann, auch die reichen Hervorbringungen französischer und deutscher Litteratur in mehreren Perioden bieten Vergleiche. Ebenso sind gewisse Zeiten in der Malerei besonders fruchtbar gewesen. Es entfaltet eben jede Thätigkeit, für die die Gelegenheit günstig ist, Anziehungskraft und vergrößert die passenden Eigenschaften. Wächst jedoch eine Thätigkeit im Uebermaß, so schädigt sie andere und erzeugt unharmonische Mißbildungen, wie übermäßiges Kriegstum oder Handelstreiben. Der Nichtgebrauch von Eigenschaften bringt dagegen Erschlaffung und selbst Verlust.

Der Anpassung läßt sich der Nachahmungstrieb beigesellen.

Fortgesetzter Zwang der Anpassung an übergewaltige Verhältnisse vermag selbst einen Volkscharakter zu ändern oder einem Volke neue Eigenschaften einzuprägen. Die Juden waren im Altertum noch kein Handelsvolk, ebensowenig die Armenier des Mittelalters, deren Nachkommen unter dem Druck der türkischen Herrschaft die ehemalige kriegerische Kraft gleichfalls mit Schachergeist vertauschten. Die Juden sind Semiten, die Armenier Indogermanen, und doch brachte bei ihnen die Anpassung gleiche Erscheinungen hervor.

In der Regel sind seefahrende Völker mehr zur Aenderung geneigt als binnenländische, weil sich ihnen reichere Gelegenheit zur Anpassung darbietet. Völker, denen die äußere Anregung fehlt, erreichen vielleicht eine nicht geringe Stufe. Selbst die sogenannten Naturvölker haben nicht mehr das ursprüngliche Wesen der Menschheitsanfänge; sie kamen nur nicht weiter vorwärts, weil sie ihre Kräfte nicht mehr zu üben genötigt waren. Sie wurden das Opfer der Beharrung. Aber auch der Stillstand hat seine Folgen, weil Veränderung nie gänzlich fehlt. Es tritt sozusagen eine Rückwärtsbildung ein, eine Verknöcherung und Verkümmerung mit eigenartigen Einrichtungen und Gebräuchen. Zu ihnen gehört vielleicht das vielbesprochene Mutterrecht. Diese Rückwärtsbildung ist jedoch kein Rückfall, denn die stetige Veränderung läßt nie mehr frühere Verhältnisse vollkommen zurückkehren.

Alle diese Arten der Veränderung machen das Leben vielgestaltiger und vermehren seinen Inhalt durch neue Zuthaten. Die allgemeinen Verhältnisse gehen aus der Einfachheit in Zusammengesetztheit über. Das ist der bekannte Hergang der Differenzierung, der Zerteilung, Ausbildung, Verfeinerung, und sie ist als Kultur im höheren Sinne zu bezeichnen, weil sie eine Steigerung der Lebenserscheinungen hervorbringt.

Wie weit ist nun Darwins Lehrsatz von der natürlichen Auslese, die dem Passendsten zum Siege verhilft, historisch anwendbar?

Vor allem wäre, ähnlich wie in der Statistik, eine richtige Veranschlagung der Ursachen erforderlich. Seeck hat den Versuch gemacht, die Gründe, welche den Sturz des römischen Reiches veranlaßten, ganz nach der Darwinschen Regel darzulegen. Ich greife ein einziges Beispiel heraus. Die große Bedeutung, welche die Juden damals und in der nachfolgenden

Zeit erlangten, soll davon herrühren, daß aus den schweren Schicksalen, die das Volk unter Titus und Hadrian fast vernichteten, nur die Besten sich retteten.[1] Aber könnten es nicht auch die Feigsten, Erbärmlichsten gewesen sein, die unten durchschlüpften? Umgekehrt sollen die Kaiser in ihrem Argwohn gerade die Besten des römischen Volkes vertilgt und dadurch dessen Niedergang herbeigeführt haben. Die Reichsten und Mächtigsten sind nicht immer die Besten, und was in der Stadt Rom geschah, konnte nicht für den Charakter von Millionen der Gesamtbevölkerung maßgebend sein. Ich fürchte, mit so einfachen Beweisführungen ist für die Geschichte nicht viel zu gewinnen.

In der ersten Menschengeschichte hat die natürliche Auslese gewiß außerordentlichen Wert gehabt, aber mit der Zeit nahm ihre Bedeutung ab.

Wie weit das Individuum durch günstige körperliche oder geistige Veranlagung vorwärts kommen kann, hängt fast allein von den Zuständen der Gesellschaft ab. Wo zum Beispiel Geburtsklassen bestehen, wird der Niedriggeborene schwer diese Schranke zu übersteigen vermögen; andererseits haben bevorrechtete Klassen oft den Vorzug, ihren Mitgliedern besondere Eigenschaften zu verleihen. In unserer stark durchgeführten Mischung der Stände kann natürliche Auslese nur eine geringe Rolle spielen. Im allgemeinen stimmt ja der Satz, daß Tüchtigkeit und Geschicklichkeit den Mann fördern. Aber was etwa einzelne erreichen, beweist noch nichts für die Allgemeinheit; Tausende gleich Befähigte bleiben zurück. Man kann allerdings bevorzugte Verhältnisse der Eltern den Eigenschaften gleich rechnen. Denn der in Wohlhabenheit oder höherer Stellung Gebbrene braucht die dem armen Kinde auferlegten Hindernisse nicht erst zu überwinden; er empfängt von Jugend auf reichere Lebensanschauung und Kenntnisse. Doch fällt das heute nicht allzusehr ins Gewicht. Körperliche Kraft ist bei vielen und sogar angesehensten Berufen nicht erforderlich. So machen unsere Kulturverhältnisse eine natürliche Auslese fast unmöglich. Noch weniger kommt die geschlechtliche Zuchtwahl zur Geltung, denn die Eheschließungen folgen am wenigsten der Rücksicht auf die Beschaffenheit der Nachkommenschaft. Frei-

[1] Otto Seeck, Geschichte des Unterganges der antiken Welt I, 285 f.

lich erzeugt ja das Fehlen der Auslese einen Durchschnittscharakter und wirkt so negativ. Aehnlich hat es im großen und ganzen in den historischen Zeiten fast überall gestanden, und ich glaube daher nicht, daß in ihnen dieses Gesetz für die Entwickelung der Individuen und damit der Gesamtheit belangreich in Anwendung kommt und zur Belehrung führt.

Eher ist natürliche Auslese in der Geschichte ganzer Völker erkennbar. Da ist in der That größere Entwickelungsfähigkeit ein Hebel zum Emporkommen, und das stärkere Volk erringt den Vortritt vor dem schwächeren. Will ich doch selbst späterhin erklären, warum die indogermanische Rasse die übrigen überstrahlte. Allein in der Weltgeschichte spielen so viele andere Umstände mit, daß der Satz von dem Siege des Passendsten zur Erklärung nicht ausreicht.

Am ehesten könnte man behaupten, daß in dem Wettkampf von Ideen die passendste erstarkt und vorwärts kommt.

Es ist richtig, daß auch in der Geschichte die stärkere Kraft zu siegen pflegt. Allein oft ist schwer zu sagen, warum sie die mächtigste ist, und meist läßt sie nur der Erfolg als solche erkennen.

In der Geschichte giebt es wie in der Natur eine Veränderungsform, die als Auslösung bezeichnet wird. Man spricht von ihr, wenn keine Proportionalität zwischen Ursache und Wirkung vorhanden ist, wenn etwa das einfache Umdrehen eines Hahnes die furchtbare Kraft des Dampfes zur Entfaltung bringt. Die Veränderung in der Stellung des Hahnes ist eben nicht die eigentliche Ursache der Wirkung, die vielmehr in der Spannkraft des Dampfes zu suchen ist, sondern nur der Anlaß.

Solche Auslösungen sind häufig die Erfindungen. Nirgends tritt das deutlicher hervor, als bei der Buchdruckerkunst; die durch sie ermöglichte Verbreitung geistigen Lebens war die Ursache zu ihrer Wirkung.

Beharrung und Veränderung bestimmen und beherrschen demnach die geschichtliche Entwickelung. Die Beharrung hemmt die Veränderung und beschränkt ihren Einfluß, die Veränderung bekämpft die Beharrung und bricht ihre Macht. Beider Kraft ist allumfassend; geht die Beharrung von innen aus, so kommt die Veränderung vorwiegend von außen. So einfach diese Verhältnisse scheinen, ihre Wirkung ist eine ungemein mannigfache, weil die Welt überreich ist an Formen und Kräften,

und weil die Veränderung jedes Teiles sich auf die übrigen erstreckt. Je länger und vielseitiger die vorangegangene Geschichte war, desto verschlungener und vielgestaltiger wird auch das Verhältnis von Beharrung und Veränderung.

Dazu gehört auch die oft bemerkte Folge von Aktion und Reaktion.

Auf geistigem und staatlichem Gebiete kommen plötzliche Umwälzungen vor, wenn sie auch nur Ausnahmen sind. Es ist kaum nötig zu bemerken, daß infolge der Weise historischer Entwickelung jede plötzliche und heftige Katastrophe nur durch lange Vorbereitung ihrer Ursachen möglich wird. Sie ist lediglich eine äußere Erscheinung, die von inneren Gründen verursacht ist. Aber durch sie wird die Kontinuität geschwächt, manchmal scheinbar abgebrochen; sie kann dem Drange nicht standhalten, wie die Vulkane längs den Verwerfungsspalten ihre Krater bilden.

Jeder solchen Revolution, dem beschleunigten und gewaltsamen Durchbruch bestehender Zustände folgt die Reaktion. Sie ist nicht, wie sie meist gedeutet wird, eine bloße Rückwendung, eine Umkehr, erzwungen durch die Wiedererholung der eben besiegten Kräfte. Vielmehr zeigt die lastende Schwerkraft der unterbrochenen Beharrung nochmals ihre nicht so leicht zu überwindende Gewalt; ihre Zähigkeit läßt sie die Störungen bezwingen. Doch ganz überwindet sie den erlittenen Schaden nicht, weil die Verhältnisse, in denen sie wieder zur Kraft gelangt, nicht mehr genau die alten sind und etwas von der Veränderung an sich tragen.

Keine plötzliche Aenderung hält stand, wenn sie nicht mit der Beharrung in Verbindung tritt. Daher pflegen die Revolutionen selbst unmittelbar nichts Dauerndes hervorzubringen; ihre entscheidende Wirkung besteht darin, daß sie einen Teil des alten Bestandes zerstören und dadurch dem neuen Luft und Platz erobern. Auch die Reaktion schafft nichts Anhaltendes, sondern stellt nur das Gleichgewicht wieder her, und erst nach ihr setzt die Geschichte ihren regelmäßigen Lauf, doch in geänderter Form, fort. Das sich schließlich Bildende ist kein vollkommener Widerspruch gegen das vorher Gewesene, sondern dessen wenngleich bedingte Fortführung.

Wird ein gerade aufwachsender Pflanzenteil aus seiner aufrechten Stellung herausgedrängt, so richtet er sich, wenn er

noch wachstumsfähig ist, vermöge des geotropischen Triebes, der Wirkung der Schwerkraft, wieder auf. Er thut es sogar mit einer Ueberbiegung nach rückwärts über die Vertikale hinaus, wie meist die Reaktion die vor der Revolution vorhandenen Verhältnisse zu überbieten sucht.[1])

Gestalteten sich doch nach dem Sturze Napoleons die Verhältnisse so, daß es scheinen konnte, der gewaltige Eroberer habe gar nicht gelebt. Ein Normalbeispiel sind die englischen Revolutionen.

In welcher Weise kommt nun der Gegensatz zwischen Beharrung und Veränderung zum Vollzug?

---

# Dritter Abschnitt.

## Die Ideen, ihr Ursprung und ihre Bewegung.

Daß alle Geschichte Werden und Entwickelung ist, bestreitet niemand, nur die gezogenen Folgerungen sind verschieden. Manche begnügen sich mit der Anerkennung des Satzes, ohne ihn recht zu verwerten, andere bauen ihr ganzes System darauf.

Der Mensch hat viele Bedürfnisse mit dem Tier gemeinsam, ohne deren Befriedigung er nicht bestehen kann. Seine höhere Begabung leitete ihn an, diese Naturforderungen in ausgiebigerer Weise über die äußerste Notwendigkeit hinaus zu erfüllen, und dadurch entstanden weitere Wünsche. Sobald die einfachsten Zustände überwunden waren, traten andere Bedürfnisse hinzu. Der Mensch lebt nicht vom Brote allein. Die Gemeinschaft mit anderen erweckt ihm in Liebe und Haß, in Ehrgeiz und Furcht besondere Triebe, er kommt in die Lage, nicht für sich allein, sondern auch für das Ganze thätig sein zu müssen.

Diese leiblichen und geistigen Bedürfnisse können Forderungen des einzelnen für seinen Sonderbestand oder für sein

---

[1]) Straßburger Lehrbuch der Botanik 223.

Verhältnis zur Gemeinschaft sein, sie können, wenn viele in gleicher Lage sind, von einem Teil der Gesamtheit oder von dem Ganzen empfunden werden.

Schon das Streben nach Erhaltung ist ein Bedürfnis.

Ungestörte Beharrung, das Fortleben in gewohnten Verhältnissen lassen nur langsam und beschränkt andere Bedürfnisse aufkommen. Schneller und in stärkerem Grade werden sie durch Einflüsse von außen hervorgerufen, deren Anstoß unmittelbare oder mittelbare Aenderungen bringt. Zu ersteren gehören etwa kriegerische Ereignisse, zu den anderen die zugeführte Kenntnis von fremden Dingen oder Zuständen. In jedem Falle können durch die Veränderung neue Bedürfnisse entstehen und damit der Wunsch, sie zu befriedigen.

Dieser Wunsch ist geistiger Art; denn das Bedürfnis gelangt zum Bewußtsein und zur Wirksamkeit nur durch die Uebertragung ins Psychische. Damit ist jedoch nicht die Ursache selbst aufgehoben und aus der Geschichte ausgeschaltet. Gewiß, nicht der Hunger an sich zwingt zur Nahrungsuche, sondern das Gefühl des Hungers, aber dieses entsteht erst, wenn der leere Magen es anregt. Alle Entwickelung geht also thatsächlich von dem Bedürfnisse aus. Aber selbst wenn das Bedürfnis materiellen Ursachen oder egoistischen Trieben entspringt, ist nicht nötig, daß lediglich solche bei seiner Durchführung in Thätigkeit sind. Auch in die Fragen, die an sich nur vom Streite um Mein und Dein, um Erfordernisse des nackten Daseins handeln, sind bei höheren Kulturgraden immer andere mehr ideeller Natur eingeschlungen.

Der menschliche Kampf ums Dasein gilt nicht allein der Erhaltung; wenn eine Veränderung erzielt werden soll, ist daran in der Regel die Absicht geknüpft, eine Verbesserung des Daseins zu erreichen. Offenbar wird dadurch der Vorgang höher bewertet. Wer nicht nur Mittel sucht, um eine Hungersnot zu stillen, sondern zugleich darauf sinnt, ihre Ursachen für die Zukunft zu beseitigen, verrichtet in gesteigertem Maße Kulturarbeit.

Lassen wir zunächst äußere und gewaltsame Einwirkungen beiseite, nehmen wir ruhigen Gang an, weil er am leichtesten die Sache klar macht.

Wenn das Gefühl des Bedürfnisses ins Bewußtsein tritt und auf Befriedigung drängt, wird es zur Idee. Ideen nenne

ich, um eine möglichst allgemein gehaltene Erklärung zu geben, Gedanken, welche auf Erreichung eines bestimmten Zieles gerichtet sind. Sie erwachsen demnach innerhalb der menschlichen Verhältnisse und sind an sie gebunden. Sie haben ihre Voraussetzungen und ihre Berechtigung nur dadurch, daß sie in einer vorhandenen Wirklichkeit, die ihnen Ursprung, Nahrung und Kraft giebt, entstehen und bestehen. Sie sind der Ausfluß jeweiliger Verhältnisse, der Ausdruck vorhandener Bestrebungen. Ihre Dauer ist daher eine bemessene, nur so lang, als das Bedürfnis anhält, dem sie entsprechen. Die Ideen sind also geworden, veränderlich, sterblich; sie sind weder transcendente Mächte, noch rühren sie von solchen her.

Wenn nun die Ideen unter den Menschen entspringen, wer sind ihre ersten Urheber? Jedenfalls können das nur Individuen sein, nicht die Gesamtheit. Die Sache wird nicht anders, wenn eine Anzahl von einzelnen, durch gleiche Lage bewogen, zur selben Zeit ähnliche Gedanken faßt.

Eine Idee kann indessen erst wirken, wenn eine größere Menge sie teilt oder für sie gewonnen wird, auf welche Weise das auch geschehen mag. Dadurch wird sie unpersönlich, Massenbesitz, infolgedessen vielleicht unbestimmter, allgemeiner, doch dafür leichter faßbar. Nicht selten fällt ihr erster Ursprung darüber der Vergessenheit anheim. Oft bleibt eine Idee im beschränkten Kreise und gerät dadurch in schwere Kämpfe oder stirbt ab. Andere dagegen werden zum Allgemeingut. Wie das geschieht, ist im einzelnen Fall kaum zu verfolgen oder nachzuweisen, und nicht mit Unrecht hat man das Wachstum von Ideen mit der Verbreitung ansteckender Krankheiten verglichen. Auch Suggestion ist zur Erklärung herangezogen worden. Die Bäche, die den Strom schaffen, erhalten ihr Wasser nicht nur aus der nachweisbaren Quelle; aus Luft und Regen, aus zahllosen Rinnsalen fließt es ihnen zu. Jedenfalls ist weite Verbreitung nur möglich, wenn das Bedürfnis, das die Idee befriedigen will, allgemeiner empfunden wird.

Gelangt sie zur Herrschaft, so übt die Idee oft eine Zaubergewalt aus und erfüllt den gesamten Anschauungskreis. Selbst die Widerstrebenden tragen ihr Rechnung und der Widerspruch gilt häufig weniger der Idee an sich, als der Weise der Durchführung. So stand es mit der kirchlichen Idee des Mittel-

alters, den reformatorischen Bestrebungen vom vierzehnten Jahrhundert an, den Humanitätsidealen des achtzehnten Jahrhunderts, den nationalen und sozialen Strömungen der Jetztzeit.

Man darf mit dem Begriff Idee nicht allzu freigebig sein. Nicht jede Meinung, die von leitender Stelle oder von Gelehrten ausgeht, nicht jede Lehre, so wirksam sie sein mag, ist eine Idee im engeren Sinne. Die angeschlagene Saite bedarf eines großen Resonanzbodens, um voll zu klingen. Die Idee muß beträchtlichen Volksteilen zum Stück eigenen Seins, zum selbstverständlichen Leiter des Lebens werden. Als geschichtlich wirksame Ideen sind nur diejenigen zu betrachten, welche aus einem Bedürfnis hervorgehend sich auf das allgemeine Leben und seine Verbesserung beziehen.

Wenn eine Idee um sich greift, verwandelt sie den Zweck des Bedürfnisses in einen Grundsatz, macht es zum Prinzip. Alsdann streift sie, eben weil sie sich durch Allgemeinwerden über das einzelne erhebt, die materiellen oder egoistischen Ursprungsschlacken ab; die besonderen Gründe, aus denen sie entstand, treten zurück. Die Richtigkeit der Idee bedarf keines Nachweises mehr, sie liegt in der allgemeinen Zustimmung. Durch sie wird historisch jede Idee berechtigt zu sein, gleichgültig, wie ihr Inhalt ist, denn alles, das zur historischen Erscheinung wird, erhält durch sein Dasein Lebensrecht. Insofern ist, wie Hegel sagt, alles, was ist, vernünftig.

Die Idee kann sich zum Ideal vollenden und damit in die sittliche Sphäre eintreten. Ein Ideal ist eine Idee, die um ihrer selbst willen ergriffen wird. Sie packt den Menschen mit solcher Kraft, daß er zu ihrer Durchsetzung, die allerdings auch einen Vorteil bringen soll, Nachteile in den Kauf nimmt, die den Vorteil entweder überwiegen oder es ungewiß machen, ob ihn der einzelne für seine Person erreicht. Wer bereit ist, für seine Idee zu sterben oder seinen hergebrachten Bestand daranzusetzen, der streitet für ein Ideal, welcher Art es auch sein möge.

Die Bildung von Ideen ist nach Zeit und Ort verschieden. Ganz ideenlos ist wohl nie eine höhere Gesamtheit, weil jede Bedürfnisse hat. Doch das Bedürfnis ist nur die Voraussetzung von Ideen; daß es auch solche erzeugen muß, ist keine notwendige Folge. Es giebt Einzelwesen und

Gesamtheiten, die gefühllos oder geduldig Leiden ertragen, die bei anderen lebhafteste Begierde nach Abhilfe entzünden würden. Die Neigung zu Ideen entspricht in der Regel der Anpassungsfähigkeit.

Die Ideen sind nichts anderes als historische Vorgänge. Sie haben ihre Vorgeschichte und ihr Ursprung ist aus der Vergangenheit zu erklären. Der Geschichtschreiber hat sie zu nehmen wie sie sind und zunächst nur zu erläutern, welchen Wert sie für ihre Zeit hatten, in welcher Weise sie deren Geist zurückstrahlen. Die Meinung, die unsere Gegenwart über solche Ideen hegt, darf dabei nicht in Anschlag kommen; wohl aber ist zu untersuchen, welchen Erfolg sie hatten, denn er weist ihnen ihre Stellung in der allgemeinen Entwickelung an.

Keine Idee kann durchgesetzt werden ohne Kampf gegen die Beharrung, gegen den Widerstand anderer vorhandener. Daher liegt der Angriff in ihrer Natur, sie würde sich selber zum Nichtsein, zum Tode verurteilen, wenn sie anders verführe. Freilich, die Art des Angriffes liegt in den Verhältnissen. Aber der Wert einer Idee hängt nicht von der Weise ab, mit der sie ins Leben gesetzt wird; es mag geschehen, daß einer schädlichen Idee gute Mittel, einer nützlichen verwerfliche zum Siege verhelfen. Daher ist auch der Wert von Menschen nicht ohne weiteres nach den Ideen abzuwägen, welche sie vertreten; zeigen doch auch die verkehrtesten, abstoßendsten Anschauungen Märtyrer auf.

In den Ideen kommen die Stimmungen ihrer Zeiten und der jeweiligen Generation zum lebendigen Ausdruck. Aber kaum wird jemals nur eine einzige vorhanden sein, denn das Leben hat vielfache Seiten und daher Bedürfnisse. Indem nun die Idee vorwärts ringt, stößt sie mit anderen zusammen und gerät mit ihnen in Kampf. In diesem Streit und Gegensatz bewegt sich die Geschichte und empfängt von ihm ihr Leben.

Als historische Vorgänge durchleben auch die Ideen den Kreislauf alles Irdischen; gleich dem Kinde gehen sie mit ihrer Geburt dem Grabe entgegen. Wenn sich ein Gebirge aufrichtet, so treten zugleich die Kräfte in Wirksamkeit, die es wieder abtragen. Die mit aufgestiegenen Wasserläufe graben Thäler; Regen, Wind, Hitze und Kälte beginnen ihre zersetzende

und zernagende Thätigkeit; die Hebung wird begleitet von der künftigen Abflachung.

Die Idee gebiert selber die Kräfte, die sie wieder zerstören. In dem Mythos verschlingt Kronos seine Kinder, in der Geschichte verschlingen die Kinder ihre Mutter.

Keine Idee kann rein vollendet werden. Nicht allein die ihr entgegentretende Beharrung steht hindernd im Wege, auch andere Ursachen kommen beeinträchtigend hinzu. Eine in die Erde getriebene Eisenstange dringt nie in gerader Linie ein.

Jede Idee entsteht aus bestimmten Voraussetzungen, aus gegebenen Zuständen. Sie gelangt nur zum Siege oder zur Durchführung, indem die Verhältnisse, aus denen sie hervorging, umgestaltet werden. Dadurch entstehen Neubildungen, die nicht mehr ganz mit den ursprünglichen Voraussetzungen übereinstimmen. Die siegende Idee zersetzt also selber den Boden, auf dem sie gewachsen ist und paßt nicht mehr völlig.

Daraus erklärt sich das häufige Vorkommnis, daß große Männer von ihrem Werke mit Nichtbefriedigung scheiden. Sie riefen durch die Veränderung bestehender Verhältnisse Kräfte hervor, die sich von dem ursprünglichen Ausgangspunkte ihrer Zwecke entfernen und nicht ihren Absichten entsprechen. An Stelle der überwundenen Schwierigkeiten treten andere und die neuerweckten Geister lassen sich nicht bannen.

Nun ist jede Idee einseitig, das Leben zusammengesetzt und die Differenzierung hat sogar durch die neue Idee zugenommen. Sie deckt nicht den ganzen Inhalt des Lebens. Die Beharrung nimmt zwar die siegreiche Idee in sich auf, aber sie bewahrt auch andere, ältere Bestandteile, die nur zurücktreten, nicht gänzlich untergehen. Neben der einen Idee bleibt die Notwendigkeit anderer.

So kommt es, daß die Idee den Zweck, der ihr das Leben gab und den sie zu erfüllen verhieß, nicht vollkommen leisten kann. Keine einzelne Idee vermag das, so oft auch die Hoffnung sich an ihr aufrichtet. Sie büßt daher ihren frischen Zauber ein; die auf sie gesetzte Zuversicht schwindet. Immer wieder denken die Menschen, mit einer neuen Idee alle Schäden und Gebrechen zu heilen, sie gilt als Panacee. Aber bald genug kommt die Enttäuschung.

Endlich hat, wie jedes Ding auf Erden, die Idee neben der nützlichen eine schädliche Seite. Ist die erstere verbraucht,

so drängt sich vielleicht die andere hervor und bewirkt Entfremdung.

Die geschichtliche Entwickelung ist ebenso unbarmherzig wie die Natur; auch sie geht über das nicht mehr Passende, mag es sich die größten Verdienste erworben haben, zur Tagesordnung über. Die so lange als Herrscherin waltete, scheidet langsam aus dem Bestande der Zeit aus. Noch lebt sie weiter durch die Kontinuität, die, einst Gegnerin, ihr jetzt zu gute kommt und über ihre Berechtigung hinaus ein Nachleben fristen kann. Noch als Schatten hochgeehrt, dauert die alte Idee in beschränktem Kreise weiter. Das Verhältnis von Form und Inhalt, dessen wir oben gedachten, kommt auch hier zum Vorschein.

Der Kampf um die Erhaltung spinnt sich je nach Stärke und Umfang der Idee ab. Auch er trägt Gründe des Verfalls in sich. Die Idee sollte ein Mittel zum Zweck sein, aber ist dieser mehr oder minder erreicht, so wird sie für ihre zurückbleibenden Bekenner oder die Einrichtungen, die sie schuf, zum Selbstzweck und verliert dadurch noch mehr den letzten Schein ihrer Berechtigung. Sobald eine Institution nicht mehr von dem allgemeinen Gefühle der Notwendigkeit getragen wird, ist ihr Ende unvermeidlich und die ehemalige Wohlthäterin wird zur Feindin.

Die neuen Bedürfnisse, welche durch die Aenderung entstanden waren, vermehren die Differenzierung und erzeugen neue Forderungen. Ein ewiger Prozeß ohne Ende! Andere Ideen beginnen denselben Lauf zum Siege und — zum Untergange.

Ein Schauspiel, das traurig machen könnte. Erst wird der Apfel der Hesperiden begierig ergriffen, dann die leere Schale gleichgültig weggeworfen. Aber die Bäume stoßen ihre Blätter nur ab, weil neue hervordrängende ihnen die Nahrung abgeschnitten haben, der Untergang verkündet frisches Leben. Ferner stirbt keine Idee, ohne gewirkt zu haben. Erfüllte sie auch nicht voll ihren Zweck, so gab sie eine Zeitlang den Menschen Freude und Begeisterung. Und nie ist ihre Arbeit vergeblich. Jede Idee bringt echtes Gut, das sie in dem Schatze der Kultur hinterläßt. Jede bereichert und vertieft das Dasein, wie das zerriebene und herabgeschwemmte Gestein den Fruchtboden hergiebt. Auch was irrtümlich an

ihr war, hat seinen Nutzen, denn im Grunde ist wahrer Fortschritt nur Ueberwindung von Irrtümern.

Auch die Weltkörper entstehen und vergehen; warum nicht die Gedanken armseliger Menschen?

Nicht immer ist den Ideen vergönnt, friedlich auszuleben. Wenn die ihnen entgegenstehenden Kräfte übermächtig sind, erliegen sie und werden mit Gewalt unterdrückt. Namentlich in der Geschichte der Religionen und der sozialen Verhältnisse ist dieser Ausgang zu beobachten.

Oft ist die nachfolgende Idee der vorhergehenden verwandt, aber dann liegt nur eine ergänzende Weiterführung oder ein Uebergang vor. Solche Uebergänge vermitteln einen gegensätzlichen Wechsel.

Läßt sich darüber eine Regel aufstellen? Mir scheint dem so.

In der Geschichte begegnet eine Bewegung, die auf den ersten Blick an die des Pendels erinnert. Der Vergleich trifft indessen nicht ganz zu, weil der Pendel an genau dieselben Punkte zurückkehrt und seine Schwingung regelmäßiger ist, als geschichtlicher Verlauf sein kann. Daher bevorzuge ich die bereits in der Wissenschaft eingebürgerte Bezeichnung: Kontrastbewegung.[1])

Weil jede Idee einseitig ist und nicht alle Verhältnisse des Daseins umfaßt, bleiben, solange sie vornehmlich waltet, andere Forderungen vernachlässigt. Das Leben drängt indessen auf allseitige Befriedigung. Daher regen sich die zurückgesetzten Bedürfnisse und gewinnen allmählich an Stärke. Gewöhnlich werden es solche sein, die mit der leitenden Idee wenig oder nichts zu thun haben, mit ihr nicht harmonieren oder einen ihr gerade entgegengesetzten Zweck verfolgen. Den gefühlten Mangel zu ergänzen, setzt sich eine neue Idee zum Ziele, die emporkommt, je mehr die alte aus den eben erörterten Gründen an Kraft und Ansehen verliert. Der Wechsel der Ideen erfolgt demnach so, daß die Ablösung das Kehrbild des Vorgängers ist.

Nicht Aktion oder Revolution und ihre Nachfolgerin, die Reaktion, sind hier gemeint, sie haben oben eine andere Erklärung erhalten. Ich denke vielmehr an eine verwandte Er-

[1]) Wilhelm Wundt, Logik 2. Aufl. II, 2, 282 ff; 413 ff.

scheinung in der Natur, an die Wirkung des leeren Raumes, des Vakuum. Wie die Luft in den frei gewordenen Raum strömt, so drängen Ideen vorwärts, sobald für sie Platz geworden ist, denn auch im geistigen Leben kann keine Leere bestehen.

Beispiele sind leicht zu finden.

Durch die Verschmelzung der Völker und ihrer geistigen Erwerbungen entstand die universale Kultur des Römerreiches. Bereits während des vollen Bestandes war eine Trennung des Ostens und Westens im gesamten Leben bemerkbar, die dann die Ergebnisse der Völkerwanderung dauernd machten. Die germanischen Völker vermochten mit dem vorgefundenen Kulturbestand nicht zu wirtschaften. Aus dem Chaos stieg langsam die kirchlich-christliche Idee empor, bis sie im Abendlande eine neue einheitliche, das Ganze durchsättigende Kultur schuf. Auch ihr Ende kam. Die Reiche drängten nach Selbständigkeit, die Völker nach Befriedigung ihrer besonderen religiösen Sinnesweise, das neu erwachte Denken verlangte weite Bahnen, das wirtschaftliche Leben wandte den Blick der Erde zu. Jenes großartige kirchliche System, die von ihm gebrachte Lebensauffassung erlagen den auseinanderreißenden Kräften. Die Religion spaltete sich, die Völker entwickelten ihre Eigenart. Inzwischen arbeitete allenthalben der frei gewordene Geist, und er schloß wieder zusammen in der Aufklärung. Ihr Charakter war ein allgemeiner, kosmopolitischer. Doch ihrer Allmacht entzog sich die differenzierte Philosophie, die neue Probleme aufstellte. Die Religionen suchten den durch den Rationalismus verlorenen Boden wieder zurückzugewinnen und gerieten darüber teils in gegenseitigen Kampf, teils in innere Spaltung. Die nationalen Gedanken und der moderne Patriotismus machten das Einzelstaatstum, das eine Zeitlang nur wie ein äußeres Gewand die Unterthanen umgeben hatte, zum innerlichen Besitz. Auch wirtschaftlich schlossen sich die Staaten ab und traten überall, wo sich ihre Interessen berührten, in Wettbewerb. So stehen wir gegenwärtig in einem Zustande der Zersetzung. Ob die daneben bemerkbare internationale Strömung stark genug sein wird, eine Einheit herzustellen, ist abzuwarten.

Auch innerhalb der einzelnen geistigen und künstlerischen Thätigkeiten ist der gleiche Lauf zu erkennen. Gewisse Mei-

nungen und Richtungen kommen zur alleinigen, oft tyrannischen Herrschaft, die nach einiger Zeit durch Abfall gemindert und schließlich aufgehoben wird.

Daß in der Religion mystisch-idealistische Zeiten mit rationalistischen abwechseln, ist bekannt. Den Stammes- und Volkskulten des Altertums folgte die universal-philosophische Auffassung, um dem Neuplatonismus Platz zu machen. Gegen seinen Ueberschwang erschien die christliche Religion einfach und verständlich. Das Christentum gab dem schon in den letzten Jahrhunderten vorhandenen übersinnlichen Hang, das Ziel menschlichen Lebens jenseits der Erde zu finden, vollen Ausdruck, und Jahrhunderte blieb die weltflüchtige Anschauung, bis der Gegenschlag in dem Humanismus erfolgte, der dem irdischen Dasein und der Natur wieder zu ihrem Rechte verhalf. Lehnte er die theologische Dogmatik ab, so erlangte sie wiederum durch Reformation und Gegenreformation die Oberhand, bis sie nach beendigtem Waffenkampf der Konfessionen aufhörte, die Welt zu beschäftigen. Die folgende nüchterne Aufklärung, die in ihrer letzten Zeit schon occultistisches Treiben erleben mußte, wich in Deutschland vor der Idealphilosophie, vor mystischen und gefühlvollen Belebungen der Religion, ebenso wie sie staatlich von nationalen Tendenzen überwunden wurde. Dennoch brach darauf die Periode wissenschaftlicher Skeptik herein, die bis zu weitestem Widerspruch vorschritt. Heute gehen die verschiedenen Richtungen nebeneinander, aber es scheint keineswegs ausgeschlossen, daß wieder eine Zeit kommt, die im religiösen Wesen ihr Hauptinteresse findet.

Bis in unsere Tage war die große, allgemeine, begeisterte Losung die Humanität, in einem Sinne, den erst das achtzehnte Jahrhundert hervorgebracht hat. Auch gegen sie regt sich Widerspruch. Nicht nur in der starken Nationalisierung, die von bisher heilig gehaltenen Grundsätzen stark abweicht. Forderungen erheben sich in der Gesetzgebung und dem Recht, um die wirklichen oder angeblichen Uebertreibungen der Humanität abzuwerfen; eine Philosophie, die sie als jämmerliche Schwäche verdammt, findet vielen Anklang; der Antisemitismus ist das auffälligste Zeichen einer umgekehrten Denkweise.

Auch im staatlichen Leben begegnen wir dem Wechsel von Gegensätzen. Das Mittelalter war zwar keineswegs so demokratisch, wie oft behauptet wird, aber es kannte nur eine ge-

ringe Entwickelung des Staates und war geneigt, ihn in Teile aufzulösen. Der Absolutismus schuf endlich Ordnung; ihm trat nicht allein die wissenschaftliche Theorie zur Seite, sondern die Masse des Volkes ergab sich ihm vollständig, nicht bloß aus Zwang, sondern in Erkenntnis der Vorteile, die er gewährte. Als er seine Aufgaben zum größten Teil gelöst hatte, erhob sich der Widerspruch. Es war nicht zufällig, daß gerade in der Zeit, wo Völker wie Ware behandelt wurden und ihre Rechte unter äußerster Geringschätzung verschwanden, die Aufklärung das Gegengift, die allgemeine Humanität, bereitete. Die Abneigung gegen den Absolutismus nahm solche Stärke an, daß Herrscher kurzweg als Tyrannen galten. Diese übertriebene Abneigung schwächte sich ab, doch der Konstitutionalismus, nicht ohne Anklänge an Demokratie und Republikanismus, führte den Kampf für die Anerkennung der politisch rechtlosen Masse. Im Liberalismus glaubte man das Heilmittel aller Uebel zu entdecken. Heutzutage scheint er fast zu den Toten geworfen zu sein und wieder absolutistischer Sinnesart weichen zu müssen. Sein Hauptsatz, der Entwickelung freie Bahn zu lassen, wird allenthalben bestritten. Das Heil wird von einem allmächtigen Staate erwartet, der sämtliche Lebensthätigkeiten unter seine Fittiche nehmen soll. Das merkwürdigste ist, daß der gleiche Grundgedanke an den denkbar entgegengesetztesten Polen gehegt wird. Die nationalen wie die internationalen Parteien teilen ihn. Der Unterschied ist nur, daß die einen dem gegenwärtigen Staate, die anderen einem Staate der Zukunft die rettende Aufgabe zuschreiben. Tritt hier eine neue Auffassung des gegenseitigen Verhältnisses der Menschen ins Leben? Oder haben wir es nur mit einer Reaktionserscheinung zu thun, die den endlichen Sieg der liberalen Idee verkündet? Erst unsere Nachkommen werden es wissen.

Durch Litteratur und Kunst geht wenigstens in neuerer Zeit der Wechsel zwischen Idealem und Naturalistischem, zwischen Bevorzugung der Form oder des Inhalts. Die Baukunst der Renaissance stellte der geschweiften, vertikalen Gotik die gerade, horizontale Linie entgegen, ihrer langgezogenen, weitgedehnten Formengebung das Einzelne, die Fülle von Gegenständen. Dem feierlichen Barockstil folgte das heitere Rokoko, das alle geraden Linien auflöste. Unsere moderne Malerei will die reine Natur der durch das künstlerische Auge umgeschaffenen

entgegenstellen, im Einklang mit der Litteratur, die das alltäglich Menschliche statt des erdichteten sich zum Ziele setzt. Auch die periodischen wirtschaftlichen Krisen sind als Rückschläge Kontrastbewegungen.

Doch genug von diesen Beispielen, deren ausführliche Behandlung ungemessenen Raum einnehmen würde.[1])

Die Fortbewegung der Geschichte in Kontrasten scheint eine trostlose Sisyphusarbeit zu sein. Aber von jeder Wendung bleibt ein Restbestand des Erworbenen und Weiterwirkenden zurück, der seinen Wert behält. Die Gesamtentwickelung wird durch sie vielseitiger und zugleich durch die fortwährende Ausfüllung von Lücken und Ergänzung vernachlässigter Glieder oder Teile harmonischer.

Nicht regelloses Zickzack wirft alles durcheinander, sondern die Kontraste stehen in innerlichem, grundsätzlichem Zusammenhang.

Mit der Kontrastbewegung hängt eine andere Erscheinung zusammen. Nämlich die Ideen zerspalten sich, indem der eine Teil die alte Richtung fortbehält, der andere ihr entgegentritt, so daß die Idee aus ihrem eigenen Schoße heraus Widerspruch gebiert. Die christliche Lehre von der Weltentsagung und Armut gab der Kirche das Mönchstum, aber schuf ihr nachher schwere Kämpfe mit den Ketzern und den Minoriten. Dieselbe Kirche bediente sich der Wissenschaft, um nachher von ihr die schwersten Angriffe zu erfahren. Der mittelalterliche Staat war berufen, die Kirche zu unterstützen, aber der Gedanke, daß beide die gleichen Aufgaben hatten, veranlaßte erst den Streit zwischen Kaisern und Päpsten und gab später den Staaten die Veranlassung, ihre Unabhängigkeit herzustellen. Aus dem allgemeinen Unterthanenverband, den der absolute Staat schuf, ging das Verfassungsleben der Monarchien hervor.

Ein gleicher Wechsel findet zwischen Expansion und Kontraktion, zwischen Zusammenballung und Auflösung statt. Wie ihm die Himmelswelt unterworfen ist, so zerfallen auch in der Geschichte regelmäßig universale Bildungen und umgekehrt. Alle großen Reiche sind auseinandergegangen: das

---

[1]) Ausführungen von anderen Gesichtspunkten aus geben die letzten Abschnitte, namentlich der achte.

römische, das karolingische, das alte deutsche, die mächtigen Herrschaften der Araber, der Mongolen und der Türken; nur das chinesische hat Jahrtausende überdauert. Da jedoch ihre Zertrümmerung nicht allein durch innere Gründe, sondern von äußeren Gewalten veranlaßt wurde, mag sie weniger beweiskräftig sein, als der gleiche Verlauf in großen Ideenkreisen. Die vollkommen gleichförmige Kultur Roms, der einheitliche Zusammenschluß der mittelalterlichen Welt und Kirche, der weithin verbreitete Humanismus, die weltbürgerliche Tendenz der Aufklärung, der international-demokratische Zug der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts — sie alle hielten nicht auf die Dauer stand, sondern machten Sonderbildungen Platz, die wieder ihrer Zeit in allgemeine Ideen einmündeten. Auch der wissenschaftliche Betrieb geht zwischen allgemeinen Ideen und Einzelforschung hin und her, je nachdem man die beste Förderung erwartet. Daß jemals eine allgemeine gleiche Weltkultur auf die Dauer herrschen wird, ist deshalb wenig wahrscheinlich. Darum ist auch nicht zu fürchten, daß sich die menschliche Kultur jemals erschöpfen könnte.

Goethes Wort, daß die Geschichte sich in Spiralen bewegt, findet somit eine gewisse Bestätigung. Nur sind die Ringe alle verschieden und sie biegen nicht immer aufwärts. Denn natürlich, daß dieses ewige Widerspiel nicht in einfacher Bejahung oder Verneinung verläuft und niemals genau dieselben Erscheinungen wiederkehren, weil die fortschreitende Entwickelung kein völlig Gleiches aufkommen läßt. Daß scheinbar dieselben geschichtlichen Grundzüge wiederkehren, kommt daher, weil die Zahl der Bedürfnisse und damit der Ideen, die der Mensch hat, nicht groß ist. Daher wiederholen sie sich beständig, aber die Lösung ist nie gleich einer früheren.[1]) Nur die Lebensformen werden beständig mannigfacher. Demnach haben weder der Prediger Salomonis mit seinem Satze: „Es geschieht nichts Neues unter der Sonne", noch Ben Akiba mit seiner Behauptung: „Alles schon dagewesen" recht. Jedesmal ist die Lage eine neue, so daß dieselbe Idee zu verschiedenen Zeiten eine ganz andere Anwendung findet.

In dem Sinne, daß große Ideen auftauchen und hin-

---

[1]) Vergl. im zehnten Abschnitt über die Analogien.

schwinden, kann man wohl von aufsteigenden und absteigenden Zeiten reden. Man nennt sie auch positive und negative, optimistische und pessimistische, ideale und materialistische. Nur ist nicht gerechtfertigt, damit besonderes Lob oder harten Tadel auszusprechen. Gewiß sind die Zeiten der Jugend anziehender, als die der Reife und des Verwelkens. Aber wie der Organismus, vermögen auch der einzelne oder eine Gesamtheit nicht beständige Anspannung zu ertragen; ihr folgt Ermüdung. Völker erheben sich unter gewissen Bedingungen zu unerhörten Thaten, um wieder zu ermatten, wie das deutsche nach den Befreiungskriegen; extreme Parteien — man denke nur an die Puritaner — zerfallen schnell. Auch die Entwickelung zwingt von selbst zu ruhigerem Sein. Das tägliche Leben mit seinen kleinlichen Nöten mag zwar eine kurze Zeit übertäubt werden, gewinnt aber bald sein Recht, seine den hohen Flug niederziehende Gewalt wieder. Außerdem muß jede Idee die Probe der Lebensfähigkeit ablegen, sich auseinandersetzen mit all den Erfordernissen des gewöhnlichen Daseins. Da wird gar leicht der glänzende Staub von den Flügeln abgewischt, weicht die anfängliche Begeisterung der rauhen Wirklichkeit.

Auch neue Wissenszweige und wissenschaftliche Entdeckungen beginnen mit glänzenden Thaten. Im Anfang wird aus dem Vollen geschöpft, lassen sich neue Systeme entwickeln, das Genie oder Talent findet Gelegenheit zu großen Würfen. Ist die erste Arbeit gethan, dann bleibt nur für die Thätigkeit im kleinen, die unumgänglich ist, aber nicht mehr so blendet, Stoff und Raum. Sie hat meist die unangenehme Aufgabe nachzuweisen, daß nicht alles so liegt, wie erwartet wurde, und zwingt, von dem erreichten Gipfel wieder abzusteigen. Damit beginnt bereits eine neue Vorwärtsbewegung. Vielleicht läßt sich darüber streiten, welche Zeit in Wahrheit die fruchtbringendere ist.

Zwischen dem Absterben der alten Idee und dem kräftigen Aufsteigen der neuen liegt daher eine farblose, geistig unfruchtbare Uebergangszeit, die einen unangenehmen Eindruck macht. In diesen Zwischenräumen schlägt sich der wirklich vorwärts gebrachte Gewinn nieder, wird das Korn von der Spreu geschieden und rüstet sich der menschliche Geist, um neue Arbeit anzugreifen. Denn eine völlige Ruhe

würde erst mit dem Untergange des Menschengeschlechtes kommen.

Indem die Ideen zur Befriedigung eines Bedürfnisses antreiben, werden sie Ursachen der geschichtlichen Entwickelung. Wir sahen, daß sie durch Einzelwesen entstehen, aber zu ihrer Durchführung einer Vielheit bedürfen. Wie ist nun diese Vielheit beschaffen?

---

# Vierter Abschnitt.

## Die Masse.

Der Mensch ist nur durch Gemeinschaft emporgekommen. Eine jede, welcher Art sie sein mag, besteht aus einer größeren Anzahl von Menschen, also einer Masse. Das trifft namentlich für die historischen Zeiten zu, in denen die engste Gemeinschaft, die Familie, überall zurückgedrängt worden ist. In ihnen sind die Gemeinschaften mannigfache — und in einer Masse können mehrere vereinigt sein —, aber sie lassen sich zunächst unter einheitlichen Gesichtspunkten betrachten.

Die Menge, die Masse, wie verschieden wird von ihr gesprochen! Bald ist sie der thörichte blinde Haufe, bald der Inbegriff aller Vortrefflichkeit. Ist sie unbequem, dann wird sie gescholten und bespottet, braucht man sie, gefeiert und gepriesen. Denn was ist denn das Volk anderes als eine Masse? Die Patrioten können sich nicht genug thun im Ruhme ihres Volkes. Da ist seine „Seele" die höchste Offenbarung aller menschlichen Zwecke, seine Tugenden werden nirgends übertroffen, sein Wille weiß stets den rechten Pfad einzuschlagen. In völliger Umkehrung schilt vielleicht derselbe Redner oder Schriftsteller an anderer Stelle über die Masse, die über die wichtigsten Erfordernisse unklar und allen schlechten Trieben zugänglich sei, sich willenlos bearbeiten und verführen lasse.

Wer weiß nicht, mit wie unendlicher Verachtung ein gefeierter Philosoph neuester Zeit von dem „Herdenvieh" gesprochen hat. In der That, sieht man die meisten Neben-

menschen an, so ist zweifelhaft, ob sie zur geschichtlichen Entwickelung auch nur das mindeste beitragen können und wollen. Es thut also not, Begriff und Wesen der Masse festzustellen.

Häufig versteht man unter ihr die niederen Volksschichten und sondert von ihnen die höheren, an Zahl weit geringeren. Aber solche Unterschiede sind historisch nicht durchführbar. Man denkt außerdem fast ausschließlich an politische Verhältnisse, aber der Staat ist nicht die einzige wirkungsvolle Gemeinschaft, und es giebt solche, die über die Staaten hinausreichen.

Masse ist die Gesamtheit der in irgend welchen Verbänden jeweilig lebenden Menschen. Genau genommen bedeutet sie nur lauter unbekannte und ungreifbare Einzelwesen. Sie ist nichts, als eine Zusammenfassung von Individuen, deren Thätigkeit so sehr als einheitliche und gleichmäßige erscheint, daß der einzelne hinter dem Ganzen verschwindet. Die Masse kann für eine Art Wesen gelten, doch keinesfalls für einen Organismus.

Man kann die Masse als eine physische und eine psychische Einheit betrachten. Sie stellt vegetativ das durch Einzelerzeugung erhaltene Geschlecht dar, sie ist seine beständige Fortpflanzung. Die einzelnen wechseln, die Masse bleibt, wenn auch ihre Zusammensetzung sich fortwährend ändert.

Durch die Anziehungskraft der Masse werden die einzelnen Teile zusammengehalten. Jede Masse übt einen Druck aus, in dem der der Einzelteile, durch den er entsteht, ununterscheidbar wird. Wer einmal in einem Volksgedränge eingekeilt war, kennt seine elementare Gewalt, in der die einzelnen die Macht über sich verlieren.

Im Zustand der Ruhe wirkt der Druck gleichmäßig nach unten, in der Bewegung um so mächtiger in der bestimmten Richtung. Die Masse setzt sich nicht von selbst in Bewegung, sie muß erst durch andere Ursachen dazu gezwungen werden. Ist sie bewegt, dann greifen Schwere und Beschaffenheit der Masse mitbestimmend bei der Neubildung ein.

Die Schwere der Masse hängt von ihrer Größe und Dichtigkeit ab. Je größer eine menschliche Gemeinschaft ist, desto fester halten in der Regel ihre Teile zusammen, desto stärker ist ihre Wirkung. So ist auch die Verdichtung der

Menschenzahl von größtem Belang. Die uns bekannten Anfänge höherer Kultur entstanden in Gegenden, deren natürliche Beschaffenheit eine größere Ansammlung gestattete und sie durch beschränkten Raum zu festem Aufenthalt nötigte, in fruchtbaren Flußthälern. Die größere Zahl ermöglichte vor allem Arbeitsteilung, den Beginn der Differenzierung. Nur solche Länder stiegen auf die Dauer empor, die sich zahlreicher Bevölkerung erfreuten und sie zu erhalten vermochten. In ihnen hatten die stärksten Verdichtungsstellen, die Städte, eine hervorragende Bedeutung, und man kann behaupten, daß alle großen Kulturen durch die Städte ihre volle Ausprägung erfuhren. Heute ist unsere Kultur in allen Hauptzügen eine städtische. Die Volksdichtigkeit und ihr Wechsel darf bei allgemein historischen Betrachtungen nicht außer acht bleiben.

Wie die Massenvermehrung ist die Massenverminderung für die Entwickelung wichtig. Hungersnöte und Seuchen üben starke volkswirtschaftliche Einflüsse aus, doch unterbrechen sie den allgemeinen Gang nur dann nachdrücklich, wenn sie die Zahl für eine längere Dauer verringern. Leider hat die Menschheit auch Zeiten zu verzeichnen, in denen umfassende gewaltsame Vernichtung von Leben die Blüte von Ländern und Völkern dauernd knickte. Die arabisch-islamitische Kultur überwand nie die entsetzlichen Menschenschlächtereien der Mongolen. Immer wird eine Verminderung der Bevölkerung oder ein hinter erweiterten Zuständen zurückbleibendes Wachstum für mancherlei Verhältnisse geradezu bestimmend sein.

Vermag ein Gebiet die wachsende Zahl der Bewohner nicht mehr zu ernähren, so müssen innerer Kampf oder Auswanderung Abhilfe schaffen. Der Ueberfluß flutet hinaus, entweder nur in die Nachbarschaft, wenn sie ausreichenden Unterhalt bietet, oder in die Ferne. Diese Massenwanderungen, unter denen die der innerasiatischen Völker die gewaltigsten waren, gehören zu den großartigsten Vorgängen der Geschichte. Sie zerstören und schaffen neu, sie vermehren durch die Völkermischungen, die ihre Folge sind, den Reichtum der Erscheinungen. In beschränkterem Grade sind die Kolonialgründungen von Bedeutung gewesen.

Den Ausfall von Völkermischungen entscheidet oft das Gewicht der Mehrheit, auch wenn sie die unterworfene oder

die geistig weniger entwickelte ist. Die Engländer behielten auch nach der normännischen Eroberung ihre Sprache, die der Böhmen und Ungarn erlag nicht unter der deutschen Herrschaft, wie umgekehrt die Germanen in Spanien und Italien ihre eigene Redeweise aufgaben. Diese Mehrheit beeinflußt häufig auch die Körperbildung der späteren Geschlechter.

Die Masse wirkt also auf die Menschengeschichte mechanisch-physisch ein.

Ohne Masse wären größere Gemeinschaften, Staaten, Kulturen unmöglich, weil jede umfassende Handlung der Kräfte vieler bedarf. Die Menge trägt die wirtschaftliche Thätigkeit, sie ist erforderlich für die Arbeit, für die Ernährung, für jede Betriebsamkeit; sie besorgt also die Erhaltung alles Lebenden. Welche gewaltige Arbeit hat die Masse im stillen mit der Urbarmachung von Gebieten und ganzen Ländern vollbracht! Sie ergänzt auch den durch Abnutzung von Kräften entstehenden Abgang. Ohne die Masse wäre historisches Leben undenkbar; sie ist ihm Stoff, Kraft, Werkzeug.

Es ist kaum nötig, zu dem eben Gesagten über die physische Bedeutung der Masse die Parallelen auf dem psychischen Gebiete zu ziehen.

Jede Masse behält nach Möglichkeit ihren Zustand und schon darum, doch ebenso der Vererbung wegen ist die menschliche Masse der Träger der Beharrung mit allen ihren Eigenschaften. Je stärker die Beharrung in einer Gemeinschaft ist, desto schwerer fällt auch die Masse ins Gewicht.[1])

Vermöge der geistigen Ausrüstung ihrer Einzelteile ist die Menschenmasse auch etwas Lebendiges, Thätiges, Bewußtes und kann demnach auch bewußten Anteil nehmen. An Wirtschaft, Sprache, Religion und Sitte hat auch der Geringste seinen Teil und sein Interesse; Aenderungen können nur dann durchdringen, wenn sie von der Masse aufgenommen werden. Selbst Kunst und Dichtung müssen allgemein verständliche Saiten anschlagen, wenn sie Gemeingut werden sollen. Die Masse ist überhaupt der Träger vieler gemeinsamen Ueberzeugungen, mag sie sie auch nur in den gröbsten Umrissen fassen.

---

[1]) Ueber die Wandelbarkeit der Massenstimmungen vergl. oben S. 9.

Anders ist die Lage auf dem staatlichen Gebiete. Kein Staat kann ohne Masse und ihre Leistungen bestehen, aber es ist nicht nötig, daß sie an ihm Anteil hat.

Vielfach waren und sind Staaten nur äußerliche Verbände, durch Gewalten gegründet und erhalten, die sich die Bewohnerschaft dienstbar machen, aber keine geistige Einheit mit ihr schaffen. Daher konnten und können solche Verbände leicht durch andere Gewalten gesprengt oder verringert werden. Die Masse kommt dann wenig in Betracht, weil sie gleichgültig oder willenlos eine neue Herrschaft hinnimmt. Selbst bei hoher Kultur ist der staatliche Zustand oft nichts Festes, mit dem Leben der Insassen Verwachsenes. Nach der Auflösung des Kalifenreiches war die staatliche Bildung des Islams längste Zeit der Willkür und dem Zufall überlassen. Daneben ging noch immer ein allgemeines gleichmäßiges Kulturdasein.

In den lange bestehenden Absolutien hat sich jedoch meist ein Zusammenhang zwischen Staat und Masse hergestellt, obgleich letztere politisch rechtlos war, und die Herrscher betrachteten ihre Unterthanen nicht immer als eine zu vernachlässigende Menge. Schon in den frühesten Zeiten ließen die chinesischen Kaiser die vom Volke gesungenen Lieder sammeln, um seine Stimmung zu erfahren und Beschwerden abzustellen. Die Bevölkerung von Rom und Konstantinopel verlangte Berücksichtigung und erzwang sie oft sehr nachdrücklich, doch galten diese Tumulte nur mißliebigen Personen und Maßregeln und bezweckten keine grundsätzliche Aenderung der öffentlichen Dinge.

Politische Rechtlosigkeit verhindert nicht den Anteil der Masse an anderen Bestrebungen, aber natürlich wird die Bedeutung der Masse eine ganz andere, wenn sie mit staatlichen Rechten ausgestattet ist. Damit wird sie jedoch gewissermaßen über ihren eigentlichen Begriff emporgehoben, weil sie zugleich gesetzlicher Faktor ist. Aber diese Verhältnisse liegen nach Zeiten und Völkern so verschiedenartig, daß nur die Einzeldarstellung darüber handeln kann.

Vermag eine Masse selbständig von sich aus zu wirken und Veränderungen herbeizuführen? Natürlich könnte sie das nur, weil sie eine Summe von Einzelwesen ist. Jede Art menschlichen Thuns muß von Einzelwesen ausgehen.

Auch die Volkslieder und die Sprichwörter sind von Individuen ersonnen worden, deren Schöpfung Eingang und Verbreitung fand, während die Urheber unbekannt blieben. Eine kollektive Handlung setzt sich aus einer Menge gleichartiger einzelner zusammen und kann lediglich in dieser Gestalt erfolgen. Der einzelne Urheber wird, in der Masse verschwindend, zur unpersönlichen Ursache. Doch da ist der mögliche Inhalt einer solchen Handlung zu bestimmen.

Die Masse ist befähigt, die Empfindungen einer großen Zahl darzustellen. Das gemeinsame Gefühl ist ihre eigentliche Sache. In ihr entstehen die Bedürfnisse nach Aenderung und sie giebt ihnen erst die Grundlage, zu Ideen auszureifen. Diese strahlen dann wieder zurück und gewinnen die Masse. Aber sie in die Wirklichkeit umzusetzen, vermögen nur einzelne. Die Masse kennt nur das allgemeine Ziel, aber sie stellt den ihr geeignet scheinenden Männern ihre physische Wucht zur Verfügung und ermöglicht damit die Ausführung.

Der Anteil der Masse an der Ausführung von Ideen ist also kein schaffender, sondern nur ein helfender. Allerdings kommt es auf die Gebiete an, in denen die Bedürfnisse liegen, und auf die in ihnen obwaltenden Machtverhältnisse. Wenn die Masse eine sozial oder rechtlich geschlossene Gemeinschaft ist, wird die Handlung der Einzelnen in ihr gleichgültiger. In den meisten Verhältnissen sind jedoch Wille und That eines Einzelnen bedeutungslos, wenn sie nicht allgemeine Unterstützung finden. Auch die Umbildung der Sprachen beruht auf Einzelvorgängen, aber die erfolgreiche Wirkung ist die der Masse. Politisch können Machthaber oder gesetzliche Zustände so stark sein, daß die Masse dagegen schwer aufkommt.

Wieder anders steht es in wirtschaftlichen Dingen. Weil sie dem Einzelnen am unmittelbarsten auf den Leib gehen, kann er eher von selbst ihrem Einflusse nachgeben, vorausgesetzt, daß ihm innerhalb der sonstigen Schranken die Möglichkeit dazu offen steht, und so vermag die Einzelthätigkeit sich auf diesem Gebiete am kräftigsten zu regen, wenn auch nur der gleiche Trieb vieler belangreiche Aenderungen veranlassen kann.

Ist nun die Masse die Gesamtheit aller Mitlebenden einer Gruppe oder eines Volkes oder Staates, oder nur ein Teil?

Politisch scheint die Antwort leicht zu sein: es käme darauf an, wie weit nach unten die Rechte reichen. Das ist je-

doch nicht ganz richtig und das Staatliche enthält, wie wir sahen, nicht das gesamte geschichtliche Leben.

Die Masse besteht naturgemäß der Zahl nach weit überwiegend aus den unteren Klassen, die außer im Besitz gemeinhin auch an geistigem Vermögen den oberen nachstehen, weil ihnen die Erwerbung von Wissen erschwert oder abgeschnitten ist. Allerdings darf man sie nicht zu sehr unterschätzen. Wer „Volk" vorurteilslos beobachtet, wird freudig überrascht werden, indem er oft bei geringen Leuten lebhaftes Denken, sogar Nachsinnen über die höchsten Fragen und schöne sittliche Anschauungen findet, während bekanntlich die Bessergestellten keineswegs immer die Besseren sind. So ist es sicherlich zu allen Zeiten gewesen. Damit ändert sich nicht der Umstand, daß die niederen Kreise den höheren wenigstens an Kenntnissen und Leistungsfähigkeit nachstehen. Außerdem läßt sich die durchschnittliche Mittelmäßigkeit der Menschen auch nicht durch höhere Bildung beseitigen, weil jede Bereicherung des allgemeinen Wissens das Nachfolgen schwerer macht. Die wenigsten fragen nach Gründen, vermögen Beweise für Richtigkeit oder Irrtum der Theorien zu würdigen; die meisten sind überzeugt von der Wahrheit des Ergriffenen.

Wer 1870/71 im Felde gestanden hat, wird wissen, wie wenig die Begeisterung und der Kampfesmut der Truppen mit klaren Vorstellungen verbunden waren; selbst die Errichtung des Kaisertums machte dem gemeinen Mann keinen sonderlichen Eindruck.

Im frühen Mittelalter büßten die westeuropäischen Völker ihre staatlichen Rechte ein und konnten geistig nur das von oben Dargebotene aufnehmen, was sie auch getreulich thaten. Erst mit dem Bürgertum entstand ein selbstbewußtes Massenelement, doch die beträchtliche Mehrzahl des Volkes, die Bauern, blieb teilnahmlos, bis auch in sie ein teilweiser Anstoß drang, der dann mit Gewalt unterdrückt wurde. Bis heute hat der niedere Landmann nirgends nennenswerten Anteil an der Entwickelung genommen. Seit dem achtzehnten Jahrhundert erwuchs eine allgemeine Bildung, die sich im neunzehnten tief nach unten erstreckte. Außerdem wurden allerorten politische Rechte verliehen. Heutzutage ringt der sogenannte vierte Stand auch nach größeren Kenntnissen und Anteil am geistigen Leben; damit ist auch das Streben nach allseitigem Einfluß gegeben.

Unzweifelhaft ist die Masse in weitem Sinne gegenwärtig ganz anders in der Lage, sich geltend zu machen, als früher. Dem Arbeiterstand kommt dabei zu statten, daß er, hauptsächlich in großen Städten sitzend, über Massen verfügt.

Das ist jedoch nur ein europäisches Stück der allgemeinen Entwickelung auf der Erde; weiteste Gebiete sind in ihr nicht einbegriffen. Bei den niedriger stehenden Völkern ist ja die Masse lediglich beharrend oder nur geringer Bewegung fähig.

Das Wachstum der Masse an Geltung bei uns ist demnach eine historische Hervorbringung, die ihre besonderen Ursachen hatte, aber die untere Masse hat nur in sehr beschränkter Weise selber die aufsteigende Bahn eingeschlagen; ihr wurde vielmehr von den höheren Ständen emporgeholfen. Alle großen Bewegungen zu Gunsten der niederen Stände sind nicht von ihnen ausgegangen. Selbst in unseren verhältnismäßig hoch entwickelten Zuständen geben die Gebildeten die Anregung nach unten. Die Masse empfängt nur und bietet sich zum Werkzeug der Ideen dar.

Es ist anziehend darüber nachzudenken, wie tief wohl ein Gedankensystem reichen kann. Aus dem byzantinischen Reiche wird uns erzählt, daß selbst die Marktweiber über dogmatische Fragen unterrichtet waren, und man könnte, so wenig der Gegenstand uns anzieht, diese alten Zeiten um die allgemeine Teilnahme an großen Fragen beneiden. So hat allerdings später die Sache nie gestanden. Aber die Anschauungen, die in der Gelehrsamkeit ihre Rolle spielten, drangen in unteren Ständen durch, ohne daß diese ihre Begründung oder ihre Begründer kannten. Die Schule und Litteratur waren das Verbreitungsmittel, schon als das Volk jene noch nicht besuchte und nichts las, nur Flüchtiges flüchtig hörte. Der Hexenglaube ist durch die scholastische Wissenschaft systematisch ausgebildet worden; das Volk sah in den Ketzern todeswürdige Verbrecher. Die Buchdruckerkunst förderte die Ausstreuung von Lehren, besonders wenn sie dem Volke zusagten, und alles, was geschrieben wurde, nahm eine entsprechende Färbung an; die Luft sättigte sich mit ihnen und wer las, verpflanzte die Kenntnis weiter. Ganz recht hat man gesagt, das französische Volk habe nie Voltaire und Rousseau gelesen, aber wer zu den Leuten sprach, flößte ihnen die Grundzüge von deren Anschauungen ein.

Kants Pflichtenlehre hat eine Zeitlang die ganze Litteratur erfüllt; ihre Sätze gingen ein in das allgemeine Bewußtsein der Gebildeten und gelangten so weiter in die Tiefe, wo man von Kant nichts wußte. Die sozialen Lehren werden heute unmittelbar in das Volk getragen und üben Reiz aus, auch wo kein wirkliches Verständnis vorhanden sein kann. So ist stets möglich gewesen, daß einige geistige Anregung, mochte sie noch so verworren und sich sein noch so grob und handfest äußern, bis in die untersten Sphären hinabging und dort wirkte. Aber sie war nur ein Wiederschein des Lichtes von oben her.

Somit ist auch ein Gesamtwille, von dem man oft spricht, nur mit Beschränkung zuzugeben. Selbst wenn eine Idee zur Macht geworden ist, hat sie immer nur ein Bruchteil so fest gefaßt, daß er nicht von ihr läßt; für die überwiegende Menge ist sie wohl die Fahne, der man folgt, aber nicht unter allen Umständen treu bleibt. Noch viel mehr, und wohl an Zahl die allermeisten, bleiben gänzlich teilnahmslos, nur ihr leibliches Dasein hinbringend. Sie lebten, zeugten und starben, nur Füllung des Raumes, doch als solche unentbehrlich.

Die Anteilnahme der Masse ist auch als „öffentliche Meinung" bezeichnet worden. Aber man thut besser, die von Holtzendorff[1]) gegebene Erklärung festzuhalten, der sie als die zu einer gewissen Zeit im Volk herrschende Anschauung über eine Angelegenheit des öffentlichen Lebens bezeichnet. Die öffentliche Meinung hat also keinen dauernden Gegenstand und gehört ihrem Inhalt nach zu den Einzelerscheinungen.

Einigen poetischen Anflug hat das wenig besagende Wort vom „Pulsschlag der Zeit".

Das Erzeugnis der Beharrung, die historischen Bedingungen, ist ausgedrückt in den herrschenden Meinungen, sowie in den Zuständen und Einrichtungen. Der Niederschlag ist nicht beständig derselbe; alte Bestandteile verschwinden mit der Zeit und werden durch neue ergänzt. Die historischen Vorbedingungen leben wie die natürlichen in der Masse, und durch die Zugehörigkeit zu ihr ist der Einzelne ihnen unterworfen; sie bilden seine Umgebung, seine „Umwelt", sein Milieu, eine durch Comte und Taine eingebürgerte Bezeich-

[1]) Franz v. Holtzendorff, Wert und Wesen der öffentlichen Meinung.

nung. Der erstere versteht darunter namentlich die äußeren Umstände, der andere in weiterem Sinne den Einfluß der Natur und des Klimas, die politischen Institutionen und die sozialen Bedingungen.[1])

Jede Generation hat ihr eigenes Milieu. Das ist das Ueberlieferte, Vererbte in dem gegenwärtigen Zustande, wie die Lebenden es auffassen und verwerten. Das Milieu hat also stets einen eigenartigen starken Beisatz, den der Augenblick hineinlegt, es ist eine Mischung von Allgemeinem und Besonderem, von Festem und Wandelbarem, von Gewordenem und Werdendem.[2]) Der Augenblick umfaßt auch die Absichten, die Bedingungen, die Weise der Handlung der sie ausführenden Personen. Er ist scheinbar wirksamer als die historischen Bedingungen, aber er verblaßt schnell und nur, was an ihm von dauerndem Wert ist, geht in die Beharrung über.

Der Anteil der Masse am geschichtlichen Leben ist demnach durch seinen Verlauf hin kein gleichmäßiger. Nur der Einfluß, den wir als physisch-mechanischen bezeichneten, ist immer in gleicher Stärke vorhanden. Er ist wesentlich erhaltend, beharrend. Zu Veränderungen dagegen trägt immer nur ein Teil der Gesamtheit bei, dessen Begrenzung je nach Zeit und Ort zu ermessen ist. Wie sich die Dinge auch im einzelnen stellen mögen, die Masse ist immer unentbehrlich, aktiv oder passiv.

Auch beim gewaltigsten Sturm erhebt sich nur die Oberfläche des Meeres zu schäumenden Wellenbergen; tiefer unten bleibt das Wasser unbewegt. Aber es trägt die Oberfläche!

Da nun jede Masse aus Individuen besteht, so stoßen wir auf die Frage: wie ist das Verhältnis zwischen beiden?

---

[1]) H. Taine, Histoire de la littérature Anglaise (Paris 1863) I, XXII ff.

[2]) Taine faßt „le moment" mechanisch als die „vitesse acquise", als die Richtung der Entwickelungstendenz; vgl. Paul Barth, Die Philosophie der Geschichte als Sociologie, Leipzig 1897 I, 33, 236 Anm. 1. Ueber die Bedeutung des Augenblicks in meiner Auffassung namentlich im zehnten Abschnitt.

# Fünfter Abschnitt.

## Die Individuen. Große Männer.

Wie die Masse nur durch die Individuen besteht, so kann infolge der Notwendigkeit der Gemeinschaft auch kein Individuum bestehen, denn als Massenteil. Damit ist das gegenseitige Verhältnis klar ausgesprochen: keines denkbar ohne das andere, beide sind aufeinander angewiesen.

In jeder Art sind die Einzelwesen verschieden, so daß keines dem anderen völlig gleicht. So ist es auch in der Natur, selbst wo nicht die menschliche Züchtung eingegriffen hat. Jeder Zeisig sieht anders aus, jedes Edelweiß hat seine Besonderheiten. Unser Blick ist nur nicht geübt genug, die Unterschiede zu erfassen, aber der Hirt kennt seine Lämmer. Angehörige wilder Völkerschaften vermögen wir kaum auseinanderzuhalten, ihre Sprechweise klingt uns vollkommen gleichmäßig, und dennoch trägt jeder ebensogut Eigen- und Verschiedenartiges an sich, wie wir.

Auch die Genossen eines und desselben Volkes unterscheiden sich nicht nur in Größe, Gesichtsfarbe, Haar, Stimme; selbst Körperhaltung und Gang hat jeder für sich. Wie viel mehr weichen die Einzelnen geistig voneinander ab; nicht zwei Menschen giebt es von vollkommen gleicher Sinnesweise. Daher geht der Einzelne nicht vollständig in einer Gesamtheit, einer Masse auf, und schon deswegen muß das Einzelwesen Berücksichtigung finden.

Indessen die ungeheure Menge von Individuen, selbst derjenigen, die mehr gethan haben, als daß sie bloß vorhanden waren, ist unfaßbar, weil wir von ihnen keine Kunde besitzen. So wird es immer sein, und jede noch so ins einzelne gehende geschichtliche Darstellung ist genötigt, statt der Einzelwesen Gesamtschilderungen zu setzen, gewissermaßen einen Abzug aus der Fülle der Erscheinungen, deren persönliche Träger unbekannt bleiben. Wo aber Einzelfiguren greifbar sind, geben sie oft ein deutlicheres Bild ihrer Zeit, von deren Wesen, Wünschen und Wirken, als die sorgfältigste Zusammenstellung von allgemeinen Thatsachen es vermöchte. Das ist der Vor-

zug der Biographie, der vielleicht anziehendsten Aufgabe geschichtsschreiberischer Thätigkeit.

Das Einzelwesen kann sehr viel mehr bedeuten. Die ungeheure Ueberzahl ist nur dazu angethan, im großen Strome mitzuschwimmen, aber mehr Menschen, als man vielleicht denkt — eine Grenze läßt sich natürlich nicht ziehen —, tragen bei zum Entstehen, zum Aufstellen von Ideen. Die geringste Zahl sind solche, die Ideen ausführen. Ihnen wendet sich vorwiegend das historische Interesse zu.

Damit ist bereits ein viel erörtertes Problem berührt: ob die Masse oder die Individuen die geschichtliche Entwickelung bestimmen? Darüber stehen sich die Ansichten entgegen, die sogenannte individualistische oder heroistische und die kollektivistische. Die erstere betrachtet als die eigentliche Quelle alles menschlichen Werdens und Schaffens hervorragende Persönlichkeiten, die andere verwirft oder beschränkt den Einfluß der „Heroen" und sucht die Gründe der Veränderung vorwiegend in den Massen. Beide Anschauungen haben radikale und gemäßigte Vertreter.[1])

Von jeher hat sich die Aufmerksamkeit auf einzelne hervorragende Gestalten gerichtet, deren Thaten das gewöhnliche Maß überschritten. Sie empfingen dafür wie zum Lohn den auszeichnenden Titel „der Große".

Die herkömmliche Geschichtserzählung verleiht diesen stolzen Schmuck meist nur Fürsten oder Personen von herrschender Stellung, wie Päpsten, selten, daß das „groß" auch mit dem Namen eines Gelehrten verknüpft ist, wie bei Albertus Magnus. Die Zeitgenossen pflegen das Preiswort mit freigebiger Schmeichelei zuzuerteilen, die Nachwelt hat es meist wieder entzogen. So ist eine verhältnismäßig sehr geringe Zahl von Männern übrig geblieben, die mit allgemeiner Uebereinstimmung in den Listen der Geschichtsschreibung als „Große" prangen. Ein kritisches, wissenschaftlich anzuerkennendes Gericht hat nie darüber entschieden; lediglich ein allmählich einwurzelnder Gebrauch hat den Ausschlag gegeben, und wenn man auch den Ausgezeichneten gern ihre Ehrenstelle lassen wird, so ist gewiß, daß manche andere Männer mit gleichem

---

[1]) Eine Uebersicht über den Gesamtstand der Ansichten giebt Paul Barth a. a. O. I, 201 ff.

und vielleicht besserem Recht dieselbe Verherrlichung beanspruchen dürften.

Der in seinen Grundsätzen freilich wenig bestimmte Brauch verlangt von einem Mann, der als groß gelten darf, nicht nur ungewöhnliche Leistungen, sondern fügt noch andere Bedingungen hinzu. Die Absicht wird in Anschlag gesetzt: das Vollbrachte soll höheren Zwecken gedient, der Vollbringer auch strengen sittlichen Anforderungen genügt haben. Trotz dieser idealen Forderungen ist es meist die sehr realistische Rücksicht auf den Erfolg, welche das Endurteil über die Größe eines Mannes bestimmt. Friedrich II. von Preußen sagte einmal sehr treffend: „Armselige Menschen, die wir sind: die Menge urteilt über unser Verhalten nicht nach unseren Beweggründen, sondern nach den Erfolgen.“ [1]) In der That, wäre er besiegt worden, er hieße nicht der Große. Wie würde die Nachwelt über Bismarck urteilen, wenn die Schlacht bei Königgrätz verloren gegangen wäre? Ein Herrscher oder Staatsmann, der unterlag, ein Geistesheros, dessen Gedanken nicht durchschlugen, ist nie den Großen beigezählt worden. Wäre Napoleon I. nicht als Gefangener auf St. Helena, sondern auf dem Thron gestorben, hätte ihm die Nachwelt kaum den von den bewundernden Zeitgenossen gespendeten Titel entzogen.

Ich brauche der Kürze und Klarheit halber den Ausdruck „große Männer“ formelhaft und verstehe darunter im weitesten Sinne solche, deren Einfluß belangreich über den engen Kreis ihrer Umgebung hinaus reichte, die wichtige und dauernde Veränderungen in einem allgemeinen Zustande als ihre eigenste That hinterließen, gleichviel ob sie Nützliches oder Verderbliches schufen.

Da das Dasein vielseitig ist, kann es auf allen Gebieten große Männer geben, und demnach wird ihr Wesen gleichfalls verschieden sein. Herrscher, Feldherren und Staatsmänner, Religionsstifter und Reformatoren, Gelehrte und Erfinder, Künstler und Schriftsteller handeln unter sehr abweichenden Bedingungen.

Es ist natürlich, wenn die auf den Höhen des Lebens Stehenden am ehesten den Blick auf sich lenken, die Kaiser, Könige und sonstige Herrscher. Ihre Leistungsfähigkeit richtet

---

[1]) Arnold Schäfer, Geschichte des Siebenjährigen Krieges I, 340.

sich im allgemeinen nach Staats- und Machtverhältnissen. Selbst Despoten und absolute Fürsten sind nicht vollkommen frei; doch auch bei beschränkter Macht bringt es die Gebieterstellung mit sich, daß die Persönlichkeit stark ins Gewicht fällt. Kraftvolle Fürsten vermögen immer Bedeutendes zu schaffen, schlechte Schaden zu stiften; auch der Durchschnittsmensch auf einem mächtigen Throne ist nicht gleichgültig. Freilich giebt in der That mehr die Stellung als die Persönlichkeit den Ausschlag, weil der Fürst im stande ist, die gegebenen Mittel anzuwenden und andere herbeizubringen, aber sie ermöglicht, daß die Fürsten verhältnismäßig am freiesten sind, daß ihre Leistung oft in nicht geringerem Maße ihnen als den Verhältnissen zuzuschreiben ist. Selbst wenn sie nur ihre Diener Nützliches vollbringen lassen, ist das schon ein Verdienst. Aber es muß betont werden, daß eben die Einrichtung des Fürstentums, wie sie bisher überall in der Geschichte bestanden hat, den Inhabern die Möglichkeit bietet, ihre Eigenart walten zu lassen. Es handelt sich hier mehr um eine Institution, als um die Persönlichkeiten. Diese Thatsache zeigt nur, daß hohe Stellung zu Leistungen befähigt, aber beweist noch nicht prinzipiell den Satz, daß Individuen den Gang der Zeiten bestimmen. Die mächtigsten Fürsten sind mit ihrem Sterben für alle Zeiten tot, wenn sie nicht mehr gethan haben, als Fürsten zu sein.

Die Thätigkeit der meisten, auch der tüchtigen Fürsten verläuft in der Verwaltung des Ererbten und bietet, so verdienstlich sie für ihren Staat sein mochte, der grundsätzlichen Betrachtung wenig Stoff. Höher bewertet sich ihr Einfluß, wenn sie bewußt und absichtlich zu den Ideen und Interessen ihrer Zeit Stellung nehmen, hindernd oder fördernd. Dann tritt ihr Wille mit den Bedingungen, unter denen sie leben, in ein Verhältnis, das sie nur teilweise selbst bestimmen können.

Aber Herrscher vermögen, auch ohne in den Dienst von allgemeinen Gedanken zu treten, Großartigstes zu vollbringen. Ich meine vor allem diejenigen, deren Stirn blutiger Lorbeer schmückt. Bisher hat in der Geschichte kriegerischer Ruhm immer die höchste Bewunderung gefunden, weil er am deutlichsten sichtbar ist und die Größe des Erfolges die Menschen blendet, weil er zudem Eigenschaften voraussetzt, die am leich-

testen verständlich sind. In der That scheint, daß die großen Kriegsfürsten die selbständigsten Leistungen verrichten. Alexander von Macedonien, der Kalif Omar, der Franke Karl, die Mongolen Dschingischan und Timur, Friedrich II. von Preußen, Napoleon I. schlugen aus eigenem Antrieb ihre gewaltige Laufbahn ein. Mochte ihnen die Gunst der Verhältnisse zu statten kommen, sie war nicht die alleinige Triebfeder; der große Wurf, den sie wagten, ging aus ihrer entschlossenen Seele hervor und nur ihre Eigenart leitete sie ins weite Feld. Andere an ihrer Stelle hätten die Lage nicht in gleicher Weise benutzt, und erst der Treppenwitz beweist hinterher haarklein, daß sie lediglich zur rechten Zeit kamen und die Ernte ihnen gewiß war. Bei mehreren von ihnen fiel das persönliche Werk nach ihrem Hingange rasch auseinander, und hätte sie früher der Tod ereilt, wären die Ergebnisse andere geworden. Gleichgültig, ob diese Kriegsthaten Gutes oder Böses hinterließen, sie haben jedenfalls mächtig auf weite Zukunft hin gewirkt.

Solche Kriegshelden, die kraft ihrer Person großartigste Umwälzungen hervorriefen, sind indessen nur Ausnahmen. Sie sind jähen Naturgewalten gleichzustellen, Erdbeben und anderen Katastrophen.

Feldherren, die nicht Herrscher sind, arbeiten meist nur als Werkzeuge ihrer Herren, so viel Selbständiges in ihren Thaten liegen mag, wenn sie sich nicht, wie Wallenstein, gleichzeitig in politischen Rollen gefielen. Von den großen Staatsmännern und Ministern gilt dasselbe, wie von den Fürsten, nur in höherem Grade; sie müssen noch mehr den Verhältnissen Rechnung tragen, und nur deren weise Ausnützung bringt glücklichen Erfolg. Sie haben nicht nur persönliche Hindernisse zu überwinden, sondern vor allem die vorhandenen Möglichkeiten mit sicherem Blick zu erkennen.

Religionsstifter scheinen auf den ersten Blick durchaus von ihrer Individualität auszugehen und nur Eigenes zu bieten. Wenn sie nicht zugleich eine Umgestaltung der gesellschaftlichen Ordnungen erstreben, liegt ihre Thätigkeit auf rein geistigem Gebiete, in dem persönliche Denkweise sich freier geltend machen kann. Auch geht ihre Einwirkung unmittelbar von Person auf Person. Selten jedoch ist der volle Erfolg ein augenblicklicher, sondern tritt erst geraume Zeit nach

ihrem Tode ein, so daß noch andere Verhältnisse hinzutreten. Auch die Religionsstifter sind Kinder ihrer Zeit, unter deren Eindruck sie groß werden. Ihr erstes Denken und Sinnen geht von dieser aus und sie müssen auf sie Beziehung nehmen, selbst wenn sie es im Gegensatz thun sollten. Da die Anhänger, die sie oder ihre Lehren gewinnen, ebenfalls unter bestimmten Zuständen leben, so ist auch für sie gegenseitige Bedingung und Zusammenhang mit diesen gegeben. Es ist keine Religionsstiftung denkbar, die ganz außerhalb ihrer Zeit stünde, weil sie kein Verständnis finden würde. Innerhalb dieser allgemeinen Grenzen hat die Einzelpersönlichkeit des Stifters erheblich weiteren Spielraum als der schaffende Staatsmann.

Von den Religionsstiftern ist Mohammed der letzte nennenswerte, zugleich der einzige, dessen Persönlichkeit ganz genau bekannt ist. Hatte er auch wenig eigene religiöse Gedanken, die Auswahl, die er unter den ihm bekannten traf, und ihre Gestaltung sind sein persönliches Werk. Schwerlich wäre ohne Mohammed der Islam ins Leben getreten. Der schnellste Erfolg, den je Religionsstifter gehabt haben, fiel ihm zu, weil er mit der Glaubenssache die Waffen verband. Mohammed ist in gleicher Weise zu den Kriegern und Staatsmännern zu rechnen; in diesen Hinsichten hat er den vorgefundenen Verhältnissen weitgehendste Rechnung getragen.

Mehr noch als die Religionsstifter sind Reformatoren auf die Verhältnisse ihrer Umgebung angewiesen, weil sie von einer gegebenen Grundlage ausgehen und nur deren geschichtliche Ausbildung verändern wollen. Sie stehen ähnlich wie die Staatsmänner, vollends wenn sie mit ihrer religiösen Absicht auch politische verbinden, wie Zwingli und Calvin. Da Religion Sache der Gesamtheit ist, kann eine Reform nur dann durchschlagen, wenn in jener bereits Neigung zur Aenderung vorhanden ist. Daher erlangten nur solche Reformatoren historische Wichtigkeit, die schnellen Erfolg errangen.

Wissenschaft und große Erfindungen haben ebenso in die Tiefe gewirkt, wie Staat und Krieg, weniger augenfällig, aber oft mit weiterem Umfang von Raum und Zeit. Daß ihre Größen die Hervorbringungen der Vergangenheit und Mitwelt nicht entbehren können, daß sie auf den Schultern von Vorgängern stehen, ist selbstverständlich; Technik, Methode,

Kenntnis des Stoffes auf ihrem Gebiet sind von ihnen empfangene Ueberlieferungen. Frei ist jedoch deren Handhabung, und das Genie wählt nicht selten seinen eigenen Weg, indem es von der gebahnten Straße abbiegt oder kühnen Geistes Zwischenstufen überspringt, mit vorahnendem Gefühl des zu erreichenden Zieles, oder das von anderen nur dunkel Geahnte zur klaren Erkenntnis bringt.

Auch der Künstler schafft nicht lediglich aus seiner begeisterten Brust heraus. Nicht allein, daß er gleichfalls die Formen von den Vorläufern geerbt hat, ihre Schöpfungen geben ihm Vorbilder und Gedanken. Daher standen die Größten nie am Anfang einer neuen Richtung. Seine Umgebung, die Neigungen seiner Zeit flößen dem Künstler Vorstellungen ein, die er idealistisch oder realistisch wiederzugeben strebt. Allerdings ist es die eigene Erfindung oder Empfindung, das selbstschöpferische Umbilden des Gesehenen und Erlebten, das erst den wirklichen Künstler macht.

Am selbständigsten erscheint der Spielraum der Dichter und Schriftsteller; ihnen ist es verliehen, ihrem Genius ganz nach innerem Triebe zu huldigen. Aber die Beobachtung, daß in der Regel jede Zeit eine Dichtgattung mit besonderer Vorliebe pflegt, beweist, daß auch der Dichter in seinen inneren Gedanken nicht ohne Abhängigkeit von der Beschaffenheit der ihn umgebenden Außenwelt schafft. Wenige haben Werke hinterlassen, deren Wert für die Dauer unbestritten bleibt. Aber auch sie standen unter dem Einfluß ihrer Zeit, nur daß sie vermochten, aus ihr das Allgemeingültige herauszuschälen.

Die Stufen der Abhängigkeit von Zeit und Verhältnissen erscheinen demnach verschieden bemessen. Sehen wir ab von den Eroberern und Religionsstiftern, so sind, was man vielleicht am wenigsten vermutet hätte, gerade diejenigen, die weitesten Kreisen ihren Weg wiesen, die großen Staatsmänner und Reformatoren, am meisten gebunden. Das erklärt sich, weil sie mit den zusammengesetztesten Verhältnissen zu thun und zu rechnen hatten. Je enger begrenzt und in sich einheitlicher ein Thätigkeitsabschnitt ist, desto freier gestellt ist auch die Leistung.

Indessen die Geistesarbeiter, die sich dieses Vorzuges erfreuen, sind nach anderer Seite hin abhängig. In ihrem Erfolg und damit in dem allgemeinen Ergebnis ihrer Her-

vorbringungen sind sie auf die Zeitgenossen angewiesen. Wie viele Geisteshelden weist die Geschichte der Wissenschaft auf, die bereits große Gedanken aussprachen oder wichtige Beobachtungen und selbst Erfindungen machten, aber keine Beachtung fanden. Ihre Arbeit mußte von neuem verrichtet werden. Erst einem später Geborenen glückte es, für dieselben Geistesthaten in dankbarem und ruhmvollem Gedächtnis zu bleiben. Ich erinnere nur an den Botaniker Brendel, an Papin, an den Pädagogen Amos Comenius. Die Forschung gräbt wohl nachträglich die Namen auf, aber die Allgemeinheit weiß von ihnen nichts. Ihr Schicksal war, vorzeitig zu kommen. Das zu früh geborene Genie geht wirkungslos verloren und endet vielleicht verspottet oder als Märtyrer.

Umgekehrt flicht manchmal die Mitwelt einem Angehörigen volle Ruhmeskränze, die rasch verwelken, wie wir täglich erleben. Was ein Mann wirklich Förderndes geleistet hat, lehrt immer erst die Nachzeit.

Kein großer Mann kann außerhalb seiner Zeit gedacht werden. Wie in jedem Fall der Anteil der Verhältnisse und der Person ist, läßt sich nicht in Prozentzahlen ausdrücken; die Geschichte ist kein Rechenexempel.

Zu trennen sind ferner Größe der Person und Größe des Erfolges; nur wer mit letzterem beglückt wird, zählt zu den bewegenden Kräften.

Jede Persönlichkeit ist als Massenteil an den Zustand der Masse gebunden, sie lebt in dem Milieu ihrer Zeit, das zwei Bestandteile enthält, einen festen und einen wandelbaren. Aber letzteren hilft jeder Lebende mit schaffen und steht ihm demnach auch freier gegenüber, er kann sogar die Augenblickserscheinung von den unveränderlichen Bedingungen lostrennen. Der große Mann steht also in einem Doppelverhältnis: er ist auf der einen Seite gebunden, auf der anderen der freien Regung fähig; er empfängt, kann aber auch geben, er wird getrieben, kann aber auch treiben. Er muß sich anpassen, vermag jedoch auch in beschränktem Grade die Dinge zu nötigen, sich ihm anzupassen.

Eine Vielheit kann Ideen nicht formulieren, klären oder gar ausführen, weil sie weder eine Person, noch ein Organismus ist. Eine Idee in ihrem Werden ist nicht klar bestimmt. Weil sie aus dem Bedürfnis nach Aenderung hervorgeht, ist

sie oft mehr verneinend als bejahend; ihre Anhänger wissen manchmal mehr, was sie nicht wollen, als was sie wollen. Sie steckt mitten in der Fülle der gesamten Lebensverhältnisse und trifft nur eine Seite, die mit anderen verwachsen ist. Diese Hindernisse müssen beseitigt, die Idee formuliert, gereinigt, losgelöst, verwirklicht werden. Leicht kann auch geschehen, daß die Masse, die keine lange Anspannung verträgt, eine Idee aufgeben würde, wenn sie nicht die Thatkraft eines Einzelnen festhält.

Schon die Arbeit der Klärung ist eine verdienstvolle, die um sie Bemühten mit geschichtlicher Anerkennung belohnende, und ihr widmeten sich zahlreiche Persönlichkeiten, deren Name darum gepriesen wird. Aber am meisten bemerkt werden diejenigen, welche die Ausführung vollbringen, selbst wenn sie nur den Schlußstein zu einem fast fertigen Bau legen.

Die großen Männer, die die Geschichte verzeichnet, sind, wenn sie in die allgemeinen Verhältnisse des staatlichen und öffentlichen Lebens formend eingreifen, nur Vollzieher von Vorbereitetem, nicht Neuschöpfer von Grund aus. Sie geben vorhandenen Ideen durch die Ausführung den Abschluß. Allerdings beginnt damit, daß sie die vorhandenen Ideen in die Wirklichkeit umsetzten, eine neue Periode.

Selbstverständlich werden damit die großen Männer nicht herabgesetzt, denn die Gebundenheit durch die Verhältnisse erfordert größte Geisteskraft, um ihrer Herr zu werden. Gewiß besagt der Satz: „Jeder Mensch ist das Produkt der Umstände" etwas Richtiges; nur gehören zu den Umständen auch seine individuelle Anlage, sein Wesen und vor allem sein Wille.

In jedem Fall ist die Weise des Vollzuges eigenstes Werk des Individuums.

Das Ziel ist ein im allgemeinen Umriß vorschwebendes und nicht von dem großen Mann gesetztes. Nur innerhalb des Ganges der historischen Entwickelung kann es liegen, wenn es erreichbar sein soll. Daß lediglich nach abstrakten Ideen und Idealen Staaten, Verfassungen und Gesetze gemacht werden können, diese Vorstellung der Aufklärungszeit ist längst überwunden. Wie jede Veränderung innerhalb der Beharrung liegt, so kann auch das neue Werk nicht von der Vergangenheit losgelöst sein. Größtes und dauerndstes Verdienst erwerben diejenigen Staatsmänner, die, wie Stein und Bis-

marck, die Vergangenheit mit der Gegenwart verknüpften. Stoff und Aufgabe sind gegeben, das Wie? der Lösung erst zu suchen. Weil jedes größere Verhältnis immer ein mehrseitiges ist, ist die Schlußhandlung keine sich von selbst ergebende. Der Vollender entscheidet, welche der vorhandenen Möglichkeiten er zur Erscheinung bringt. Die Idee fließt breit und uferlos dahin; er gräbt ihr das Bett, durch das sie festen Lauf erhält. Die Anlage, die Richtung sind seine Sache, und dadurch regelt er die weitere Entwickelung, den Charakter der Zukunft.

Man hat behauptet, große Männer könnten gerade dadurch Erfolge erzielen, daß sie sich um das Milieu nicht kümmern oder sogar entgegengesetzt den allgemeinen Wünschen verfahren. In der Regel trifft die Meinungsverschiedenheit nicht die wirkliche Sache, sondern nur die Mittel und die Weise, sie zu erreichen, und da mag der scharfe Blick des Leiters bessere entdecken, als die Tagesansicht. Mit der eigenartigen Lösung der Schleswig-Holsteinischen Frage vollbrachte Bismarck sein größtes Meisterstück. Er machte eben nur den Unterschied zwischen dem augenblicklichen und dem festen Bestande im Milieu.

So kann es geschehen, daß die schließliche Lösung anders ausfällt, als vorher zu erwarten stand. Der Vollender vermag mit gewaltiger Hand den Strom so zu lenken, wie es ihm richtig erscheint, oder er stellt sich ihm als mächtiger Felsblock entgegen, so daß die Gewässer sich teilen und wesentliche Bestandteile der Idee abseits geraten. Luther und Bismarck griffen in eine Zeit ein, in der die großen Ideen weit herangereift waren, die der Kirchenreform und die der deutschen Einheit.

Luther gab der Reformation den theologischen Charakter und hat dadurch die Spaltung der Kirche herbeigeführt, die ohne ihn vielleicht nicht erfolgt wäre. Andererseits hielt er die Kontinuität des bisherigen religiösen Prinzips, das auf dogmatischem Grunde ruht, aufrecht. Er ließ den Gedanken einer politischen Reform, der in Deutschland nicht minder mächtig war, fallen, so daß die alten Verfassungszustände blieben.

Bismarck hat die deutsche Einheitsidee mit Hilfe des Monarchismus durchgesetzt und diesen erheblich verstärkt, zu-

gleich dem Partikularismus so viel Zugeständnisse gemacht, als möglich war, ohne das Ganze zu gefährden. Er führte die Erfüllung der nationalen Hoffnungen früher herbei, als zu erwarten stand. Er drückte dem Reiche den Stempel seines Geistes auf, so daß es eine andere Gestalt empfing, als sie sonst geworden wäre.

Wie gewaltig ist der persönliche Anteil, der Luther und Bismarck an der geschichtlichen Entwickelung zufällt! Dennoch besteht gar kein Zweifel, daß sie ihn nur erlangten, weil sie in solchen Zeiten lebten, und bei beiden sind noch besondere Umstände nachweisbar, die ihr Werk förderten. Ich erinnere nur an die Persönlichkeiten des sächsischen Kurfürsten, Friedrichs des Weisen, des Kaisers Wilhelm.

Der große Mann hat die Wahl zwischen den Wegen und damit selbst zwischen den Ideen, denn in den Wegen liegen oft noch besondere Ideen ausgesprochen. Er übt demnach eine Auslese aus, die die von ihm ergriffene Idee vorwärts bringt. Diese Selbstthätigkeit kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Große Männer sind sogar oft persönlicher, als man denkt; bei manchen Thaten, in denen man allgemeine Gedanken sucht, verfuhren sie lediglich nach Gutdünken oder anderen Rücksichten.

Keine Idee läßt sich jedoch rein ausführen, weil ihr sofort andere Kräfte entgegenwirken und ihre Verwirklichung neue hervorruft oder ihnen Raum gewährt. Jeder große Mann erfährt es; das, was sie begründeten, entfernt sich sofort von dem, was sie wollten.

Die That des großen Mannes hat immer etwas Einseitiges, weil sie sonst nicht zu vollbringen wäre. In ihrer Weiterwirkung schafft sie daher auch Einseitigkeit, Beschränkung; die von jenem verfolgte Gedankenrichtung übt ihren Zwang auf die übrigen Verhältnisse aus. Die anderen mit der Idee verknüpften Bestrebungen werden durch die Art der vollendeten Thatsache überflüssig und kommen in die Gefahr, abzusterben. Vielleicht gehen sie nicht ganz verloren und kommen hinterher von neuem zur Kraft.

Mit seinem Abschluß tritt das Werk in die Beharrung ein und erhält in ihr seine Stelle. Die ursprüngliche Absicht des Schöpfers kommt dann nicht mehr viel in Frage, nur das thatsächliche Ergebnis bleibt übrig. Der Mehrertrag, den der

große Mann erzielt hat, fällt zurück an den Eigentümer des Kapitals, an die Gesamtheit. Daher können die späteren Folgen sehr anders sein, als sich ahnen ließ. Gewiß hat ein Otto I. nicht zu ermessen vermocht, daß die Erwerbung der römischen Kaiserkrone dereinst die deutsche Königskrone so tief herabdrücken würde. Um so mehr liegt der Geschichte ob, die Zwecke des Urhebers, seine Beweggründe, den Augenblick der Handlung festzustellen und für sich zu würdigen.

Ich habe hauptsächlich von den großen Lenkern der Geschichte gesprochen, deren Bedeutung sich am meisten aufdrängt, um an ihnen die leitenden Sätze zu erörtern. Sie treffen auch in den anderen Verhältnissen zu mit der gewissen Umgrenzung, die sich aus deren innerer Natur ergiebt, ohne daß darüber weiteres zu sagen erforderlich ist.

Früher (S. 16) sprach ich die Ansicht aus, die großen Männer zählten zu den von außen kommenden Ursachen der Veränderungen, weil sie nicht notwendige Erzeugnisse des allgemeinen Seins wären. Es heißt wohl: „jede Zeit bringt ihren Mann hervor", allein dieser Schluß macht irrtümlich Gelegentliches zur Regel. Das Auftreten großer Männer ist zu keiner Zeit unbedingt ausgeschlossen, zu keiner unbedingt gegeben. Auch diejenigen, die als solche in der Geschichte stehen, gelangten nur durch Umstände, die nicht an ihnen lagen, zu ihrer Bedeutung. Ein frühzeitiger Tod etwa hätte sie trotz aller Befähigung verhindert, zu sein, was sie waren. Wer weiß, ob sie dann ein anderer ersetzt hätte, und jedenfalls wäre dessen Werk anders ausgefallen.

Die Meinung, wäre der eine nicht gewesen, so hätte ein anderer dasselbe vollbracht, ist irrig. Jede große Handlung ist so individuell, daß sie ein zweiter nicht in ganz gleicher Art vollziehen kann, und somit würde stets der Verlauf anders sein. Es wäre gewiß möglich gewesen, daß auch ohne Bismarck der deutsche Einheitsdrang zur Erfüllung kam. Sicherlich nicht so, wie er die Dinge geleitet hat, und für die ernste Geschichte kommt alles darauf an, in welcher Gestalt die Lösung erfolgte.

Unentbehrlich sind große Männer nicht, und die Geschichte wird nicht allein durch solche gemacht. Nur so viel ist richtig, daß große Männer, wenn sie vorhanden sind, mächtig in ihren Gang eingreifen.

Aber still stehen würde ohne sie die Geschichte nicht. Entweder hätten dann schwächere Geister oder deren mehrere die Ideen ausgeführt, wie es mit der französischen Revolution geschah. Oder die Ideen hätten sich in ihrer fortwährenden Weiterbildung geändert oder zersetzt. So fanden weder die religiösen Ideen, die das römische Heidentum bewegten, Verwirklichung, noch die konziliären Pläne des fünfzehnten Jahrhunderts, noch die rein moralische Wiederbelebung des Christentums, wie sie um die Wende des fünfzehnten Jahrhunderts Erasmus und andere im Sinn trugen. Die bäuerlichen Bewegungen, welche seit dem vierzehnten Jahrhundert mehrere Länder Europas ergriffen, gingen fruchtlos vorüber, ebenso die damaligen Reformpläne für das Deutsche Reich. Die demokratisch-kosmopolitischen Tendenzen der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, der großdeutsche Gedanke erreichten keine reale Gestaltung. Das nachträgliche Urteil erklärt dann solche Ideen kurzerhand für unreif oder undurchführbar, aber nur ihr Mißerfolg ist die Ursache des harten Spruches.

Sicherlich bieten aufstrebende Zeiten Mitlebenden mehr Gelegenheit, große Männer zu werden, als die Perioden, welche laufende Arbeit verrichten oder große Ideen niedergehen sehen. Man kann freilich den Spieß umdrehen und behaupten, die Zeiten waren nur deswegen klein, weil ihnen große Männer fehlten. Aber auch Genies erzielen schwerlich weltverändernde Erfolge, sobald die allgemeine Lage keine rechte Möglichkeit bietet. Je stärker die Beharrung ist, wie in Byzanz oder China, desto weniger ist individuelle Leistung möglich oder erfolgreich, während mächtiger Drang nach Veränderung sie begünstigt. Darum haben Männer, die ihrer Zeit Bedeutendes leisteten, nicht immer den absoluten Anspruch auf Größe; manche sind Ingenieuren zu vergleichen, die von anderen Ersonnenes praktisch verwerteten. Der Urheber einer Erfindung, die die großartigsten Folgen hat, braucht an sich kein überragender Geist zu sein.

Mit den großen Männern ist individuales Thun nicht erschöpft. Auch kleinere Geister kommen zur Arbeit an den begonnenen Bauten, und mögen sie auch nur Durchschnittsleistung verrichten, etwas Eigenes ist immer daran. Aber wenn jener Werk in der Beharrung einen Markstein bildet, verliert sich das ihre in dem weiteren Fortgang. Auch das

Leben der größten Staaten, sowie das in den Geistesgebieten, hat wie das allgemeine seine Zeiten, in denen es als Alltagswerk gleichförmig dahingeht und nur der erhaltenden Weiterleitung bedarf.

Die unendlich große Menge, eingekeilt in die Enge der Verhältnisse, kommt nicht dazu, ihre Eigenart dem Ganzen empfindbar zu machen. Sie frondet am Massenbau.

Geschichtliche Entwickelung bedarf der Masse wie der Individuen. Man könnte sagen: Ideen entstehen individual, verbreiten sich kollektiv und werden wieder durch Individuen ausgeführt. Das große Einzelwesen fügt zu Vorstellung und Gefühl der Masse seinen Willen, und es kommt auf dessen Stärke an, wie weit seine Wirkungen reichen. Aber es giebt keine Individuen, die vollkommen frei wären, sondern sie erhalten von der Masse die Aufgabe ihrer Handlung und den Stoff zur Ausführung. So ist ein beständiges Wechselverhältnis vorhanden, das je auf den verschiedenen Lebensgebieten andere Gestalt annimmt.

Die Geschichtsschreibung kann von den großen Männern nicht absehen. Sie sind nicht nur die feinste Destillation eines bestimmten Zeitgedankens, sie sind mehr als die Blüten einer Zeit, wie sie Goethe genannt hat, sondern die Blüten erzeugenden Gärtner. Ebensowenig darf man in das Gegenteil verfallen, die Masse beiseite schieben zu wollen. Wie sehr hat sich die historische Anschauung bereichert, seitdem sie ihr Beachtung schenkt. Ohne die großen Männer ist der Gang im einzelnen nicht zu erklären, eine lediglich heroistische Auffassung würde jedoch die Geschichte in ein Spiel des Zufalls auflösen. Auf rechter Wertung beruht nicht nur die Anschauung, sondern auch das Lehrhafte in der Geschichte.

So wird es auch für die Zukunft bleiben. Die Steigerung der Anteilnahme, welche in Westeuropa und verwandten Ländern der Masse in neuerer Zeit zugefallen ist, bringt zugleich eine Vermehrung des Individuellen mit sich; ist doch eben dadurch die Masse zu größerer Bedeutung gelangt, weil die Einzelnen größere Berechtigung und die Möglichkeit der Beschäftigung mit höheren Dingen erlangten. Das ist gewiß kein Unglück, aber man befürchtet von diesem Aufkommen der „Viel zu Vielen" eine Nivellierung der Kräfte. Im Gegenteil ist die größere Differenzierung dazu angethan, hervor-

ragenden Kräften den Boden zu schaffen. Denn starke Geister sind erforderlich, aus der Vielheit der Erscheinungen den springenden Punkt herauszufinden. Große Männer steigen demnach im Werte, werden mehr und mehr Bedürfnis. Nicht bloß im sozialen Leben, auch in der Religion, in der Politik, überall sind sie nötig; Gelegenheit für große Leistungen ist überreich vorhanden. Bethätigung eines leitenden Individuums wird also auch in der Zukunft ebenso möglich sein, wie sie es in der Vergangenheit war.

Die Masse tritt in der Geschichte hervor, gegliedert und ausgeprägt in den Völkern und Nationen.

---

## Sechster Abschnitt.

## Völker und Nationen.

Der Ausdruck „Volk" ist kein bestimmter. Oft bezeichnet er farblos nur die Bevölkerung eines Landes oder Reiches. Doch hat man immer unter Volk auch eine Gesamtheit verstanden, die durch den Besitz gewisser gemeinsamer Eigenschaften oder Einrichtungen einen einheitlichen Charakter trägt. In neuester Zeit sagt man dafür mit Vorliebe „Nation".

Im Altertum bezeichnete man mit „natio", was durch Geburt und Abstammung zusammengehört, und dehnte den Begriff selbst auf Tiere und leblose Dinge aus, doch verstand man unter ihm im besonderen auch Stämme oder Völker. Das Mittelalter legte natio keinen festen Sinn unter; im allgemeinen ging man auch von der Abstammung aus. Wir Deutschen gebrauchten Nation gewöhnlich als Bezeichnung einer Zusammengehörigkeit, wie sie durch Abstammung, Sprache, Recht und Sitte gegeben ist, die durch gemeinsamen Geist und Charakter eine natürliche Einheit darstellt. Es lag also ein Natur- und Kulturgedanke zu Grunde. Im Gegensatz dazu hieß „Volk" die politisch zusammengefaßte Bevölkerung eines bestimmten Landes.

Engländer und Franzosen verfuhren umgekehrt. Sie faßten Nation gleich unserem Volke und für unsere Nation sagten sie people, peuple. Indessen ist eine Annäherung an die in Deutschland übliche Benennung erfolgt.

In neuester Zeit haben die Wörter „Nation" und „national" eine ungemeine Wertsteigerung gewonnen. Sie sind zum zündenden Schlagwort geworden, das denselben Zauber ausübt, wie in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts „Freiheit". Jedes Volk ist stolz auf seine „Nationalität"; national ist das höchste Lob, antinational der schärfste Tadel für eine Gesinnung oder Handlung. Das unfehlbare Heilmittel für alle Gebrechen ist die Entwickelung im nationalen Sinne. Jede Nation strebt nach innen und nach außen das Höchste zu erreichen. Man begehrt die Vereinigung getrennter Teile mit der Hauptgruppe. Wo eine Nation in einem Reiche die Herrschaft führt, erscheint es als Pflicht, die daneben vorhandenen fremdartigen Bestandteile so umzuschmelzen, daß sie mit der überwiegenden Gesamtheit Sprachgemeinschaft annehmen und möglichst gleich fühlen. In gemischten Staaten brennt daher ein heißer Kampf der Nationalitäten gegeneinander oder herrscht Streit zwischen der regierenden Gewalt und den Minderheiten. Die kleinsten Völkerbruchteile entdecken sich als „Nation" und möchten am liebsten politische Selbständigkeit erringen.

Da nun in allen Ländern die Verhältnisse der geschichtlichen Entwickelung und der Zusammensetzung anders liegen, erfährt auch der Begriff der Nation entsprechende abweichende Auslegungen. Die eine stempelt jeden Staatsverband, mag er auch noch so klein und sogar gemischt sein, zu einer Nation, eine andere macht Sprache und Sitte zum Kennzeichen, eine dritte beruft sich auf gemeinsame Abstammung, eine vierte auf geschichtliche und geistige Zusammengehörigkeit, eine fünfte will die Nationalität nur auf gemeinsames Gefühl gründen, eine sechste, dem heutigen Zuge entsprechend, betont gemeinsame wirtschaftliche Interessen, eine siebente begnügt sich mit dem Boden der gemeinsamen „Gesamtzivilisation", eine achte macht gar die Religion zur Grundlage, obgleich es seit dem Altertum keine giebt, die einem einzelnen Volk eigentümlich wäre.

Die Mannigfaltigkeit dieser Begriffsbestimmungen, die sich leicht vermehren ließe, zeigt deutlich genug, daß ihnen

mehr auf Einzelnes als auf Allgemeines gerichtete Beobachtungen oder mehr gelehrtes Nachsinnen als wirkliche Thatsachen den Ursprung gaben, daß sie teilweise besonderen Umständen und Bedürfnissen angepaßt sind.

Indessen gilt gewöhnlich die Sprache, welche ja auch die Menschen äußerlich und innerlich verbindet, als entscheidendes Merkmal einer Nation.

Der heutige nationale Drang ist wesentlich politisch. Was früher Nation hieß, soll zu dem werden, was früher Volk besagte. Das Volk soll zur Nation, die Nation zum Volke werden; das letzte Ziel ist der Zusammenschluß beider zu einem in sich gleichmäßig gearteten Reiche. Nation ist ein aktiver Begriff geworden, der den des Volkes aufgesogen hat. Diese Aktivität führt selbst zum Angriff und Streit, der wie im Antisemitismus die häßlichsten Formen annehmen kann; stehen doch gegenwärtig die Nationen auch in einem wirtschaftlichen Wettbewerb, der über den gerechtfertigten friedlichen weit hinauszugehen droht.

Eine merkwürdige Weiterbildung hat die nationale Idee in den Bestrebungen erfahren, die mehrere verwandte Völker vereinigen möchten, wie der Panslavismus, der Panlatinismus, der Pangermanismus, der Anglosaxonismus. In sich sind sie widersprechend, weil sie von dem begrenzten Boden, auf dem der nationale Gedanke gewachsen und gediehen ist, wieder ins fast Schrankenlose schweifen. Der Eifer bringt in guter Meinung oft seltsame Ueberstürzungen hervor. Die Buren galten auf einmal als deutsche Brüder, obgleich sie seit Jahrhunderten dem deutschen Volke fremd waren.

Diese nationale Idee ist neuesten Ursprungs, ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts, das dem kosmopolitischen achtzehnten folgte. Sie entsprang den Freiheitskämpfen der Serben, Griechen und Polen, aber sie ist auch ein Ausfluß der modernen Staatsidee, welche dem Staate die Pflege aller Lebensseiten zur Aufgabe stellt. Früher wäre es niemand in den Sinn gekommen, daß ein Staat nationalgleiche und einsprachige Unterthanen haben müsse oder daß alle Teile desselben Volkes zusammen gehörten. Noch auf dem Wiener Kongreß wurden Völker wie Herden verteilt.

Niemals konnte allerdings die mit Händen greifbare Thatsache übersehen werden, daß die Menschen in nach Sprache

und Sitte geschiedene Gruppen zerfallen. Es bestand sogar stets innerhalb der einzelnen eine gewisse Empfindung der Eigenart. Jedes Volk pflegte auf die anderen mit einiger Verachtung zu sehen und fühlte sich überlegen, und bis auf die einzelnen Stämme erstreckte sich dieses Selbstbewußtsein, das die nationale Idee auch jetzt noch nicht völlig überwunden hat. Aber das war nur ein Volksgefühl, kein Volksbewußtsein und noch weniger ein dem heutigen gleichwertiges Nationalbewußtsein. Es war nur Stimmung, die sich nicht in öffentliche Handlung umsetzte, keine die Glieder zur That einigende Kraft. Nur gelegentlich, wenn Gefahr entstand, daß Fremde die Oberhand im eigenen Hause gewannen, verdichtete sich das Volksgefühl zu einem Volksbewußtsein. Das Bedürfnis der Abwehr, der Selbsterhaltung hat zuerst Volksbewußtsein geschaffen, aber es war höchstens verteidigend, nicht angreifend wie unser heutiges Nationalbewußtsein, und verhinderte nicht einmal, daß die Glieder daneben miteinander in Streit und Krieg lagen. Ein Vaterlandsgefühl, Vaterlandsliebe hat es immer und bei allen Völkern gegeben. Aber Vaterland ist ein ganz unbestimmter Begriff, der sowohl die kleine Erdscholle der heimischen Wiegenstätte, wie ein großes Land umfassen kann. Die Penaten verteidigt auch das Tier, das sein Nest schirmt.

Das klassische Altertum kannte, abgesehen von dem Grundsatz, der alle Fremden von dem Staatsbürgerrechte ausschloß und nicht nationalen Grund hatte, nur Volksgefühl und Volksbewußtsein. Die Griechen, die man als Nation ansprechen möchte, blickten auf die Nichtgriechen, die „Barbaren", mit höchster Geringschätzung und konnten wohl, wie es in den Perserkriegen geschah, einen auswärtigen Feind gemeinsam abwehren. Aber ihnen fehlte durchaus der für den Bestand einer Nation notwendige Trieb zur politischen Einheit. So oft auch damals Völker andere unterwarfen, nie versuchten sie, deren Wesen nach ihrer Weise umzubilden. Die Römer begnügten sich mit den für ihre Herrschaft unbedingt notwendigen Maßregeln und ihr Reich war kein nationales. Sie selbst sind mehr eine Rechtsgenossenschaft als eine Nation, ihr späteres Weltreich ist nur eine Kultureinheit gewesen. Weder das byzantinische Reich, noch das der Kalifen, selbst nicht das chinesische dürfen als nationale in unserem Sinne bezeichnet werden.

So waren auch weder das fränkische Reich, noch das alte deutsche national, weil sie fremde Völker in großer Zahl einschlossen. Wohl fühlten sich die Deutschen als das Herrenvolk, aber dieser Ueberlegenheitsdünkel trug nichts zur inneren Einigung bei. Erst die Zeiten der Not führten zu einem Nationalbewußtsein. Walther von der Vogelweide, der erste begeisterungsvolle Verkündiger deutscher Volksart, ist auch der erste Zeuge deutschen Volksbewußtseins, das er gegen das verwelschte Papsttum auf den Schild erhob. Aber er hätte nie das universale Kaisertum aufgeben mögen. Nur Volksbewußtsein war es, das sich zur Zeit Ludwigs des Bayern gegen Frankreich wandte. Die Männer der Hanse nannten sich stolz Deutsche; sie kümmerten sich dennoch nicht um das Reich und wollten von einer gemeinsamen Arbeit mit den Süddeutschen nichts wissen. Selbst ein Hutten, Walthern in seiner Empfindung ähnlich, ist nicht über die Linie des Volksbewußtseins hinausgegangen. So blieb es auch die folgenden Jahrhunderte; erst die Befreiungskriege führten bei uns zu einer Klärung und Verstärkung, die zum Nationalbewußtsein hinüberleitete.

Daher ist es geraten, in der früheren Geschichte nicht allzu eifrig nach nationalen Beweggründen zu suchen und vorsichtig zu sein bei der Verwendung solcher Gesichtspunkte, die nicht so sehr wissenschaftlicher Vertiefung als heutigen Tendenzen ihr Dasein verdanken. Man thäte am besten, für die frühere Geschichte die Worte „Nation", „national" als irreführend ganz auszuschalten. Ebensogut, wie man Ludwig dem Bayern den Vorwurf gemacht hat, er hätte keine nationale Politik getrieben, kann man ihn anklagen, daß er nicht protestantische oder soziale Gedanken gegen das Papsttum in Bewegung setzte.

Nicht viel anders stand es in den anderen europäischen Ländern, obgleich in ihnen die günstigere politische Entwickelung früher ein thatkräftiges Volksbewußtsein erweckte.

Ueberhaupt giebt es im strengen Sinne national zu nennende Reiche nur in Europa, in dessen Bereich allein der moderne Begriff paßt. Die Ursache sind die kleinen Verhältnisse unseres Erdteils und seine reiche Gliederung, die zusammen Sonderbildungen begünstigten.

Sehen wir uns in Europa um, so ist jedoch die nationale

Ausprägung bei weitem nicht so klar und scharf, selbst wenn man von geringen fremden Bruchteilen absieht, wie sie z. B. Deutschland in den Polen und Dänen enthält. Am auffälligsten ist die Beschaffenheit Oesterreichs. Zwar spricht wohl heute niemand im Ernste von einer österreichischen Nation, aber auch die mannigfachen Nationen, die dort im politischen Verbande leben, entbehren alle einer festen Abgrenzung und gehen durcheinander. Rußland ist ein durch die absolute Staatsgewalt zusammengehaltenes Völkergemisch, die Schweiz stellt keine Nation dar, Belgien umfaßt zwei sich die Wage haltende Volksgruppen, die flämische und die wallonische. Die Italiener sind als Nation noch nicht fertig, in England sind die Schotten so ziemlich, die Iren sehr viel weniger mit den Engländern verschmolzen; beide sind noch immer nicht vollkommen eingearbeitete Teile der englischen Nation, der sie sonst angehören. Die Balkanstaaten sind nicht so feste nationale Bildungen, wie sie es gern sein möchten. Es bleiben also ungefähr die drei skandinavischen Völker, wenn man bei ihnen Finnen und Lappen zur Seite läßt, Holland, außerdem nur Deutschland, Frankreich, Portugal und — doch nur sehr bedingt — Spanien als Staaten übrig, die den Anspruch auf fertige einheitliche Nationalität erheben könnten. Außerdem giebt es Nationalitäten, die sich als solche fühlen, aber kein Reich bilden, wie namentlich die Polen, die erst im vorigen Jahrhundert auseinandergerissen wurden, so daß historisch für sie diese Bezeichnung gerechtfertigt ist.

Alle die Einzelheiten unter einen logischen Begriffshut zu bringen, ist unmöglich, weil die Bezeichnungen zu sehr nach Willkür durcheinandergeworfen werden und die Verhältnisse so ganz verschieden liegen. Glücklicherweise sind die Schwierigkeiten nicht allzugroß, weil für die wichtigsten Länder Staat und Volk im ganzen einheitlich waren. Am meisten Verlegenheit machen die Deutschen in ihrer gegenwärtigen Zweiteilung. Aber sie trat durchgreifend erst 1866 ein, und es ist eine überaus merkwürdige Thatsache, daß während der Herrschaft der nationalen Idee die Gründung des Deutschen Reiches die Deutschen in zwei Teile spaltete. Ein Beweis, wie der staatliche Gedanke allzeit der stärkste ist!

Um Klarheit über die wichtigen Begriffe zu gewinnen, wird es am besten sein, die politische Wertung, die nun ein-

mal das Wort „Nation“ durch die auf den Staat gerichteten nationalen Ideen allgemein bekommen hat, festzuhalten und unter Nation eine staatlich geeinte Masse zu verstehen, sobald das Merkmal einer Gleichartigkeit der herrschenden Mehrheit hinzutritt. Volk ist dann der weitere Begriff, der überhaupt eine durch Sprache, Sitte, Abstammung oder Verwandtschaft natürlich zusammengehörende Menge bezeichnet. Demgemäß würde etwa die deutsche Nation nur die Angehörigen des Deutschen Reiches, das deutsche Volk sie und alle anderen dem Deutschtum zuzuzählenden Stämme und Bruchteile umfassen.

Volk ist demnach ein natürlicher, Nation ein staatlicher Begriff. Das Ursprüngliche ist das Volk, dessen Werden in frühe Zeiten hinauf reichen kann; aus dem Volk schieden entweder Teile aus, die geschichtlich zu Nationen wurden, oder es machte selbst den Entwickelungsgang zur Nation. Welche Gründe waren maßgebend bei dem Entstehen der heutigen europäischen Nationen?

Die Einheit der Sprache setzt gemeinhin, obgleich nicht gerade notwendig, die gleiche Abstammung voraus. Aber wie die Ethnologie überhaupt keine reinen Völker anerkennt, so sind selbst diejenigen europäischen Nationen, welche am einheitlichsten erscheinen, aus Mischung, und zwar meist mehrfacher, hervorgegangen und es giebt keine, die nicht Bestandteile enthielte, die nicht auch in anderen vertreten sind. Eine physische Abgrenzung innerhalb der Bevölkerungen ist unmöglich. Ferner besitzt keine europäische Nation eine ihr ganz eigentümliche Kultur; alle haben zum Grunde die römisch-christliche. Deswegen sind auch alle europäischen Völker in ihrer Kultur einander überaus ähnlich, und diese entwickelte sich in stärksten gegenseitigen Berührungen. Selbst die Sitte begründet keinen festen Unterschied, um so weniger, da auch sie in den Nationen keine vollkommen gleichartige ist.

Vielleicht waren es dann geographisch-räumliche Bedingungen, die zum Abschluß führten? Aber die natürlichen Grenzen haben — außer in dem Inselreich England und selbst dort nicht die ganze Geschichte hindurch — keine Entscheidung gegeben. Spanien reichte lange über die Pyrenäen, die Alpen sind nie Völkerscheide gewesen, und die Dänen waren nicht durch natürliche Bedingungen von Deutschland, die Schweden

nicht von Finnland getrennt. Es läßt sich ganz wohl denken, daß ohne die Dazwischenkunft Karls des Großen die Norddeutschen, die bis dahin niemals mit Süddeutschland vereinigt waren, mit Dänemark zusammengeflossen wären, oder daß Südfrankreich sich mit dem näher verwandten nördlichen Spanien vereinigt hätte. Bei der Teilung des Karolingischen Reiches, die zur Entstehung von Frankreich und Deutschland die Veranlassung gab, kamen etwaige natürliche Grenzen nicht in Betracht. Auch die germanischen und slavischen Völker haben nie natürliche Grenzen zwischen sich gehabt. Damit verliert auch die mögliche Annahme, daß physische oder natürliche Bedingungen zur Entstehung der Nationen beigetragen hätten, von vornherein jede Wahrscheinlichkeit.

Endlich die Sprache! Die Gestalt, welche die heutigen europäischen Sprachen tragen, ist erst im Laufe der Zeiten geworden, entweder durch den Zusammenfluß mehrerer recht verschiedener wie in England, oder indem eine Form die Obermacht über eine andere gewann wie in Frankreich. Erst die deutsche Schriftsprache überwand die einzelnen Sprachstämme. In den seltensten Fällen deckte sich bis in die neueste Zeit der politische Umfang eines Reiches mit dem der Sprache seiner großen Mehrheit; auch die Grenze der ersten Staatenbildung nach dem Einheitsreiche Karls des Großen, die zu Ende des neunten Jahrhunderts zwischen West- und Ostfranken errichtet und überhaupt erst im zehnten Jahrhundert festgelegt wurde, stimmte nicht vollkommen mit der sprachlichen Linie überein.

Kein einziger der heutigen europäischen Staaten ist durch ein geschlossenes und bewußtes Volkstum gegründet worden, keinerlei innerer Drang gleichsprachiger oder gleich entsprungener Volksteile hat die Reiche und ihnen entsprechende Nationen aus ureigener Kraft geschaffen: sie sind die Ergebnisse von politischen Vorgängen, von staatlichen Bildungen. Ueberall bestimmten äußere Gründe, vor allem der Krieg den Verlauf. Selbst Erbschaften, die lediglich auf körperlichen Zufällen beruhen, waren von größtem Einfluß. Die Grenzen zwischen Frankreich und Deutschland kamen zu stande durch das Aussterben der Lotharischen Familie, und noch einmal hat in diesen Gegenden ein söhneloser Tod, der Karls des Kühnen von Burgund, die weitere Geschichte beherrscht.

Mit den Staaten und durch die Staaten wurden unsere Nationen ausgebildet.

Ein Volk wird nicht als ein physisches, sondern als ein geistiges Wesen gefaßt, dessen Geist in der den Individuen gemeinsamen gleichen Vorstellungsmasse besteht.[1]) Man sagt, das Volk besitzt einen Volksgeist oder eine Volksseele. Die Geschichte eines Volkes soll die seines Geistes oder seiner Seele sein.[2])

Wir pflegen von Nationalcharakteren zu sprechen und jede Nation besitzt von eigenen Mitgliedern die genauesten und liebevoll ausgeführten Schilderungen ihres äußerlichen und innerlichen Wesens. In Deutschland haben wir in den letzten Jahren eine ganze Litteratur darüber bekommen. Der Vergleich solcher Völkercharakteristiken ergiebt, wenig lehrhaft, große Gleichheiten in den edlen Eigenschaften; nur die hervorgehobenen minderwertigen, soweit sie freilich überhaupt berührt werden, geben manchmal bemerkenswerte Fingerzeige. Nimmt man dazu die Zeichnungen, die Angehörige anderer Völker von ihnen fremden entwerfen, dann ist die Uebereinstimmung in den ersteren Eigenschaften nicht so groß und neben ehrenden Anerkennungen stößt man auf recht unfreundliche Urteile. Gar leicht wird bei dem einen Volke dieselbe Eigenschaft gepriesen, die bei dem anderen getadelt wird; starkes Selbstbewußtsein heißt hier nationaler Stolz, dort Eitelkeit oder Ueberhebung, Festhalten an alten Sitten gilt hier als Volkstreue, dort als Rückständigkeit. Sichere Bilder, die auf allgemeine Zustimmung rechnen dürfen, lassen sich schwerlich herstellen.

Gelegentlich wird wohl eine hervorragende Persönlichkeit als ideales Muster ihres Volkes hingestellt; solche Heroen sind die „menschgewordene Nation" genannt worden, sie sollen die Geheimnisse der Volksseele enthüllen. Das sind nur poetische Figuren, denn jedes Genie ist eine Erscheinung für sich, die allerdings in ihrem Thun durch die Umwelt teilweise bedingt ist, aber mehr allgemein Menschliches als einem Einzelvolke Entsprungenes darstellt. Nicht nach einem ausgezeichneten

[1]) Barth 276 ff. über Lazarus und Steinthal.

[2]) Wundt, Völkerpsychologie (Leipzig 1900) I, 7 ff. unterscheidet zwischen Volksgeist und Volksseele. Diese Fragen liegen unserm Zwecke fern.

Exemplar, sondern nach den Eigenschaften, welche alle ihre Mitglieder mehr oder minder tragen, ist eine Art zu bestimmen. Es kommt nicht auf die Ausnahmen, sondern auf den Durchschnitt an.

Es steht mit Volkscharakteren wie mit dem Wasser oder dem Glase. Der Tropfen ist farblos, ebenso die dünne Glasscheibe, aber die Anhäufung giebt Farbe.

Das lange Zusammenleben in derselben Umgebung, unter denselben Einrichtungen und denselben Schicksalen, das sich von Geschlecht zu Geschlecht fortsetzt und den Kindern die Erfahrungen und Denkweise der Eltern überträgt, kann nicht ohne Eindruck bleiben; die Unterschiede in der Zusammensetzung schleifen sich zu einiger Gleichmäßigkeit ab. Sobald die Völker staatlich gesondert sind, bildet jedes seinen eigenen Anschauungskreis, der mit denen der andern gleichen Ursprungs nicht mehr übereinstimmt und demnach eigenes Leben umfängt; das bestehende Volksbewußtsein verdichtet sich und wirkt wieder auf den Einzelnen zurück. Das Ergebnis ist eine gewisse Uebereinstimmung in mancherlei Lebensweise und Lebensgedanken.

Die Bildung der Nationen entspringt demnach der Beharrung, die sich bei den einzelnen Völkern durch den Einschluß in einen Staat festsetzt, und der geistigen Massenvererbung. Nicht, daß dabei den historischen Erinnerungen allzu große Kraft beizumessen wäre. Denn sie sind außerordentlich kurzlebig, allerhöchstens drei Generationen umfassend, und auch der Schulunterricht neuerer Zeit bessert erfahrungsgemäß darin nicht viel. Die allgemeinen Verhältnisse, der bleibende Rest der Erlebnisse formen die Masse.

Dieser Verlauf spielt sich überall ähnlich ab und kommt zu keinem Abschluß. Es ist anzunehmen, daß die heutigen Nationen sich noch weiterhin ändern, wahrscheinlich schärfer ausprägen werden. Sollten dereinst in Europa große staatliche Umwälzungen jetzt getrennte Völker zusammenführen, würden neue nationale Bildungen ihre Folge sein.

Da die heutigen europäischen Nationen erst allmählich geworden sind, haben sie sich auch nur langsam zu einem „Typus“ ausgebildet, und ihre Entwickelung war nicht eine „typische“, eine von vornherein durch jedem allein zukommende Eigenschaften bestimmte. Ihre Geschichte war nicht verschieden,

weil sie abweichenden Schlages waren, sondern seine besondere Geschichte prägte jedem Volke Eigentümlichkeiten auf, machte es zu einer Nation.

Jeder Versuch, eine Nationalität zu schildern, muß mit Vorsicht verfahren und nicht allzuviel behaupten wollen. Weil sie allmählich geworden ist, kann sie nicht immer so gewesen sein, und es ist nicht statthaft, einem Volke in früheren Zeiten sein heutiges Wesen unterzuschieben. Wie anders war der Deutsche im achtzehnten und der im neunzehnten Jahrhundert, und dennoch haben wir mit demselben Volke zu thun! Manche scheinbar durchgreifenden Eigenschaften erweisen sich als geschichtlich erworben. So besitzt der gegenwärtige Franzose im Gegensatz zum Deutschen zentralisierende Neigungen. Sie sind angenommen; denn in den ersten Jahrhunderten ihrer Geschichte ist davon nichts zu merken. Man rühmt den Italienern als besonderes Kennzeichen feinen Kunstsinn nach. Die römischen und germanischen Vorfahren besaßen ihn nicht und er dürfte überhaupt vor dem dreizehnten Jahrhundert als allgemein verbreitet schwer nachweisbar sein. Auch nachher ist er deutlich bemerkbar nur bei den Venetianern, den Mittelitalienern, Toskanesen und Römern; er mag entstanden sein, als die Städte sich mit Kunstwerken füllten und bei der Beschränktheit der politischen Verhältnisse die Beschäftigung mit der Kunst die willkommenste Anregung bot. Ein Seitenstück ist die allgemeine Verbreitung des Dichtens in dem maurischen Spanien. Selbst die geistige Ueberlegenheit, der sich heute die europäischen Völker vor den anderen erfreuen, ist nicht alt; bis ins dreizehnte Jahrhundert waren die Kulturen des Islams, von Byzanz und China die überlegenen.

Erheblich schwieriger als die psychische Weise einer Nation zu erklären, ist es, ihre besondere physische Beschaffenheit nachzuweisen. Da versagt in der Regel jedes Mittel. Aber die Frage hat ihr besonderes Interesse, weil sie in das Geistige hinüberspielt, denn in dem Aeußeren sucht man die Spuren der Blutmischungen, die wieder über das innere Volkswesen Aufschluß geben könnten.

Oft erfolgte die Bildung zu Völkern so, daß ein großer Bestandteil von ihnen ziemlich gleichmäßigen Ursprungs war. So in Deutschland im Gebiet zwischen Rhein, Elbe und Böhmerwald, oder in Frankreich, wo der Westen nur geringen ger=

manischen Zufluß erhielt, oder in Skandinavien, wo allein der Norden und der Küstenstrich stärkere Völkermischungen erfuhren. Anderweitig schoben sich verwandte Völker durcheinander, wie in England Normannen, Dänen und Angelsachsen. Endlich entstanden Mischungen aus ganz verschiedenartigen Völkern, wie in Ungarn oder, was freilich schon in alter Zeit geschah, in Südfrankreich, wo Iberer und Kelten zusammenflossen; am buntesten sind die Ursprungsverhältnisse in Spanien und Süditalien.

Bei der Verschmelzung verschiedener Völker kann entweder eine vollkommene Vermischung erfolgt sein, so daß die nachkommenden Geschlechter die Eigenschaften beider Ahnen durcheinander vermengt zeigen, oder Eigenarten je eines Ursprungsvolkes erlangten in der neuen Masse das Uebergewicht, mochten es körperliche oder geistige sein. Das Ergebnis ist recht verschieden. Die Magyaren haben ihre ursprüngliche häßliche Leibesbeschaffenheit mit einer stattlicheren eingetauscht, aber sie behaupteten ihre Sprache und die mongolische Herrscherlust. Die Bulgaren dagegen wechselten ihre Sprache mit der slavischen. Auch die Türken verloren den Steppentypus, aber andere der altmongolischen Eigenschaften erhielten sich mit ungemeiner Zähigkeit, auch in Völkern, in die sehr wenig türkisches Blut gelangte. Von den heutigen Türken auf Kreta sind zum Beispiel fast alle griechischen Ursprungs. In dem Spanier lebt vielleicht mehr der Iberer, als der Römer und Germane weiter.

Das Kapitel der Blutmischungen ist ein zu weitverzweigtes, als daß es hier näher ausgeführt werden könnte. Wir haben so gründliche Auseinandersetzungen über ihre Wirkungen, daß man sie als Rezepte zu einer guten Rassenmischung gebrauchen könnte.[1])

In der Regel werden Mischungen von Völkern für nicht nur wohlthätig, sondern geradezu für notwendig erklärt, um mit dem Körper den Geist frisch zu erhalten. So hätten die Römer in dem germanischen Blut einen neuen Lebensquell empfangen und seiner dringend bedurft.

Diese Meinung hängt zusammen mit der Ansicht von der Schädlichkeit der Inzucht. Historisch ist sie freilich schwer zu erhärten. Auf dem Lande, wo wenigstens früher der Kreis

[1]) Chamberlain, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts 277.

der Familien, innerhalb deren Ehen geschlossen werden konnten, sehr beschränkt war, ist von einer körperlichen Schwächung nichts zu bemerken.[1]) Daher scheint undenkbar, daß in einem Millionenreiche, wie das römische, in dem zugleich ein beträchtlicher Verkehr und Menschenverschiebungen stattfanden, jemals Bluterschöpfung eintreten konnte. Die Perser schätzten von Religion wegen Verwandtschaftsehen hoch, und kein Volk hat vielleicht in dem Grade wie sie immer wieder neue unsterbliche Kraft entfaltet.

Dagegen ist geistige Inzucht möglich. Wenn ein Volk, auf sich allein angewiesen, entweder keine Anregungen von außen empfängt oder sich ihnen verschließt, muß seine Kultur verarmen und vertrocknen. Für das Aufkommen der europäischen Völker waren die geistigen Kreuzungen, die sie eingingen, wichtiger als die leiblichen.

Die Erfahrung lehrt, daß schnelle Vermischung von Völkern zur Verwirrung führt. Zunächst werden die stärksten Eigenschaften des anderen aufgenommen, und das brauchen nicht immer die besten zu sein; die Merowingerzeit giebt dafür einen unerfreulichen Beweis. In den palästinischen Kreuzfahrerstaaten ging schnelle Mischung von Blut und von Kultur Hand in Hand und das Ergebnis war kein günstiges.

Die leibliche Zeugungsfähigkeit der Völker ist für ihr Vorwärtskommen gewiß von größter Wichtigkeit. Nur darf man sich kein übertriebenes Bild von ihrer Wirkung in früheren Zeiten machen. Die Römer bewunderten die „inexhausta pubertas“ der Germanen, die reiche, nie versagende Fülle ihres Kindersegens, und man spricht daher von einem ungemeinen Wachstum ihrer Völker. Auch soweit sie nicht durch Kriege verkürzt wurde, war die durchschnittliche Lebensdauer damals infolge ungünstigerer Lebensbedingungen sicher viel geringer, so daß den Geburten eine stärkere Zahl von Todesfällen gegenüber stand. Selbst wenn man die zahlreichen unehelichen Kinder von Unfreien und Sklavinnen hinzurechnet, kann sich damals ein Volk nicht viel schneller als in einem Jahrhundert verdoppelt haben. Auch die lange Stillzeit durch die Mutter mußte die schnelle Folge von Kindern hemmen. Demnach

[1]) Lorenz a. a. O. Auch der „Ahnenverlust“, den Lorenz nachgewiesen hat, kann nicht als Verstärkung der Inzucht betrachtet werden, eher als Bekräftigung der Vererbung.

konnten die durch Kriege gerissenen Lücken sich erst im Laufe von Jahrzehnten ergänzen. Die römischen Siegesbulletins mochten wie heutige gern von einer völligen Vernichtung des Gegners reden, wo es sich höchstens um eine Niederlage handelte.

Die die Germanen beneidenden Römer freilich standen der Thatsache einer stetigen Kinderverminderung im eigenen Reiche gegenüber, ähnlich wie sie heute in Frankreich so schwer empfunden wird. Sie war und ist jedoch nicht die Folge einer geschwächten körperlichen Zeugungskraft, sondern moralischer und sozialer Schäden.

Aus der Thatsache, daß Völker untergegangen sind, zieht die Behauptung, sie mußten untergehen, einen verallgemeinernden Schluß. Die europäischen Völker dauern bereits einige Zeit, die nicht kürzer ist, als die der führenden Völker des Altertums war, von deren Schicksal jene Lehre vornehmlich ausgegangen ist. Es heißt: ein Volk lebt den Kreislauf des Individuums, Jugend, Mannesalter, Greisentum. Oft haben betrübte Zeitgenossen trauriger Zustände geklagt, greisenhafter Verfall sei eingebrochen; die ausgehende Karolingerzeit ist voll von Verzweiflung und als Otto von Freising seine Chronik schrieb, besorgte er ein nahes Ende der Dinge. Den Karolingern folgte das deutsche Kaisertum, nach Konrad III. kam ein Friedrich I. Wir Deutschen sind bereits einmal „untergegangen", als wir zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts aus der Reihe der staatenbildenden Völker gestrichen waren. Sind wir jetzt plötzlich ein jugendliches Volk geworden?

Ein Volk wird nicht zum Greise, denn es lebt immer neu in den Nachkommen; nur seine Einrichtungen können durch die Uebermacht der Beharrung das frische Leben einbüßen. Es kann auch durch die große Geschichtsbewegung die bisherigen Bedingungen seines Bestehens einbüßen, aber es vermag unter Umständen sich neue zu schaffen.

Große Völker sterben nicht aus, gehen nicht leiblich so zu Grunde, daß sie keine Nachkommenschaft hinterlassen. Nur Vernichtung durch Gewalt streicht Völker völlig aus, und solche Auslöschung kann nur kleine treffen. An Köpfen reiche können lediglich als selbständige Glieder aus dem großen Verbande ausgeschieden werden, so daß ihr Staatswesen, selbst ihre Sprache und Kultur zu bestehen aufhören. Sie verlieren sich unter anderen glücklicheren.

Von den namhaften Völkern der alten Geschichte sind wohl nur sehr wenige als untergegangen zu bezeichnen; Perser, Syrer, Kopten, Griechen, Juden leben heute noch; selbst von den Babyloniern sind noch Reste vorhanden. Kleinere Völker von ausgeprägter Eigenart, wie die Phönizier und Etrusker, sind schon im Altertum in der Masse aufgegangen. Von den Iberern, Ligurern, Kelten erlosch die Sprache, nicht das Blut, das in den Mischungen lebendig rollt.

Die Völkerwanderung führte den wirklichen Untergang von Völkern herbei, der germanischen Ostgoten, Vandalen, Gepiden und anderer, des größten Teiles der Britonen. Andere Völker wurden aufgesogen, wie die Westgoten, Langobarden, ein Teil der Franken, die alten Bevölkerungen längs der Donau. Auch ein Teil der Gräcoromanen auf der Balkaninsel versank in dem Chaos noch unbestimmter Neubildungen. Die arabische Eroberung im Orient dagegen brachte wohl starke Mischung und Unterdrückung, aber keine Aufhebung alten Volkstums. Erst die Mongolenzeit hinterließ stellenweise wirkliche Vernichtung.

Ein weiterer Zerstörungsprozeß ging von Deutschland aus, dem die Avaren, der größte Teil der wendischen Völker bis über die Oder und die Preußen fast ganz anheimfielen. Denn von allen erhielt sich in dem siegenden Volke nur eine nicht mehr erkennbare Nachkommenschaft. Seitdem ist in Europa kein Volk mehr vernichtet worden, denn den Polen wurde wohl die politische Selbständigkeit, nicht aber das Volkstum genommen.

Dafür begann in der Neuen Welt seit den Entdeckungen ein hartes Mordwerk, das noch jetzt fortdauert. In Amerika und Australien gingen Stämme und ganze Völker zu Grunde oder werden in nächster Zukunft rettungslos verderben. Die Verhältnisse, unter denen Naturvölker hinschwinden, sind jedoch so außerordentliche, daß sie für den allgemeinen geschichtlichen Verlauf nicht viel in Betracht kommen, und auch jene Beispiele der Völkervertilgung durch äußere Gewalt fallen unter ungewöhnliche Bedingungen.

Die Prozesse, in denen große Völker durch Mischung mit anderen Sprache und eigenen Bestand aufgeben, aber ihre physische und geistige Art in Neubildungen fortpflanzen, sind von längster Dauer. Vom allgemein geschichtlichen Stand-

punkte aus sind solche Vorgänge nicht zu beklagen, im Gegenteil, sie bereichern das geschichtliche Leben. Kelten und Iberer im Altertum, die Germanen bei der Bildung der romanischen Völker haben stark den kürzeren gezogen, aber die allgemeine Kultur gewann dabei.

Seit den großen Entdeckungen sind vielfach jenseits der Meere Neubevölkerungen entstanden, die aus dem Zustande der kolonialen Besitznahme in den dauernd ansässiger Völker übergingen. In Nord- und Südamerika hat bereits der Prozeß nationaler Bildungen begonnen, in Australien und Südafrika bereitet er sich vor. Er kann sich in der Neuen Welt schneller vollziehen, weil die Macht der historischen Bedingungen geringer, dafür die der natürlichen Umwelt stärker ist als in Europa. Denn für die dortigen Nationen bedeutet Klima und Boden nicht mehr viel, weil ihre Einflüsse — ohnehin nicht allzu verschieden — in die geschichtlichen Verhältnisse aufgegangen sind, während in der Neuwelt die Unterschiede sehr viel stärker fühlbar sind und wirken.

In der Geschichte wechseln die führenden Völker, gehen auf und nieder. Völkerblüte und Völkerverfall sind ständige Ausdrücke und ihre Ursachen werden gern erwogen.

Die Größe eines Volkes hängt nicht von ihm allein ab, sondern auch von der Umgebung; die des einen beruht manchmal nur auf der Kleinheit der anderen. Der Macht der ersten deutschen Kaiser stand keine ebenbürtige im Abendland gegenüber; Spanien war gewaltig, bis im Wettstreit Frankreich obsiegte und seit Ludwig XIV. unübertroffen dastand; dieses verlor seine gebietende Uebermacht, als England durch seine Seemacht das Gleichgewicht erlangte. Heute ist Frankreich nicht unmächtiger als vor 1870, aber Deutschland, England und Rußland sind stärker geworden.

Wie über den einzelnen Menschen, kann auch über Völker Unheil hereinbrechen, ohne daß sie es verschuldet haben. Kleine vermögen großen schwer zu widerstehen, aber gingen sie heldenhaft unter, so weiht ihnen wenigstens die Nachwelt ehrenvolle Einnerung. Ein Leben unter der Peitsche bringt auch die Besten herunter, weil es ihnen die Selbstachtung raubt; dann ändern manchmal Völker ihr Wesen. Fast alle Völker, die dem türkischen Joche verfielen, erlitten gleiche Schädigung, die Griechen, die Syrer, die Kopten. Die Beispiele brauchen

nicht allzufern gesucht zu werden. Durch den Dreißigjährigen Krieg sanken die Deutschen beinahe zu einem Bedientenvolk herab und die ehemaligen Fanatiker der Selbsthilfe wagten, zu Philistern geworden, ohne Genehmigung der Polizei kaum den Finger zu rühren. Aber das Rohr war nicht gebrochen, nur geknickt und richtete sich wieder auf.

Leicht bietet ein Land den Anblick der Stärke in einer Beziehung, den der Schwäche in anderer. Stand das deutsche Volk während seiner klassischen Litteraturperiode wirklich auf tiefer Stufe? Die Entwickelungsreihen der menschlichen Bethätigungen laufen nicht gleichmäßig nebeneinander her.

Allgemein heißt es jetzt, die romanischen Völker seien im Niedergange. Spanien ist kläglich gefallen, Frankreich leidet an innerer Zersetzung, Italien ist mit schweren politischen und wirtschaftlichen Sorgen belastet. Aber Italien hat in dem letzten Jahrhundert unleugbar Fortschritte gemacht und zeigt rüstiges Streben, und Frankreich ist kaum hoffnungslos krank. Wenige Jahrzehnte rechtfertigen nicht ein allgemeines Urteil; Völker können auf Irrpfade geraten, aber sie auch wieder verlassen.

Lange dauert es, ehe ein Nationalcharakter werden kann, und die Zeit, seit der die europäischen zu festerer Ausprägung kamen, umfaßt nur wenige Jahrhunderte. Die Geschichte, die sich jedes Volk bereitete, war die vornehmliche Bildnerin seines Wesens, doch sie fand schon ihr Werk vorbereitet durch die gleichmäßige Kultur, welche das römische Christentum gebracht hatte. Sie erklärt manche der starken Aehnlichkeiten, aber nicht alle.

Andere führen zurück auf die Vorzeit.

Ein früher angewandtes geologisches Bild ließ erkennen, wie Eigentümlichkeiten der Völker auch durch Unterbrechungen nicht zerstört werden. Eine Vererbungskraft von frühester Zeit her offenbart sich hier, die immer noch mächtig genug ist, unter wechselvollen Verhältnissen durchzuschlagen.

Der Gedanke, daß die romanischen und germanischen Völker geschichtlich zusammen gehören, bewegte Leopold Ranke so mächtig, daß er daran ging, ihre gemeinsame Geschichte zu schreiben. Franzosen und Italiener sind uns nicht fremdartig — nur die Spanier stehen uns etwas ferner —; in ihrer Geschichte ist nichts, was wir nicht auch hätten erleben können,

und wie vieles Gleichartige findet sich! Wir spüren zwar manchmal das Wehen eines anderen Geistes, aber er ist uns verständlich und geht uns zu Herzen.

Sollte dieses anheimelnde Gefühl lediglich die Folge der einst gemeinsam empfangenen Kulturerbschaft sein? Wie fremd ist uns Byzanz, der Haupterbe des christlichen Römertums, und doch werden wir mit seiner Geschichte immer noch leichter vertraut, als mit arabischer und chinesischer. Griechenland und Rom trotz ihrer heidnischen Kulturen sind uns fast teurer als unsere eigene; wir treten ohne weiteres an sie heran, als ob wir die unmittelbaren Nachkommen wären.

Uralte Gemeinschaft schließt alle diese Völker zusammen und wirkt noch nach. Wenn wir in der Ferne einen Verwandten erkennen, von dem wir vorher nichts wußten, rückt er uns alsbald nahe, und wir meinen in ihm traute Familienzüge zu entdecken. Vielleicht, daß wir uns täuschen, aber ihr Vorhandensein wäre nichts Wunderbares.

In Europa giebt es außer den germanischen und romanischen hauptsächlich noch die slavischen Völker. Teilweise haben sie an dem allgemeinen Kulturgange teilgenommen, nur ihr vornehmlichster Vertreter, der Russe, hat so starke orientalische Einflüsse erfahren, griechische, dann mongolische, daß er erst wieder in Europa Bürgerrecht erwerben mußte. Noch ist an den Russen vieles fremdartig, schwer verständlich, aber die Empfindung, daß sie anderen Fleisches und Blutes wären, haben wir nicht. Die indogermanischen Völker hegten nie gegeneinander körperlichen Abscheu; immer mischten sie sich leicht, brachten rasch Gleichartiges hervor, und in der Neuen Welt sind von jeher ihre Angehörigen ohne Unterschied miteinander Verbindungen eingegangen.

Germanen, Romanen, Slaven sind nie ein geschlossenes Volk gewesen, und man spricht nur von solchen Völkern, nie von einem dieses Namens. Die Romanen sind bereits Mischungen von indogermanischen Völkern, die anderen stammen verhältnismäßig rein unmittelbar von den Vorfahren ab.

Im letzten Grunde ist jede Nation gleich alt, weil alle auf die Anfänge der Menschheit zurückreichen.

Jedes Volk im gegenwärtigen Europa ist zeitlich entstanden, hervorgegangen aus früheren. Wollen wir ihr Wesen erkennen, müssen wir weiter zu den ersten Quellen hinauf-

steigen. Sollten sie, die Nachkommen eines Urvolkes, von ihm nichts bewahrt, nichts ererbt haben? Sollten nicht die Aehnlichkeiten, auf die wir allenthalben treffen, in der Vorzeit ihren Grund haben?

Unsere Nationen sind die in staatlichen Verbänden differenzierten Nachfolger gleichartiger indogermanischer Völker.

Außerhalb Europas liegen die Verhältnisse viel schwieriger. Die Völker sind uns nicht nur viel weniger bekannt, sie wurden auch mehr durcheinandergesprengt und geworfen, und selten erfolgten dabei so glatte Mischungen, wie im Abendlande. Aber auch sie führen zurück zu Urvölkern, und vielleicht gelingt es, auch bei ihnen gleichartige Charakterzüge aufzufinden. Der Versuch ist ein schwerer, aber er muß gemacht werden.

---

# Siebenter Abschnitt.

## Die drei großen Völkergruppen.

Ob man eine ursprüngliche Einheit des Menschengeschlechtes annimmt oder nicht, als gewiß gilt, daß der Homo sapiens in seiner Gesamterscheinung eine so große Gleichmäßigkeit zeigt, daß eine Trennung in Gattungen und Arten, wie in der Tierwelt, unthunlich ist. Die immerhin auffälligen Unterschiede haben so viele Uebergänge und Schwankungen, daß eine systematische Einteilung in Rassen nur ungefähre Geltung hat. Es lassen sich zwar ideelle Typen aufstellen, aber die Wirklichkeit stimmt nicht vollkommen mit ihnen überein. Darum haben die vielfachen Versuche, Rassen festzulegen, kein allgemein anerkanntes Ergebnis gebracht, und ebenso schwanken die Erklärungen über deren Entstehen.

Keine sogenannte „Rasse" ist geschichtlich als eine Gesamtheit aufgetreten. Die Völker der „schwarzen" spielten bisher nie eine Rolle, von der „gelben" oder mongolischen ist ein recht beträchtlicher Teil wirksam gewesen, am meisten haben die Angehörigen der „weißen" Rasse die Menschengeschichte

gefördert, doch auch sie wechselnd und in Bruchstücken. Die geschichtliche Beobachtung läßt jedoch Gruppen von Völkern erkennen, die in der geistigen Anlage Uebereinstimmungen zeigen und teilweise sicher auf gemeinsamen Ursprung zurückführbar sind. Die sogenannten Hamiten oder Nordafrikaner, zu denen die Aegypter gehören, sind, abgesehen von den Abessiniern, seit dem Altertum nicht mehr staatenbildend gewesen, und kein entwickeltes Volk hat nachher hamitisches Wesen in einiger Reinheit entfaltet, obgleich einzelne, wie die Berbern, in Afrika und Spanien an den neuen Mischungen und ihrer Geschichte wichtigen Anteil nahmen. Daher können sie beiseite bleiben. Nur von der mongolischen, semitischen und indogermanischen Gruppe soll die Rede sein.

Die physische Anlage, obgleich vielleicht die Grundlage der psychischen, kann hier nicht erörtert werden. Vermutlich ist die Verschiedenheit der Rassen durch klimatische und geographische Bedingungen frühester Zeiten veranlaßt worden, aber diese Vorgänge der Urzeit liegen jeder geschichtlichen Erkenntnis fern.

Die Schwierigkeit, allgemeine Volkscharaktere nur in den einfachsten Zügen zu zeichnen, ergiebt sich aus der Doppelnatur des Menschen. Wir müssen zudem annehmen, daß auch in den frühesten erkennbaren Verhältnissen bereits Völkermischungen vorliegen. Ferner sind viele Eigenschaften, die wir heute an den Völkern sehen, erst geschichtlich geworden, die Folge von fortgesetzten Differenzierungen, die das Ursprüngliche überdeckten.

Manche Eigenschaften sind allgemein menschliche, kennzeichnen also das Einzelne nicht näher, und lediglich die historische Entwickelung hat sie dann mehr oder minder ausgebildet.

So ist der Mensch von Anfang an kämpferisch. Einzelne Völker entfalteten allerdings besonders kriegerischen Sinn. Es scheint, daß Kriegsfreude und damit kriegerische Beweglichkeit wachsen mit der Zersplitterung in kleine selbständige Teile und bei größerer Staatenbildung mit gesteigerter Kultur abnehmen. Selbst das römische Kaiserreich war in seiner Blütezeit friedlich und führte Kriege nur zur Sicherung der Grenzen, auch in dem Kalifate trat ein ähnlicher Zustand ein; im allgemeinen nahm bei den Völkern der kriegerische

Hang unter dem Eindrucke der Zeitverhältnisse bald zu, bald ab. Es genügt daran zu erinnern, wie verschieden in Deutschland die gebildeten Stände je am Ende des achtzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts über Krieg und Teilnahme an ihm dachten. Alle europäischen Völker verzeichnen große Kriegsthaten; jedes hat dabei über andere den Sieg davongetragen und ist ebenso von ihnen besiegt worden, so daß ein höchster, alleiniger Siegespreis keinem zu erteilen wäre. Aus den Zeiten der Soldheere und ihrer nutzbringenden Verwendung ist auf den Charakter der Völker selbst kein Schluß zu ziehen, und sie sind überall gebraucht worden. Daher scheint es nicht gerechtfertigt, dem oder jenem Volke Tapferkeit als besondere Eigenschaft anzurechnen. Sogar die Chinesen, die zum großen Volke geworden immer dem Kriegswesen abgeneigt waren, durchfochten große Kämpfe, und die als Feiglinge Verschrieenen legen gegenwärtig die Probe ab, daß auch sie aufopfernden Heldenmutes fähig sind. Der in Begeisterung umgesetzte Zwang vermag überall in kriegerischem Thun Wunder zu schaffen.

Ebenso scheint es mit der künstlerischen Veranlagung zu stehen. Von allen Völkern, die sich einen Namen gemacht haben, ist gewiß, daß sie dichteten, sangen, schnitzten, malten und bauten. Wie das nun war oder ist, mag ja sehr verschieden sein und den jeweiligen Zustand der Völker verdeutlichen, aber Rückschlüsse auf besondere Begabung sind unsicher, weil alle Künste aufs engste mit dem gesamten Kulturgange zusammenhängen und ihre Höhe durch dessen Stand bestimmt wird.

Selbst die Ansichten über Schönheit schwanken im Laufe der Zeiten; es ist noch nicht lange her, daß die mittelalterliche Kunst Anerkennung findet, und auch die Antike mußte erst durch Winckelmann wieder zur allgemeinen Bewunderung gebracht werden. Dementsprechend sind unsere Urteile über die künstlerischen Leistungen fremder Völker stets subjektiv; jedes hat sein eigenes Ideal, das vielleicht anderen mißfällt. Die chinesische Musik erscheint uns abscheulich; dennoch hat kaum jemand den sittlichen Wert der Musik so hoch gepriesen, wie Konfutse. Die europäische Musik, auf die wir stolz sind, kam erst in den letzten Jahrhunderten auf ihre Höhe, und wenn einzelne Völker hervorragend beteiligt waren, so

folgt daraus nicht, daß sie mehr wie andere dazu berufen sind. Gewöhnlich wird den Engländern musikalische Begabung abgesprochen. Sie haben allerdings keine großen Komponisten, aber hervorragende Künstler sind nicht notwendige Erzeugnisse eines Volkes, und schon die Thatsache, daß die Engländer solche — man denke an Händel — zu Ruhm und Ansehen brachten, beweist, daß bei ihnen für Musik volles Verständnis vorhanden ist. Den Indogermanen wird in der Regel das Drama als eigenste Schöpfung zum Verdienste angerechnet. Aber dramatische Dichtungen kommen in ihren ältesten Litteraturen noch nicht vor; auch die Chinesen liebten früh schauspielerische Aufführungen, und selbst innerhalb der semitischen Rasse sind solche Dichtungen, wie in neuester Zeit nachgewiesen ist, nicht unbekannt.

Die sehr verschiedene Entwickelung, welche die Völker der Kunst und Litteratur verliehen, ist ein spätes Erzeugnis, das sich zur Genüge aus anderen ihnen eigenen Anlagen erklärt und nur eine Folge, eine Anwendung und Ausführung von diesen ist.

Ueber die Sittlichkeit, die ohnehin nicht genau zu beschreiben ist, hegen alle Völker besondere Anschauungen, die sie sich allmählich geschaffen haben. Ein allgemein gültiger Maßstab für sie ist nicht vorhanden und es fällt schwer, auch nur einfachste Grundzüge aufzustellen.

Man hat den Indogermanen als milde gepriesen im Gegensatz zu Semiten und Mongolen, und ein Vergleich der germanischen Völkerwanderung mit denen der mongolischen Völker scheint diese Behauptung zu bestätigen. Aber diese wollten die fremden Länder ausplündern und beherrschen, die Germanen sie bewohnen und bebauen, und sie betrachteten sich meist als Bundesgenossen der Römer; überall war es mehr eine Besetzung als eine Eroberung. Im übrigen sind die Wenden und Preußen von den Deutschen, die Indianer und Australier von Spaniern und Engländern nicht glimpflicher behandelt worden, als die asiatischen Völker von den Mongolen, nur daß bei denen alles in viel größerem Maßstab geschah. Die siegreichen Araber haben den sich freiwillig Unterwerfenden Schonung angedeihen lassen, während das Alte Testament wahrlich nicht milde Gesinnung bei Semiten bezeugt. Aber auch die Griechen im peloponnesischen Kriege stießen kriegsgefangene

Volksgenossen erbarmungslos nieder. Die traurige Suche nach verübten Grausamkeiten würde leider bei keinem Volke vergeblich sein. Auch da sind nicht angeborene Eigenschaften, sondern andere Verhältnisse maßgebend gewesen.

Sollen demnach ursprüngliche Anlagen nachgewiesen werden, so muß der Blick die gesamte Entwickelung der Völker überschauen und der Versuch gemacht werden, das allenthalben erkennbare Gemeinsame aus dem geschichtlich gewordenen Einzelnen herauszuschälen und dadurch ersteres als ererbt und ständig zu erweisen. Daher muß die Untersuchung ausgehen von Verhältnissen, die allem geschichtlichen Leben, unter welchen Völkern es sich auch vollziehen mag, innewohnen. Solcher Art sind das Verhältnis zur Beharrung und Veränderung, zur Anpassung, die Stellungnahme zur Gemeinschaft und zur Außenwelt.

Die mongolische Rasse mit all den asiatischen, polynesischen, amerikanischen, europäischen Völkern, die ihr zugezählt werden, ist die zahlreichste auf der Erde und weist unter sich große Verschiedenheiten auf, doch kommen für uns nur die Bewohner der inneren asiatischen Hochebene und Chinas in Betracht. Die ersteren sind durch die Natur ihrer weit ausgedehnten Heimat auf das Nomadentum angewiesen, und historisch wirksam wurden sie nur durch die furchtbaren Ausbrüche aus dieser Völkerwiege, die nach Osten und Westen gerichtet, schon in den ältesten Zeiten weithin Verheerung trugen. Das Nomadentum ist kein unveränderlicher Zug des Mongolen. Wenn ihn die Steppennatur nicht mehr in ihrem Zwange hielt, wurde er zum fleißigen Bauer und selbst Städter. Schon vor den Zeiten Tschingischans machten die Uguren diesen Wechsel durch; der heutige türkische Landmann in Kleinasien läßt es an Emsigkeit nicht fehlen. Das großartigste Beispiel für diese Umwandlung sind die Chinesen.

Eine reine Rasse sind sie nicht, aber die in China eindringenden Völker bis auf die Mandschu hatten meist mongolisches Geblüt. Daher darf man wenigstens den Nordchinesen als Einheit betrachten, und zwar als die höchste, welche diese in der Weltgeschichte so wichtige Gruppe hervorgebracht hat. Der Begriff Nation ist indessen auf die einige hundert Millionen betragende Volksmasse nicht anwendbar. Die Regierungssprache ist zwar einheitlich, aber nur eine gelehrte und

gelernte, wie etwa das Latein in unserem Mittelalter. Sonst gehen die Dialekte in den Provinzen so weit auseinander, daß sich die Leute kaum verstehen, und außerdem werden ganz fremdartige Sprachen im Reiche geredet. Auch der Religionen stehen mehrere nebeneinander.

Bei keinem Volke besitzt die Beharrung so mächtige Kraft, wie bei den Chinesen. Hatte doch schon Konfutse keinen anderen Ehrgeiz, als das Altüberlieferte in seiner Reinheit und Echtheit herzustellen, und seine Lehren sind noch jetzt, nach dritthalbtausend Jahren, in allgemeiner Geltung. Selbst die religiösen Uebungen, die der Reformator bereits als heiliges Erbe vorfand und ehrte, genießen als Staatsreligion noch volle Achtung. Seitdem sind neben der anderen heimischen Religion des Taoismus mannigfache fremde: Buddhismus, Christentum, Islam nach China gekommen, aber keine von ihnen hat vermocht, auf den Volkscharakter irgend Eindruck zu machen und ihn zu ändern. Während noch immer Anklänge an den uralten mongolischen Schamanismus unverkennbar sind, wurden die anderen Religionen gewissermaßen ihres Inhalts entleert und zur Form herabgedrückt. Der Chinese hat keinen Sinn für das Uebersinnliche, Mystische; religiöse Fragen, wie sie andere Völker bis in die Tiefen aufregten, ließen ihn immer gleichgültig. Konfutse lehnte es ausdrücklich ab, sich über transcendente Dinge auszusprechen. Durch die Gesamtheit der Chinesen geht das Gefühl unzerstörbarer Gemeinsamkeit, das auch in der Fremde nicht erlischt. Unerschütterlich hat sich der feste Bau der Familie erhalten, der im Ahnenkultus seinen rechten Ausdruck findet. In der Familie gilt die Autorität und sie durchdringt ebenso mächtig das ganze Staatswesen. Der Chinese huldigt dem Staate und den regierenden Gewalten mit unterwürfigem Gehorsam, weil es so hergebracht ist und er die Ueberzeugung hat, daß es so sein müsse, weil eines jeden Interesse dabei am besten gewahrt sei, obgleich er sonst in bürgerlicher Freiheit lebt und ständische Gliederung nicht kennt. Die Rebellionen, an denen es nie gefehlt hat, entsprangen dem Gefühl, daß auch die Regierung dem Volke verpflichtet sei und ihren Weg durch die Sitte und die Rücksicht auf das Volkswohl vorgeschrieben habe. Nirgends auf der Erde ist so die Interessenübereinstimmung zwischen Herrschermacht und Unterthanen, dem Ganzen und dem Individuum ausgebildet.

Die Mißwirtschaft der Mandschu hat freilich das mögliche gethan, diese uralten Volkszüge zu untergraben.

Die Lehre des Konfutse ist keine Religion, sondern ein Moralsystem hoch durchgebildeter Art. Ihr Grundgedanke ist gleichfalls der der Gemeinsamkeit, der Hauptzweck, durch die vom Einzelnen zum Staate aufsteigende Tüchtigkeit den Gliedern und dem Ganzen zu nützen. Vornehmlich praktische Rücksichten bestimmen das gegenseitige Verhalten. Der Chinese ist stolz auf seinen Konfutse, weil seine Lehre das Dasein erleichtert und regelt. Die Moral ist bei ihm zur Sitte geworden.

Es giebt kein Volk, in welchem die Sitte eine so unbegrenzte Macht besitzt und alle Lebensthätigkeiten durchdringt. Der Chinese fühlt ihre Last nicht; im Gegenteil, er erblickt in ihr die unentbehrliche Leiterin des Zusammenlebens. Bewußte freiwillige Unterordnung hat das Individuelle fast verwischt oder bis ins Innerste zurückgedrängt. Deswegen ist es so schwer, einen Chinesen kennen zu lernen, weil sein persönliches Wesen von einem undurchdringlichen Panzer der Gewohnheit, der durch Sitte und Selbstzucht gebotenen Zurückhaltung umgeben ist. Die von Europäern mit Recht gerügte Verlogenheit in den öffentlichen Verhältnissen hängt mit dieser angelernten Verschleierung der innersten Gedanken zusammen.

Der Chinese in seiner unlöslichen Anhänglichkeit an die Ueberlieferung, in seiner Verehrung der unantastbaren Sitte haßt und verachtet alles Fremde. Obgleich auch die chinesische Geschichte nicht in der öden Einförmigkeit verlaufen ist, die man ihr zuschreibt, und große Wandlungen durchgemacht hat, so fehlt den Chinesen die Hauptquelle der Veränderung, die Anpassung, fast ganz. Aufgezwungenes Fremde wußte er meist wieder auszuscheiden; nach dem Sturze der mongolischen Dynastie durch die Mings kehrte man mit voller Absicht zu den alten Zuständen zurück. Die chinesische Kultur ist gegenüber den anderen eine Reinkultur. Die geistige und künstlerische Thätigkeit bewegte sich in gemessenen Grenzen; mehr Ausbau und Fortführung von Gegebenem, als neue Schöpfung sind zu bemerken. Der jahrhundertelang dauernde Mangel der Anstöße von außen und ihre Abschwächung an dem zähen Polster der Beharrung ließen tiefgreifende Umgestaltungen nicht zu.

Diesen chinesischen Zügen begegnen wir auch bei den anderen mongolischen Völkern. Sie waren religiös gleichgültig und daher duldsam, so daß zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts ein christlicher Missionar aus China melden konnte: „Man gestattet jedem vollkommene Freiheit in seinen Ueberzeugungen; denn sie haben die Ansicht oder vielmehr irrige Meinung, daß jeder in seiner eigenen Religion selig werden könne." Am meisten sagte den Mongolen der Buddhismus zu, aber in seiner in Tibet unter einem stammesgleichen Volke angenommenen Gestalt, die die hohen Ideen des Stifters zu zeremonieller und abergläubischer Verzerrung herabgewürdigt hat. Wie die Chinesen, gehorchten die Mongolen ihren Fürsten unbedingt. Von den Hunnen an übten sie eine feste Kriegszucht unter sich; meisterhaft verstanden sie, durch die Masse zu wirken, sie zu rechter Zeit zu teilen und wieder zusammenzufassen. Ein gewaltiger Unterschied bestand zwischen der rücksichtslos stürmischen Kampfart der Germanen und dieser bewußten, großartig praktischen Kriegstechnik, die den mongolischen Völkern so oft den Sieg gab und sie unwiderstehlich erscheinen ließ. Der kühne Ritt des Dschebe unter Tschingischan bis in das Innere von Rußland gehört zu den bedeutendsten Leistungen in der Kriegsgeschichte.

Die mongolischen Herrscher wußten technische Fertigkeiten wohl zu schätzen. Tschingischan verschonte persische Künstler und Handwerker und ließ sie in die Mongolei führen, wie so viel später die französischen Gefangenen in Sibirien dort nützliche Werke vollbringen mußten. Als Herren von Persien und Indien haben die mongolischen Fürsten den Künsten der Unterworfenen ihre Gunst zugewandt, aber die Kultur haben die Mongolen nirgends gefördert und sich wenig bemüht, die von ihnen geschlagenen Wunden wieder zu heilen. Wie die Chinesen, zeigten sie Talent für Verwaltung und entfalteten selbst bei schneller Eroberung ein großes Geschick, ihre Herrschaft durch kluge Einrichtungen zu befestigen und vor allem einträglich zu machen.

Die Türken, die allerdings einem anderen Stamme als die Chinesen angehören, haben ihre Verwandtschaft mit der großen mongolischen Familie nicht verleugnet. Selbst wo ihre heimische Körperbildung in den Mischungen verschwand, legten die Türken diesen ihre enge und unbewegliche Sinnesweise auf.

Die ersten Begründer der türkischen Macht, die Truppenhäuptlinge am Hofe der Kalifen, nahmen den Islam an, wie sie ihn vorfanden, um vorwärts zu kommen, und sie und ihre Nachfolger bekannten sich zu ihm mit zäher Beharrlichkeit; ohnehin sagte ihnen die streitbare und nüchterne Religion zu. Sie vollendeten den austrocknenden Prozeß, dem der Islam zum Opfer fiel, der ihn zum starren System machte. Sie blieben Eroberer, auch als sie dauernd in ihren Ländern saßen, und hielten die entsprechenden Einrichtungen fest, die nur dem Kriege dienten. Der mongolische Mangel an Anpassungsvermögen zeigt sich an den Türken in grellster Weise und ist das größte Hemmnis, den Anforderungen der Neuzeit gerecht zu werden.

Aus der mongolischen Rasse scheinen in der neuesten Zeit die Japaner herauszufallen, die mit wunderbarer Schnelle und bisher glänzendem Erfolge dem europäischen Wesen Thür und Thor geöffnet haben. Erst die Zukunft wird lehren, ob dieser jäheste Bruch mit der Vergangenheit, den je ein großes Volk freiwillig vollzogen hat, in allem glücklich ablaufen wird.

Der semitische Charakter wird in der Regel von dem gegenwärtigen Judentum abgeleitet. Nicht nur, daß da leicht absichtlich oder unabsichtlich Schlüsse nach der ungünstigen Seite gezogen, sogar manchmal lobenswerte Eigenschaften auf schlechte Beweggründe zurückgeführt werden, so ist unthunlich, den allgemeinen semitischen Charakter nach einem kleinen Bruchteil zu schildern, der seit Jahrhunderten seine eigenartige Geschichte gehabt und wohl ein Volkstum, nicht aber ein Volk dargestellt hat, ganz abgesehen von der Frage, wie weit die heutigen Juden alle semitischer Abkunft sind. Meistens waren die Juden nur wenig zahlreich im Vergleich zu den Völkern, unter denen sie saßen. Mit demselben Rechte könnte man nach den heutigen Armeniern oder Griechen oder gar nach den Zigeunern den indogermanischen Charakter zeichnen wollen. Nicht nach einem durch die Wucht seiner Schicksale gebeugten und in schiefes Wachstum gedrängten Zweige darf man einen Baum beurteilen; höchstens kann man an ihm sehen, welche Lebenskraft dem Ganzen, zu dem er gehört, eigen ist und wie diese sich äußert. Zudem leben die Juden in modernen Zuständen, die mit denen, unter welchen einst die Semiten ihre große Geschichte führten, nicht die mindeste Aehnlichkeit haben.

Die Semiten sind keine Rasse, nur eine Gruppe innerhalb der großen, die man als mittelländische oder weiße zu bezeichnen pflegt.

Im Altertum nahmen die semitischen Völker keinen großen Raum ein; sie erstreckten sich vom Mittelmeer südlich von Kleinasien über Syrien, Mesopotamien und die Arabische Halbinsel. Nicht ihre politische Geschichte, sondern ihre Bedeutung für Kultur und Religion verleiht ihnen welthistorischen Wert. Ihre damaligen Reiche sind schon während des Altertums gefallen. Ein großer Teil der Semiten kam unter die römische Gewalt, wurde mit dem Reiche christlich und ging dann in die oströmische Herrschaft über. Gleichwohl blieb das semitische Element kräftig; es wirkte stark auf das Christentum ein und auch in Byzanz ist es staatlich und kirchlich nicht ohne Einfluß gewesen. Die Araber rissen früh die semitische Masse von dem byzantinischen Reichsverbande los, und Syrer und Araber mischten sich vielfach. Die christlich gebliebenen Syrer verfielen in eine abhängige und untergeordnete Stellung, so daß ihnen staatliche und volkliche Entwickelung abgeschnitten wurde; nur ihre Sprache kam durch die Trennung vom Griechentum zu neuem Leben. Auch in dieser unglücklichen Lage haben sie die arabische Wissenschaft mit begründet, in ihr Bedeutendes geleistet und auch als Beamte dem Kalifenstaat gedient. Unter allen Leiden hat sich das Syrertum bis heute hinübergerettet. Die Zähigkeit des Volkstums ist bei ihm nicht minder erkennbar, wie bei den Juden.

Durch die Araber hat das Semitentum seine großartigste Geschichtsperiode in der nachchristlichen Zeit erlebt.

Schon die ältesten semitischen Völker gingen aus dem Nomadentum hervor und nahmen seßhafte Lebensweise an. Die Semiten gleichen darin den Mongolen, und wie diese spalteten sie sich in zwei Teile, von denen der eine dem althergebrachten Dasein getreu blieb, der andere neue Lebensformen annahm. Bei den Arabern wiederholte sich dasselbe Schauspiel. Die Eroberer hatten auf ihrer heißen und trockenen Halbinsel ein sehr ursprüngliches, halb nomadisches Leben geführt, das sich seit Urzeiten in ewig gleicher Weise abspann. Nur die Mekkaner hatten einigen städtischen Anflug. Bei derselben Lebensweise verharrten die Stammesteile, die in Arabien zurückblieben, bis auf den heutigen Tag. Auch in anderen

Gegenden, in denen ähnliche Verhältnisse vorhanden waren, in der Syrischen Wüste und an den Grenzländern Mesopotamiens, sowie in später besetzten Strichen von Afrika bis nach Marokko hin blieben sie nomadenhaft, unveränderlich.

Der andere Teil der Araber ging in den von Natur günstiger ausgestatteten Ländern zum städtischen Leben und zu hoher Kultur über. Der arabische Eroberer hat ganz anderes geleistet als der mongolische. Vor allem zerstörte er weniger, und die von ihm unterworfenen ehemals griechischen und persischen Lande überstanden die wilde Sturmzeit besser, als die unter germanische Herrschaft gekommenen Gebiete des römischen Reiches.

In welchem Zweige ist der echte Araber und damit Semit zu erblicken?

Gewöhnlich wird der Wüstenaraber als der normale betrachtet. Die Kulturaraber seien so stark gemischt worden, daß von dem ursprünglichen Wesen nicht viel geblieben wäre. Ihre Kultur sei nicht von ihnen ausgegangen, sondern eine fremde Einfuhr der Perser, Syrer und Griechen gewesen. Sie habe keine lange Dauer gehabt; zurückgesunken in die alte Barbarei, sei sie erstarrt und erstickt.

Diese Behauptungen sind nicht ganz unrichtig. Besonders die starke Mischung ist zuzugeben; sie kam zum guten Teil durch die Vielweiberei. Aber erhielten sich die Araber nicht längste Zeit als die Herren, machten sie nicht ihre Sprache zu der in der Litteratur und Wissenschaft allein herrschenden, was nicht einmal die Römer erreichten? Vielfach haben Eroberer, die meisten germanischen Stämme, die Normannen in Frankreich und Italien, ihre Sprache aufgegeben, nachdem sie mit den Unterworfenen in Gemeinschaft getreten waren. Auch die Araber waren nie die Mehrheit in den von ihnen eroberten Landen. Sie prägten gleichwohl der kalifischen Kultur ihren Geist auf, so daß die Erzeugnisse an sich nicht erkennen lassen, von welchem Landsmann des ungeheuer weiten Raumes sie herrühren. Ist es nicht ein ehrenvolles Zeugnis für sie, daß sie Fremdes aufnahmen und fruchtbare Lernbegabung erwiesen? Wie viel bliebe übrig von der Kultur der Römer und vollends von der der Germanen oder unserer deutschen, wenn man von ihr alles abziehen wollte, was anderweitig zugetragen ist! Daß die Semiten trotz ihres

nomadischen Ursprungs für städtisches Leben wohl geeignet sind, beweisen schon Babylon und Ninive; die kalifische Kultur war rein städtisch, denn die Araber schlossen sich städtischem Wesen viel schneller an als die Germanen. Noch heute ist der Araber unter der türkischen Herrschaft am liebsten Kaufmann oder Beamter.

Vollends die Dauer ihrer Kultur! Ich denke, die Zeit vom neunten bis zum dreizehnten Jahrhundert, die mindestens zu rechnen ist, wäre lange genug. Die arabische Blüte, die ungeheure Leiden überstand, erlag erst den mörderischen Anstürmen der Mongolen und nachher den mongolischen Türken, die sich als verderblicher Reif auf Staat, Religion und Wissenschaft legten. Weil sie den Glauben Mohammeds bekennen, vergißt man leicht, daß die Türken keine Semiten sind, und daß ihre Sünden nicht diesen auf die Rechnung gesetzt werden dürfen.

Lassen wir also den Kulturarabern nicht nur ihren Ruhm, sondern auch ihr wenigstens in seinem Grundwesen beständiges Semitentum.

Anderenfalls kommt man leicht zu der Ungerechtigkeit, den Semiten abzusprechen, was sie Großes geleistet haben, ihnen aufzubürden, was mißfällt.[1])

Die zur höheren Bildung aufgestiegenen Araber büßten auch nicht ganz die Grundlinien des Volkscharakters ein, so daß Uebereinstimmung mit dem der Wüstensöhne und der alten Semiten noch sichtbar blieb.

So zahlreiche Schriftwerke die Araber der griechischen Litteratur entlehnten — gleichgültig ob die Syrer oder wer sonst die Uebersetzungen machten —, sie übernahmen nur solche, die ihrer Neigung zusagten oder praktischen Zwecken dienten: philosophische, mathematische, naturwissenschaftliche, medizinische. Kein griechischer Dichter, kein griechisches Geschichtswerk ist in das Arabische übertragen worden. Zu einer Empfindung des antiken Geistes, wie sie der Humanismus erstrebte, zu einer klassischen Renaissance sind sie nie gelangt.

Auch die Kunst lernten sie von den Griechen und Persern; den fremden Meistern zu Anfang folgten später heimische. Sie warfen sich hauptsächlich auf den äußeren Schmuck und

[1]) Chamberlain a. a. O. unterschätzt die Semiten und überschätzt die Germanen.

die Formengebung und leisteten darin Eigenes und Schönes. Mochten Plastik und Malerei durch das Bilderverbot gehemmt sein, die Baukunst konnte es nicht zurückhalten. Aber sie gelangte nur zur formellen Weiterbildung einzelner Teile, nicht zu neuen organischen Gedanken für den Ausbau des Inneren.

Der Araber nahm Fremdes schnell an, um es sich nutzbar zu machen. Er paßte es seinem Bedürfnis an, ohne sich innerlich ergreifen zu lassen. Er bemächtigte sich des Inhalts und legte ihn für seine Zwecke zurecht. Der Araber erwies sich als ein nüchterner und praktischer Verstandesmensch. Er zeigte eine ungemeine Schärfe des Denkens. Das Formal-Logische, wie in der Sprache die Grammatik, das Wortspiel und der Witz, aber auch das Beobachten, Sammeln, Sichten, Ordnen gingen den Arabern vortrefflich von der Hand. Der Stoff zog sie an und sie bemeisterten und vermehrten ihn. Man thut dem Semiten unrecht, wenn man ihn unschöpferisch nennt, aber er ist es in seiner Weise, indem er stetig dieselbe Richtung verfolgt. Die Verstandesthätigkeit steigerte sich, aber sie änderte nicht die Weise des Betriebs. Sie erhob sich nicht zur freien und kühnen Spekulation, nicht zu dem Versuche, über den greifbaren, sinnfälligen Stoff hinaus zu streben; sie ging nicht zur tieferen Fragestellung über. Sie war wesentlich kritisch, zersetzend, doch deswegen nicht unverdienstlich, und individuelle Selbständigkeit darf man den großen arabischen Philosophen nicht absprechen.

Aehnlich steht es mit der arabischen Phantasie, die selbst der Ausschweifung fähig ist. Sie befähigte den Araber zur Dichtung, in der er Großes und Erhabenes geleistet hat, doch nur auf beschränkten Gebieten, und das formale Spiel überwucherte leicht den Gedanken; die dichterische Phantasie beschäftigt sich am liebsten mit sinnlich faßbaren Dingen. In der Baukunst mit ihrer flüssig gewordenen Linienführung offenbart sich die Phantasie der Mathematik.

Himmelweit unterscheidet sich die semitische Religiosität von der mongolischen Gleichgültigkeit. Die Semiten gelten als die vornehmlichsten Schöpfer des Monotheismus. Bei den Juden hat er sich indessen erst allmählich gebildet und zwar auf Grund eines logischen Gedankenprozesses, der den anderen Göttern das Recht der Verehrung bestritt bis auf den einen; allmählich wandelte sich der physische Gott zu einem ethischen

um.[1]) Bei den Juden haben wir eine erste Entwickelung von ursprünglichen Anfängen vor uns, die wir nicht lediglich nach unseren höher entwickelten Ideen beurteilen dürfen. Mohammed trug sich von Anfang an mit dem Gedanken eines alleinigen und ewigen Gottes. Er hat vieles von den Juden in Arabien übernommen, aber es selbständig in seine Lehre umgeschaffen. Der Islam hat die Gottesidee scharf und logisch gestaltet; sie ist durchaus Verstandeswerk, aber eben darum die unantastbare Grundlage der Religion. Gott ist der Herr aller Dinge, der allein nach seinem Willen die Welt lenkt, der furchtbare, allgewaltige Gebieter, dem Menschen unnahbar. Die unbedingte Unterordnung des Einzelwesens unter den ewigen göttlichen Willen ist das Prinzip des Islams, das allerdings erst nach langen Kämpfen in dieser Zuspitzung zum Siege gelangte. Die Türken haben das Ergebnis nur übernommen, das bereits vorbereitet war. Die Richtung zum Buchstabenglauben, welche eine freiere Auffassung des Korans unterdrückte, hatte jedoch in Arabien selbst, vornehmlich in Medina, ihren Sitz.

Die semitischen Religionen entbehren der Mythologie, die in den anderen die sinnige Betrachtung über die den Menschen umgebenden höheren Mächte zum Ausdruck bringt. Mit der monotheistischen Idee traten sie in das Gebiet des Uebersinnlichen, aber sie bauten es verstandesgemäß aus und schufen feste Formen dafür. So ist auch die Moral beschaffen; ihre Sätze wurden Gesetze, Glaubensvorschriften, die dem Individuum obliegen, ohne seine innerliche Anteilnahme zu erfordern. Doch ruft der Koran auch das Gemüt an. Sein Lob der Barmherzigkeit erinnert an das Neue Testament; sie soll freudigen Herzens, nicht zum Prunke geübt werden, und wer heimlich giebt, giebt am besten. Die menschliche Behandlung der Sklaven, die er vorschreibt, spricht gleichfalls für die milde Gesinnung des Verfassers.

Im Islam ist der Unsterblichkeitsgedanke, der den alten Juden unbekannt war, von größter Bedeutung; die Hoffnung auf das Jenseits entschädigt für alle irdischen Leiden und bestärkt die fatalistische Anschauung. Mohammed hat das Paradies mit leuchtenden Farben geschildert; sinnliche Freuden sind

[1]) Eduard Meyer, Geschichte des Altertums I, 438 ff.

es, die den Gläubigen dort erwarten. Dabei spielt jene großartige sinnliche Phantasie mit. Sie erzeugte schon bei den altsemitischen Völkern wüste Kulte. Die Mekkafahrten, das tolle Treiben mancher Derwischorden lehren, wessen in dieser Beziehung der Islam fähig ist. Propheten, überreizte Prediger, Gründer von fanatischen Sekten fanden bei den Semiten immer begeisterte Anhänger.

Den semitischen Religionen wird Intoleranz nachgesagt. Die jüdische war voll von ihr, weil sie die eines Stammes war, der in ihr seinen Bund mit der Gottheit erblickte. Mohammed hat nur die gewaltsame Vertilgung der Heiden befohlen, die sich nicht bekehren wollten; er that es, um Herr von Arabien zu werden. Seine Nachfolger duldeten die anderen Religionen, sobald sich deren Bekenner freiwillig unterwarfen, und es lag ihnen nichts daran, Proselyten zu machen. Aber die Herrschaft, die politischen Rechte kamen nur den Gläubigen zu. Die Intoleranz ist allen Religionen eigen gewesen, vor allem der christlichen; Karl der Große zwang die Sachsen zur Bekehrung und überall bekämpfte die sieghafte christliche Kirche gewaltsam das Heidentum. Die religiöse Unduldsamkeit lag immer mehr in den Verhältnissen, als in dem Wesen der Völker, aber sie war zugleich ein Zeugnis dafür, wie hoch diese ihre Religionen schätzten, und wie sehr sie in ihnen die unentbehrliche Bedingung des menschlichen Daseins erblickten.

Diese Anschauung war den Semiten in Fleisch und Blut übergegangen. Keine andere Religion hat so den Menschen in allem seinem Thun gefangen genommen, wie die jüdische und die mohammedanische. Sie bestärkte die Absonderung; die Religion begründete gewissermaßen das Volkstum und hatte auch darin praktischen Wert.

Das semitische Volkstum ist von größter Zähigkeit, auch in der körperlichen Erscheinung, die sich leicht auf Mischungen vererbt. Schon Ibn Chaldun hob hervor, wie fest die Volksgenossen zusammenhalten und sich streng von anderen scheiden. Die Familie und ihre Erweiterung, der Stamm waren heilig und banden die Glieder eng aneinander; noch nach Jahrhunderten war bei den ausgewanderten Arabern die Herkunft von den alten heimatlichen Geschlechtern unvergessen. Die Auflösung in solche Gruppen erschwerte die staatliche Bildung. Gleichwohl hatte der Gebieter unumschränkte Macht; er war

eben der Herr, der Gehorsam forderte und ihn empfing; die thatsächliche Gewalt fand stets Anerkennung. Der Staat war der gebietende Machthaber, nicht wie bei den Chinesen die notwendige Gemeinschaft von Herr und Unterthan. Die Unterwerfung unter Gottes Willen hatte ihr gleiches im politischen Leben, nur daß sie dort nicht unveränderlich war; im Namen Gottes, im Gehorsam gegen den Koran schien Empörung statthaft. Trotz des Despotismus bestanden bürgerliche Freiheiten und persönliche Rechte; eine ständische Gliederung mit herrschenden Klassen war im Kalifate nicht vorhanden, selbst ein geschlossener Priesterstand, wie einst bei den Juden, kam nicht auf. Neben der willkürlichen Regierung bestand Freiheit des Einzelnen ohne vermittelnde Einrichtungen. Die schnelle Unterordnung unter die Zwangsgewalt erleichterte die Empörung der Statthalter, das Aufkommen von rasch wechselnden Dynastien. Gleichwohl besaß das Kalifat in seiner Höhezeit treffliche staatliche Einrichtungen, die den den Semiten gemachten Vorwurf der Unfähigkeit zu großen Staatsbildungen widerlegen. Auch andere große Reiche lösten sich auf und das römische Reich wies im dritten Jahrhundert ähnliche Vorgänge auf, wie später die arabische Weltmacht. Die Deutschen haben auch kein besonderes Talent für große staatliche Schöpfungen an den Tag gelegt, freilich aus anderen Gründen.

Die Religion ließ dem Individuum keinerlei Freiheit, der Staat forderte jedoch nur Gehorsam. Die vorwiegende Richtung auf den Verstand bestärkte im sonstigen und geistigen Leben das Individuum in seinem Rechte. So ist der Beduine in seinem Stamme immer noch eine Persönlichkeit mit starkem Selbstgefühl. Der Einzelne verzichtete nicht auf die Skepsis, das Mißtrauen, die Selbstprüfung; schon der Eigennutz der Vernunft hielt ihn selbständig. Daher der Widerspruch im semitischen Geist; hier die Beugung unter die göttliche und weltliche Autorität, dort die Wahrung des persönlichen Rechtes. Auch in der äußerlichen Haltung ist ein solcher Gegensatz bemerkbar: die höfliche Beachtung der herkömmlichen Form, die feierliche Ruhe, die in leidenschaftliche Erregung umschlagen können. Der Semit ist nicht Massenmensch in dem Grade wie der Mongole, aber er weiß, daß er die von der Gemeinschaft auferlegten Pflichten erfüllen muß. Erst wo sie aufhören, tritt das Einzelrecht ein, lediglich ein Recht der

Person, aber als solches weitreichend. So ist auch seine Anpassungsfähigkeit beschaffen; sie ist groß gegenüber der mongolischen, aber nur eine äußerliche.

Sehr viel reichere Erscheinungen als die Mongolen und die Semiten bieten die Indogermanen dar, und es macht einige Schwierigkeit, sich vorzustellen, daß sie alle derselben Wurzel entstammen sollen. Ihre Völker sind verstreut über die weite Erde, wohnhaft unter den verschiedensten Himmelsstrichen. Der Inder und der Skandinavier, was können sie miteinander gemein haben?

Wir wissen jedoch zuverlässig, daß eine große Zahl der Kulturvölker alter und neuer Zeit, die man als indogermanische bezeichnet, gemeinsamen Ursprungs sind. Inder, Perser, Griechen und Römer, die keltischen, die germanischen und die romanischen Völker, die Slaven und die Litauer sind die Nachkommen e i n e r Volksgruppe. Ihre Sprachen geben diesen Aufschluß, nicht so die körperliche Erscheinung, die mannigfache Formen aufweist und wohl immer aufgewiesen hat. Aber auch sie verrät eine obgleich schwer bestimmbare allgemeine Uebereinstimmung, die am meisten im Vergleich mit anderen Völkern kenntlich wird.

Seitdem Indogermanen in die Weltgeschichte einrückten, sind sie nicht mehr zurückgetreten, obgleich die Völker wechselten. Aber längste Zeiträume vergingen, bis alle indogermanischen Völker sich höheren Zwecken erschlossen. Sie sind überhaupt nicht vorangegangen; Mesopotamien, Aegypten, China waren bereits stattlich vorgeschritten, als die Inder begannen. Während sie, dann die Perser, Römer und Griechen bereits die Welt bewegten, deckte die nördlichen Völker noch kimmerische Nacht. Erst spät kamen die Kelten und Germanen heran, langsam traten dann die Slaven und Litauer den anderen Völkern näher. Doch die europäischen Indogermanen dehnten sich über die neuentdeckten Ozeane hinweg aus, kein Erdteil, den sie nicht besiedelten. Sie wurden die Lehrmeister der Welt!

Die indische Pracht, die fast zwei Jahrtausende vorhaltende Kraft der Perser, die genialen Schöpfungen der Griechen, das universale Reich der Römer, die Neubildung der abendländischen Kultur durch Romanen und Germanen, ihre Erhebung zur ersten auf der Erde, das sind Leistungen von bewun-

derungswürdiger Größe und Mannigfaltigkeit. Die Indogermanen sind wie die Semiten keine eigene Rasse, sondern werden ebenfalls der mittelländischen oder weißen zugezählt. Wo ihre Wiege stand, ist streitig, jedenfalls sind sie Kinder der gemäßigten Zone. Wie die Urväter wahrscheinlich schon Mischungen eingingen oder aus solchen entstanden, haben die Völker auch späterhin bei ihrem allmählichen Vorschieben sie durchgemacht; im größten Maße flossen nachher bereits fertige indogermanische Völker zu neuen zusammen, so daß kaum zu sagen ist, welches heutige Volk seit der Urzeit die geringste Vermischung erlitten hat. Indogermanen verschmolzen mit Semiten und mongolisch-finnischen Abkömmlingen, mit Ligurern und Iberern, den Urbewohnern des südlichen Europa, in Indien mit Urstämmen. In Asien hat die Vermischung am stärksten durchgegriffen. Wieviel arisches Blut noch in den Persern vorhanden sein mag, ist nicht zu bestimmen, und in Indien, wo die Gewalt des heißen Klimas hinzukam, änderte sich der Typus vielfach bis zur Unkenntlichkeit; nur die verhältnismäßig rein gebliebenen Brahmanen verraten deutlich den arischen Ursprung. Der Indogermane scheint also zur Verschmelzung selbst mit fremdartigen Völkern geeignet zu sein.

Die Inder beweisen, daß der Indogermane nicht weniger wie der Mongole und der Semit unter heißem Himmel bestehen kann, und auch Nachkommen der Spanier und der Portugiesen in Amerika und Asien bestätigen ihre Ausdauer. Der Untergang der Vandalen in Afrika, die schlechten Erfahrungen, die einst die Deutschen in Italien machten, die vielen Verluste, die die Europäer in tropischen Kolonien erleiden, scheinen dagegen zu sprechen, aber in ungesunden Gegenden ist jede Rasse Erkrankungen ausgesetzt, und sobald die Lebensweise dem Klima angepaßt wird, verringern sich die Gefahren.

Alle Indogermanen erscheinen, nachdem sie das anfängliche Hordendasein hinter sich hatten, in Stämme und lose Einzelteile zersplittert. Inder und Perser sind erst später zu größeren Einheiten gelangt, die Griechen nie. Auch die Kelten Galliens lebten in kleinen Herrschaften. Die Germanen und Slaven, über deren Frühzeit wir am besten unterrichtet sind, entbehrten jeder Einigung. Daß sich die germanischen Völkerschaften gegenseitig bekämpften, ist nichts auffallendes, denn das geschah auch bei anderen Völkern, aber selbst die Verbände waren in stetigem

Fluß. Nie hat in den älteren Zeiten ein größeres Reich über einen kurzen Augenblick zusammengehalten, das Marbods ist der einzige kurzlebige Versuch. Die Germanen vereinigten sich nicht gegen die Römer, weder zu Armins Zeit noch später; mit Vorliebe schlugen sie als Verbündete der Römer oder in deren Dienst gegen andere Volksgenossen los. Das Reich Theodorichs des Großen hielt nur kurze Zeit, nicht ohne Selbstschuld der Goten; das der Franken hing lose zusammen und der Staat Karls des Großen überdauerte nicht seinen Schöpfer. Nachher hat nur das deutsche Reich lange bestanden, aber seine rechte Kraft lockerte sich rasch und schon vor dem dreizehnten Jahrhundert war der Verfall entschieden. Andere Zusammenballungen, wie das Reich Kanuts des Großen von Dänemark, überlebten nicht den Augenblick. Einige europäische Reiche, Frankreich, England, Spanien, arbeiteten sich langsam aus anfänglicher Zersplitterung nur durch das Königtum empor, und viele Zeit verstrich, ehe sie sich zu vorherrschenden Mächten erhoben. Das „Reich" Karls V. war in der That nur eine Zusammenfügung von Staaten. So haben die Indogermanen nach dem in seiner Art einzig dastehenden römischen Reiche nichts geschaffen, was sich annähernd mit China, dem kalifischen oder dem mongolischen Reiche vergleichen ließe. Erst England unterwarf mächtige Gebiete, die jedoch außerhalb Europas lagen; nur Rußland mit seiner zusammenhängenden riesigen Landmacht begründete ein wirkliches Weltreich.

Dieser Trieb der Sonderung ist für die Indogermanen bezeichnend und er hat nachgewirkt bis auf den heutigen Tag. In keinem Erdteil ist es zu so bestimmter Ausprägung von Nationalitäten gekommen wie in Europa, ein Prozeß, der, wie wir wissen, noch fortdauert. Keine andere Völkergruppe hat in sich so starke Differenzierungen erfahren. Die Geschichte der Indogermanen ist neben aller Gemeinsamkeit doch die ihrer Völker.

Immerdar politisch zerteilt und vielfach im Kampf untereinander, müssen die Indogermanen dennoch Eigenschaften besessen haben, die ihnen ihre alles überwiegende Bedeutung gaben.

Die großen und zahlreichen germanischen und romanischen Völker gestatten am ehesten Schlüsse auf das indogermanische Gesamtwesen. Kelten und Germanen hatten frühzeitig die weiten Länder inne, in denen sie unter denselben Natur-

bedingungen heimisch blieben. Inder und Perser sind unter anderen, völlig abweichenden Verhältnissen emporgekommen; die Griechen waren nur ein kleines Volk, die Römer anfänglich nur eine Stadtgemeinde, auf die Slaven fällt erst viel später Licht, und ein großer Teil von ihnen geriet eine Zeitlang unter mongolischen Einfluß. Wenn jedoch der Satz von einer gemeinsamen durchgehenden Begabung stimmt, so muß sie in den Grundzügen bei allen Völkern nachweisbar sein, und darum sind gelegentliche Seitenblicke über den germanoromanischen Kreis hinaus nicht nur statthaft, sondern unerläßlich.

Nicht wenige indogermanische Völker sind untergegangen, andere verloren sich unter fremden. Sie alle, vielleicht mit Ausnahme der Inder, sind nicht aus eigenen Kräften zu höherer Entwickelung gelangt, sondern empfingen von außen her mächtige Anregungen, die Perser von Mesopotamien, die Griechen vom Orient. Sie verbreiteten ihr Können nach Italien und dem Westen, die Römer führten die Kelten und Germanen der Welt zu, die letzteren wieder waren thätig nach Norden und Osten, die Slaven empfingen Einflüsse von Byzanz und Rom her. Als die romanisch-germanischen Völker ihre Lehrzeit durchgemacht hatten, floß ihnen durch das neubelebte Altertum, dann durch die großen Entdeckungen eine Fülle neuer Gedanken zu. Sie standen untereinander in ununterbrochenem Austausch; jedes Volk benutzte das von den anderen Errungene.

Die Indogermanen vermochten nicht nur anzunehmen, sie nahmen auch auf; sie ergriffen nicht nur, sie begriffen auch, sie verwandelten die Zuthat in freien Besitz, ohne daß sie ihr Grundwesen erschütterte oder trübte.

Dieses Verhältnis von Beharrung und Veränderung kann, weil es überall bemerkbar ist, nicht zufällig sein. Mit einer starken Beharrung verbanden sich Biegsamkeit und Vielgestaltung. Die Indogermanen besaßen eine ungemeine Anpassungsfähigkeit. Sie ertötete nicht die Beharrung, beide Eigenschaften flossen zu einer glücklichen Gesamtwirkung zusammen. Die Indogermanen hatten die höchste Form der Anpassungsfähigkeit, die sie geschickt machte, allenthalben zu lernen und das Gelernte für sich zu verwerten. Diese Gabe war es, welche schließlich den Indogermanen die reichhaltigste Entwickelung beschied, die ihnen jetzt den Erdball zu umspannen gestattet.

Ein Volk kann starkes Anpassungsvermögen nur bethätigen, wenn die Einzelnen es besitzen. Die Voraussetzung dazu ist ein schwacher Zusammenhang des Ganzen, das mit geringerem Druck die Teile umfaßt, sie nicht an sich zwingt, sondern freierer Bewegung überläßt. Daß es nie eine indogermanische Gesamtheit gab, daß jeder Teil und jedes Teilchen unbekümmert um die anderen seine Zwecke verfolgte, sahen wir eben, und in allen waltete dennoch derselbe Zug ob. Die indogermanische Anpassungsfähigkeit ist eine Folge des indogermanischen Individualismus.

Wie könnte bestritten werden, daß bei allen Völkern, selbst bei den Chinesen, individuell stark veranlagte Charaktere vorkommen, ja daß jedes Einzelwesen sein Besonderes hat? Der Unterschied liegt darin, daß bei den Indogermanen der individualistische Trieb als eine beständige, die große Mehrheit durchdringende und die Entwickelung bedingende Eigenschaft erscheint. Die Masse ist eine Zusammenfassung von Individuen. Wenn das Einzelne Anpassungsfähigkeit besitzt, so muß sie auch in der Masse sichtbar werden, und wenn der Einzelne sein Recht zu behaupten liebt, so muß auch jede Masse, also jede gleichmäßige Gesamtheit, diese Neigung erkennen lassen.[1]

Unter Individualismus verstehe ich das Streben des Einzelnen, sein Selbst, sein Selbstrecht als Persönlichkeit zu erhalten. Der Individualist will niemand antasten, aber auch nicht angetastet werden, nicht herrschen, aber auch nicht beherrscht werden. Er lehnt sich nicht auf gegen die Gesamtheit, aber er verlangt, sich innerhalb der großen Welt als kleine eigene fühlen und danach denken und empfinden zu dürfen, er will sich gewissermaßen in dem Ganzen sein eigenes Plätzchen vorbehalten. Er zieht die Selbstverantwortung und die Selbsthilfe einer Schutzmacht vor, die ihm die Freiheit des Handelns beschränken könnte. Alle Verhältnisse setzt er in Beziehung zu sich selbst; er faßt sie persönlich und nimmt als Person zu ihnen Stellung.

Der Individualismus ist demnach selbständige Bethätigung

[1]) Die mannigfachen Ansichten über den Individualismus bespreche ich im neunten Abschnitt. Hier behandle ich ihn nur als indogermanische Eigenschaft. Ich habe diesen Gedanken bereits in meiner Geschichte des deutschen Volkes (Stuttgart 1894) als Leitmotiv durchgeführt.

der Persönlichkeit innerhalb der gegebenen allgemeinen Bedingungen. Er strebt nicht aus der Kontinuität heraus; im Gegenteil, sie kann ihm ein teures persönliches Recht sein, nur steht er ihr in Freiheit gegenüber. Indem der Individualismus dem Einzelwesen die Freiheit giebt, empfangenen Eindrücken zu folgen, erleichtert er die Anpassung. Er befördert also das Entstehen von Bedürfnissen und dadurch die Veränderung.

Die Anpassung erklärt die Geschichte der Indogermanen. Sie erstreckte sich nicht nur auf äußere Dinge, auch Anschauungen und Gedanken eröffnete sie Zugang. Doch die Anpassung kann verschiedene, sogar scheinbar entgegengesetzte Wirkungen haben; sie entwickelt etwa eine Eigenschaft stärker und drängt dadurch andere zurück. Sie erschließt gelegentlich auch schlechten Einflüssen den Zutritt. So war sie begleitet von fortgesetzter Differenzierung, die bei jedem Volke besonderes hervorbrachte, und in ihr floß die Quelle zu immer neuen Weiterbildungen. Die Völker griffen nach dem, was sich ihnen darbot. Die Altperser lernten von Babylon, die Neuperser von Byzanz, ihre Nachkommen schlossen sich der arabischen Kultur an. Wie schon gesagt, scheint indessen immer ein Anstoß von außen nötig gewesen zu sein. Den Russen wurde erst spät und mit halber Gewalt die westeuropäische Kultur zugeführt; erst nach einiger Zeit drang sie in die Gebildeten ein, die sie dann zum Teil mit überstürzender Hast ergriffen.

Zeitweilig kamen Völker in Gefahr, über dem Fremden das eigene Sein zu verlieren. Es hat etwas Rührendes, wie die rauhen Germanen mit ehrfürchtiger Scheu zu ihrem Todfeinde, dem römischen Reiche, aufblickten und sich gern in seinen Zauberbann hineinziehen ließen. Die deutsche Geschichte kann man geradezu in Perioden einteilen, in denen das Fremde überwog, und ihnen folgende, während deren es wieder aufgesogen wurde. Doch der an den deutschen Auswanderern oft gerügte Fehler, daß sie sich dem fremden Volkstum ohne weiteres hingeben, ist nur eine Folge mangelhaften Volksbewußtseins, hervorgerufen durch die lang dauernde elende politische Stellung Deutschlands. Das deutsche Mittelalter war frei von diesem Mangel an Selbstachtung, und ebenso kannten ihn die anderen Völker nicht.

Der Individualismus erklärt eine Reihe von Erscheinungen. Der Indogermane übertrug alles in persönliche Beziehungen und machte selbst die Außendinge zu Personen; sein Schwert betrachtete der Germane wie ein lebendes Wesen, einen getreuen Gefährten.

Selbst die Freiheit unterlag der persönlichen Schätzung; sie konnte freiwillig hingegeben werden.

Der Mensch kann nicht allein bestehen, er bedarf der Gemeinschaft. Aber dem Germanen galten alle Verbände, in denen er lebte, als persönliche. Die Familie war bei ihm wie bei den Mongolen und Semiten der erste geschlossene Kreis, der längste Zeit seine Kraft bewahrte, aber schon der Stamm war schwächer und ganz anders als jene stellte sich der Germane zum politischen Wesen. Der Staat war nicht um seiner selbst willen da, sondern für die ihm Zugehörigen, und nur soweit sie seiner bedurften, ertrugen sie seine Gerechtsame, räumten sie ihm Gewalt ein. Er sollte nur feindliche Gewalten abwehren, Friedens- und Rechtsschutz gewähren, also den Zwecken des Einzelnen dienen. Wer beides nicht wollte, konnte sich auch außerhalb stellen. Der Staat hatte mehr Pflichten zu erfüllen als Rechte auszuüben. Die Unterordnung galt für eine freiwillig eingegangene, selbstgesetzte Verpflichtung und reichte nur so lange und so weit, als der Untergebene sie anerkannte; darüber hinaus fühlte er sich zur Gegenwehr oder zur Lossage befugt. Selbst die Königswahl bedurfte der persönlichen Zustimmung; der Einzelne „gelobte" sich den Erkorenen zum Herrn.

Die indogermanischen Staatsbildungen zeigen in ihren Anfängen überall gleiche Berechtigung der Freien. Die Freien ordneten in der Gemeinde mit gleichem Recht ihre Angelegenheiten; noch heute ist in Indien, das heimischen und fremden Despotismus bis zum Uebermaß durchgekostet hat, die sehr selbständige Dorfgemeinde die Grundlage der Verwaltung.

Stärker als der Staat band die Einzelnen die selbstgewählte Genossenschaft, eine das indogermanische Wesen höchst bezeichnende Gesellschaftsform. Ueberall in der Welt hat es Vereinigungen mannigfacher Art zu bestimmten Zwecken gegeben, die ihre Mitglieder manchmal wie mit ehernen Ketten und furchtbarem Zwang zusammenschlossen. Auch die indo-

germanische Genossenschaft hat immer bestimmten Zweck, aber sie geht über ihn hinaus, indem sie den Menschen voll in Anspruch nimmt. Ihre Eigentümlichkeit ist die Vereinigung der freien Persönlichkeit des Einzelnen zu einer Gesamtheit, die wieder persönlichen Charakter trägt. Alle für einen, einer für alle! ist die Losung der Genossenschaft, die gegenseitige Haftbarkeit des Ganzen und jedes Gliedes. Die Gesamtheit hält dem Einzelnen, der Einzelne der Gesamtheit das gebührende Recht.

Die Genossenschaft mit ihrer Anerkennung des Individuums und ihrem eng bemessenen Kreise sagte dem Indogermanen am besten zu. Ihr widmete er sich mit voller Hingabe und freier Dienstbarkeit; ihre Ehre war die seine. Am besten vermögen wir den genossenschaftlichen Zug bei den Germanen zu beobachten: das Gefolge, das Lehnswesen, das Städtewesen, die Zünfte des Mittelalters lassen sein Wesen deutlich erkennen.

Aus dem Genossenschaftsgedanken ergab sich der Begriff besonderer Stände mit eigener Ehre. Vielleicht stand überall an der Spitze der ersten staatlichen Entwickelungen die Bildung von Klassen der Priester und Krieger, aber die Stände, die wir bei den Indogermanen finden, haben noch als besondere Elemente das genossenschaftliche und das persönliche hinzugefügt. Während bei anderen großen Völkern jene ersten Absonderungen entweder ganz schwanden oder sich abschwächten und sozial nur die Unterschiede von Reichen, die im Grundbesitz ihre Stärke hatten, und Armen wirksam waren, blieb bei den Indogermanen die Neigung der Gleichgestellten, eine Klasse für sich zu bilden. Dabei kam das persönliche durch Geburt erworbene Recht in Betracht; die Stände wurden Geburtsstände. Nicht bloß bei den Indern hat ein freilich durch die dortigen Verhältnisse eigenartig gestaltetes Kastenwesen bestanden. Die Unterschiede der Freiheit sind in solcher Mannigfaltigkeit nur bei den Indogermanen anzutreffen; nur bei ihnen wurde lange anderen Ständen die Ehegemeinschaft versagt, oder folgten die Kinder einer Mischehe dem minderbürtigen der Eltern, hielten überhaupt die Stände sich abgesondert und setzte sich die Zerlegung in Abteilungen von oben bis nach unten fort. Auch als diese Verhältnisse rechtlich aufhörten, pflanzte sie die Beharrung fort. Noch jetzt treibt der Streit

um Rang und Stand in den kleinsten Städten wunderlich altertümliche Blüten und hat die Ebenbürtigkeit gesetzliche Kraft. Die der Idee nach frei gebildete Genossenschaft konnte durch die Beharrung zur Zwangseinrichtung werden.

Die Genossenschaften standen, während sie in sich zäh zusammenhielten, oft feindlich oder ablehnend gegeneinander, auch wenn sie gleiche Ziele verfolgten. Keine mochte sich der anderen unterordnen. Die Zünfte haben keine Verbindungen über ihre Stadt hinaus gesucht, die deutschen Städte schlossen wohl Bündnisse, aber losester Art, und nie hat das deutsche Bürgertum durch das Reich eine Einheit gebildet. Selbst die Hanse war in unvollkommenster Weise organisiert und zog nur aus der freiwilligen Teilnahme der Mitglieder ihre Kraft.

Ein Vergleich, wie das deutsche Reich und das der Kalifen verfiel, ist überaus lehrreich. Das letztere wurde aufgelöst durch Empörungen und gewaltsame Rechtsanmaßungen von Statthaltern und kriegerischen Herren. Das deutsche Reich blieb äußerlich bestehen, weil es den Fürsten ihr Recht zu sein verlieh und deswegen unentbehrlich war, aber sie, die größte Selbständigkeit an sich nahmen, waren mit ihren Gebieten verwachsen und ihr Fürstentum galt den Unterthanen als gern gesehene Vertretung ihres Sondertums.

Die Indogermanen waren geschaffen zur persönlichen Freiheit und zur Selbstverwaltung, aber indem der Individualismus auf das staatliche Wesen übergriff, wurde er leicht schädlich. So konnte er schließlich dem Absolutismus und Despotismus die Thür aufthun. Aber immer, wenigstens in Europa, ist die ursprüngliche Anlage wieder hervorgekommen.

Die Indogermanen haben einen Begriff der persönlichen Ehre, den der Chinese nicht, der Semit nur in gewissen Beziehungen kennt. Er äußert sich in der Forderung der Treue, und gerade sie ist bis zum Uebermaß als eine besondere germanische Eigenschaft gepriesen worden. Die Treue ist nicht nur indogermanisch; sie kommt bei allen Völkern vor und gehört zu den menschlichen Eigenschaften. Allein die indogermanische oder germanische Treue enthält einen besonderen Zug, den der freiwilligen, persönlichen, nicht der pflichtmäßigen Hingabe. Darin lag jedoch eine Gefährdung: wie die Treuverpflichtung freiwillig übernommen war, konnte sie auch wieder abgesagt werden, und das ist oft geschehen. Die mittelalterliche Geschichte

giebt schöne und bewunderungswürdige Beispiele der Treue, doch sie zeigt sehr verschiedene Bilder. Das Lehnswesen war gegründet auf gegenseitige Treue des Vasallen und des Seniors, weil es rein persönliche Verhältnisse schuf, aber sie wurde bald nur gehalten, so weit der beiderseitige Vorteil reichte, und Gesetze über Gesetze versuchten vergeblich, den mit der Einrichtung verknüpften Uebelständen zu wehren, bis sie mit schwerem Schaden der Herren abschloß. Geschichtsschreiber und Dichter des Mittelalters klagten über die herrschende Untreue, von der auch die deutschen Könige manch trauriges Lied singen konnten. In den Kreuzzügen wurde allgemein anerkannt, daß die Mohammedaner den Christen im Halten des gegebenen Wortes weit voran standen. So ist jenes persönliche Ehrgefühl schwer zu bestimmen; es ist vor allem Treue gegen sich selbst, ein Festhalten an dem, was der Mann für ehrenhaft hält. Vermöge des Sinnes für Genossenschaft setzte sich das Ehrgefühl vom Persönlichen in Hingabe an Stand und engere Gemeinschaft und deren Anschauungen um.

Es ist mißlich, so feinen, schwanken und nur auf entwickelte Zeiten passenden Begriffen eine allgemeingültige Auslegung zu geben und nur das Licht, nicht den Schatten zu sehen.

Griechen und Römer hatten eine andere Auffassung vom Staate als die Germanen, aber auch sie beruhte auf der Genossenschaft, die die Städte ursprünglich waren.

Wie dieser Individualismus in der weiteren staatlichen Entwickelung wirkte, muß der Einzelerzählung vorbehalten werden.

Auch die Religion trug in ihren Grundzügen einen individualistischen Charakter. Mythus und Sage haben alle Indogermanen ersonnen und gepflegt. Sie betrachteten die Natur als wesensverwandt und widmeten ihr liebevolle Verehrung. Ihre Kräfte personifizierten sie, und die Götter, anfangs ganz menschlich gedacht, bedeuteten ihnen auch die mannigfachen seelischen Regungen, die sie in ihrer Brust empfanden. Die Auffassung ist eine entschieden pantheistische. Merkwürdig übrigens, daß sämtliche indogermanischen Völker, mit Ausnahme der nordöstlichen Iranier, auch in Europa zeitweise die Feuerbestattung bevorzugten. Aus dieser persönlichen Stellung zur Gottheit ergab sich in späterer Zeit bei allen Völkern der

Hang zum religiösen Denken, zur philosophischen Spekulation, zur Fragestellung nach den höchsten Problemen des Lebens, zur Mystik, wie der früh erwachte Wunsch der Vereinigung mit Gott noch im Leben oder nach dem Tode zu sittlichen Gedanken anleitete und ihre Ausführung dem Einzelnen übertrug, die Persönlichkeit in den Vordergrund stellend. Es ist auffallend, wie klar die beiden indogermanischen Religionen, die Brahmanische und die des Buddha, die allgemeinen Züge wiederspiegeln, obgleich sie auch lehren, welche abweichenden Ausführungen demselben Grundgedanken entspringen konnten. Selbst die späteren Perser verleugneten nicht ihre indogermanische Art; Mohammedaner geworden, zersetzten sie den Islam und impften seiner verstandesgemäßen Nüchternheit ihren mystischen Hang, den Sufismus, ein. Das Christentum wurde vollends zur indogermanischen Religion, in die die Völker ihre tiefe Empfindung hineinlegten.

Bei den Umwandlungen, die die christliche Religion später erfuhr, nachdem sie den Völkern in Fleisch und Blut übergegangen war, entfaltete ebenfalls der Individualismus seine Kraft und nahm sein Recht in Anspruch.

Anpassung und Individualismus im Verein machten den indogermanischen Seelenzustand zu einem leicht beweglichen, der Dinge und Vorstellungen mit Lebhaftigkeit erfaßt und sich im Empfinden und Handeln rasch bestimmen läßt, je nach den Gefühlen von Lust und Unlust. Der Indogermane birgt eine vielfach abgetönte Leiter seelischer Regungen in sich. Sie zeigt oft Schwankungen der Stimmung, Anspannung und Begeisterung wechseln mit Ermattung und Niedergeschlagenheit. Im allgemeinen ist jedoch der Semit Pessimist, der Indogermane Optimist. Der Optimist ist in der Regel auch Idealist, und die gesamte Weltauffassung, die Art, Dinge und Menschen zu nehmen, brachte den Indogermanen dem Idealismus näher.

Die Neigung und Fähigkeit des Individuums, dem eigenen Triebe zu folgen, kam im weiteren Fortschritt der Geschichte vor allem der geistigen Thätigkeit, der Kunst jeder Gattung und der Wissenschaft zu statten. Sie begünstigt überhaupt das Werden von Charakteren, und daher mag es kommen, daß die Indogermanen die meisten großen Männer aufzuweisen haben.

Stärken und Schwächen konnten aus dieser Anlage entspringen, und so ist es in der That auch geschehen.

Ungefähr lassen sich die Unterschiede der drei Gruppen in Stichwörtern geben. Der Mongole ist Phlegmatiker, der Semit Choleriker, der Indogermane Sanguiniker, der im Inder zum Melancholiker wurde. Bei dem ersten überwiegt die Vernunft, bei dem zweiten der Verstand, bei dem dritten das Gefühl. In der Religion ist der Mongole gleichgültig, der Semit eifrig und scharf formulierend, der Indogermane seelisch ergriffen und selbst ergreifend. Der Mongole verehrt den staatlichen Verband, der Semit unterwirft sich ihm soweit er muß, der Indogermane neigt zur Volksfreiheit und Selbstregierung. Mongolen und Semiten sind objektive Realisten, die dritten subjektive Idealisten. Der Mongole hat ein sehr geringes Anpassungsvermögen, der Semit ein starkes, aber er nimmt nur an, nicht auf, der Indogermane ist für die Anpassung gemacht, aber verliert sich nicht in ihr. Der Mongole ist Massenmensch, der Semit ist es nur soweit der Zwang reicht, der Indogermane steht und fällt als Individuum. Der Mongole ist ganz der Mann der Beharrung, der Semit hat sie etwas weniger, der Indogermane vereinigt sie mit der Veränderung.

Man kann streiten, welche Begabung die höhere war, doch wird wohl einstimmig der indogermanischen der Preis zugeschrieben. Sagen wir lieber: sie war die glücklichste, weil sie die förderlichste war, wie der geschichtliche Erfolg zeigt. Wir messen ihn freilich mit unserem Maß, und die westeuropäische Kultur, die Krönung der indogermanischen, erscheint uns vielleicht nur deswegen als die menschlichste, weil sie die unsere ist. Indessen ihre ungeheure Entwickelung schreibt sich erst seit dem Ende des Mittelalters her, und betrachten wir die chinesische und die arabische Kultur, so ergiebt sich die auffallende Thatsache, daß sie ziemlich genau stehen geblieben sind oder stehen auf dem Punkte, den unser Mittelalter in seiner höchsten Vollendung einnahm. Sollte ihnen nicht auch dereinst möglich werden, darüber hinauszukommen und in ihrer Weise neue Epochen zu begründen?

Doch wir dürfen die Geschichte nur nehmen, wie sie vor uns liegt.

# Achter Abschnitt.

## Die Lebensbethätigungen.

Die Weise, Geschichte zu betrachten und zu schreiben, hat im Laufe der Zeiten mehrfach gewechselt. Das Mittelalter rückte, soweit es eine bestimmte Anschauung hatte, den kirchlich-universalen Gedanken in den Vordergrund. Erst der Humanismus schob ihn zur Seite, indem er, auf das Altertum blickend, weltliche Gesichtspunkte einführte; der kirchlichen Universalität stellte er die einzelnen Völker gegenüber. Die Reformation und ihre Nachzeit ergingen sich in der theologischen Richtung, bis ihr der erfolglose Ausgang des Kampfes zwischen den Konfessionen das allgemeine Interesse entzog. Mittlerweile war der Staat zur vollkommenen Selbständigkeit gelangt, so daß er fortan der geschichtlichen Betrachtung Anlehnung und Halt gab. Dem theologischen Zeitalter der Geschichtsschreibung folgte das politisch-juristische. Neue Staatstheorien im naturrechtlichen Aufbau entstanden; die Geschichte diente jetzt den Rechtsgelehrten als Vorratskammer für ihre Beweisführungen. Als der Absolutismus die Leitung des gesamten Lebens in Anspruch nahm, stellte Kant in dem Staate Friedrichs des Großen den Satz auf, eine innerlich und äußerlich vollkommene Staatsverfassung sei der einzige Zustand, in welchem alle Anlagen der Menschheit sich vollkommen entwickeln könnten.[1])

Während die Staaten absolut regiert wurden, arbeitete die auf das allgemein Menschliche gerichtete Aufklärung an der Befreiung des Geistes. Für Voltaire war die Geschichte ein Pamphlet gegen Barbarei und Fanatismus. Herder suchte in der Natur und den Anlagen des Menschen die Leitfäden der Entwickelung. Die kosmopolitische Anschauung erlag jedoch in den Stürmen der napoleonischen Zeiten dem nationalen Drange. Die historische Rechtsschule erklärte Recht und Staat für ein aus dem Geiste der Völker erwachsenes Erzeugnis

[1]) Die verschiedenen Auffassungen der Geschichte hat Paul Barth in seinem bereits S. 47 erwähnten Buche ausführlich dargelegt. Eine kürzere Uebersicht giebt Ernst Bernheim, Lehrbuch der historischen Methode (Zweite Auflage) S. 522 ff.

der Geschichte. Mit ihrer Lehre traf die besonders von Hegel weitergeführte Kantische von der Bedeutung des Staates zusammen, so daß in Deutschland die politische Seite der Geschichte besondere Pflege fand, gleichviel ob die Darsteller konservativ oder liberal waren. Die Kämpfe der Zeit spiegelten sich in der Geschichtsschreibung ab. Solange die nationale Sache alles Interesse in Anspruch nahm, behielt auch eine nationale Betrachtungsweise die Herrschaft.

Andere Ideen regten sich in Frankreich und England. Unter der Nachwirkung der französischen Revolution und dem Einflusse der Verfassungskämpfe hatten die unteren Stände, die Masse, an Bedeutung gewonnen. Indem sie die Naturwissenschaft zur Hilfe zog, nahm die positivistische und evolutionistische Richtung das Ziel, den Ursprungsgründen der menschlichen Kultur und der menschlichen Gesellschaft und damit dem Wesen der sozialen Verhältnisse nachzuforschen. Man wollte Maßstäbe und Gesetze finden, die unabhängig von metaphysischen und transcendenten Voraussetzungen das Werden aus sich selbst erklären sollten. Die einfachste und sicherste Formel glaubte die sogenannte materialistische Auffassung gefunden zu haben, indem sie alle Erscheinungen von der jedesmaligen ökonomischen Struktur der Gesellschaft ableitete.

Da in dem zum Reiche gewordenen Deutschland die soziale Frage gleichfalls Tagessache wurde, fanden auch dort allmählich die mit ihr verknüpften Geschichtstheorien Beachtung. Die früher nicht verkannte, aber weniger erörterte Bedeutung der wirtschaftlichen Zustände kam zu hoher Schätzung und die geschichtliche Wissenschaft verbündete sich mit der Nationalökonomie zu ihrer Erforschung. Daneben legten der mächtige Aufschwung, den die Naturwissenschaften genommen hatten, und das allseitige Interesse, das ihnen in steigendem Grade entgegengetragen wird, den Gedanken nahe, mit ihrer Hilfe die Geschichte und mit ihr die gesamten Geisteswissenschaften „aufzuhellen". Entsprechend den geologischen Zeitaltern wollte man eine allgemein gültige und kausal verbundene Abfolge der Kulturperioden nachweisen und dadurch eine neue wissenschaftliche Methode aufstellen. „Kulturhistorisch" wurde zum verlockenden Schlagwort. Andere erklärten, erfüllt von dem weitverbreiteten Streben, die Religion in Sittlichkeit umzusetzen, den ethischen Gesichtspunkt als den einzig absolut gültigen.

Jede dieser Geschichtsauffassungen ist mit einer gewissen Unfehlbarkeit aufgetreten; aber sieht man näher zu, so drängt sich die schlichte Beobachtung auf, daß stets diejenigen Fragen, welche die Zeitgenossen am meisten beschäftigten, als ausschlaggebend für die gesamte Entwickelung galten. Nicht neue Methoden, nur mehr oder weniger neue Darstellungsformen entstanden. Die wandelbaren Meinungen flossen einfach aus dem jeweiligen Bedürfnis der Zeiten, die von der Geschichte Belehrung begehrten, wie es mit den gegenwärtigen Interessen in der Vergangenheit gestanden habe, um die augenblickliche Lage beurteilen und womöglich auf die Zukunft schließen zu können. So wird es immer bleiben. Wenn, wie das unzweifelhaft geschehen wird, unsere Nachkommen mit den sich verändernden Zuständen auf neue Probleme stoßen, werden sie danach auch ihre geschichtlichen Studien richten und ihre Maßstäbe anlegen. Nicht der Inhalt ändert sich, sondern nur die Fragestellung. Gewiß erhalten dadurch Wissenschaft und Forschung beständige lehrreichste Anregung und nützliche Förderung; nur liegt stets die Gefahr vor, daß, wie die Geschichte früher die Magd der Theologie und der Jurisprudenz war, sie auch fernerhin dem subjektiven Mißbrauche, nach bereit gehaltener Schablone zurecht geschnitten oder gefaßt zu werden, kaum entgehen dürfte.

Alle diese Theorien sind demnach selber nichts als ein Stück Geschichte, vortrefflich geeignet, die jeweiligen Meinungen und Zustände zu erkennen; aber aus ihrer Abhängigkeit von den Zeitverhältnissen folgt, daß sie alle einseitig sind und keine von ihnen die allein richtige sein kann.

Wie mir scheint, leiden manche der neueren Geschichtserklärungen und Bemühungen, den Inhalt der Vergangenheit systematisch zu ordnen, an einem gemeinsamen Fehler: obgleich sie allgemeine Gültigkeit beanspruchen, gehen sie in ihren Hauptschlüssen von einem eng beschränkten Thatsachenkreise aus. Zwar die erste Entwickelung wird auf Grund von weitgreifenden Beobachtungen geschildert, etwa nach vorgeschichtlichen Forschungen oder nach dem Bilde, das sich noch heute aus dem Zustande sogenannter Naturvölker ergiebt, oder nach von der Psychologie gewonnenen Erkenntnissen, aber viele Kulturgeschichten schließen mit dem Beginn der Kultur. Dann werden wohl die Völker des Altertums herangezogen, ohne zu

bedenken, daß in ihnen fast ausschließlich die indogermanische Menschenrasse zu Worte kommt. Noch enger ist gewöhnlich der Kreis in denjenigen Werken gezogen, welche die Entwickelung in das Mittelalter und die Neuzeit hinein verfolgen; er beschränkt sich auf die germanisch-romanische Gruppe Westeuropas.

Religion, Staat und Wirtschaft werden gewöhnlich als „Faktoren" des geschichtlichen Lebens bezeichnet, und man rechnet zu diesen etwa noch Sprache, Sitte, Recht, Kunst und Wissenschaft. Die Liste ließe sich durch Zerlegung leicht vermehren, doch das ist nebensächlich. Diesen „sozial-psychischen Faktoren" sollen zur Seite stehen die „natürlichen Faktoren".

Nach den Zwecken ist die Einteilung möglich: Wirtschaft für Erhaltung des Daseins, Staat, Sitte, Recht, Sprache für Erhaltung der Gemeinschaft, Religion, um das Verhältnis zur Außenwelt zu bestimmen, Wissenschaft und Kunst, um das zu den umgebenden Dingen zu bemessen und darzustellen. Freilich sind auch andere Gliederungen zulässig.

Obgleich kein einzelner Faktor die alleinige Ursache geschichtlicher Entwickelung gewesen sein kann, ist dennoch möglich, daß einer oder einige von ihnen die wichtigsten oder von hervorragender Bedeutung waren. Daher ist nötig, sie alle zu prüfen, wie sie bisher in der Geschichte zur Erscheinung gekommen sind. Nicht, was jeder geleistet, welchen Wert er gehabt hat, sondern wie er verändert wurde und Veränderung bewirkte, ist zu untersuchen, weil alle Entwickelung Veränderung ist.

Es ist kaum nötig zu bemerken, daß alle diese angeblichen Faktoren erst geschichtlich geworden und zur Wirksamkeit gelangt sind. Schon das macht zweifelhaft, ob sie wirklich allgemein durchgreifende geschichtliche Faktoren sind. Daher vermeide ich im folgenden diese Bezeichnung und wähle lieber die weniger besagende, doch sicher berechtigte: „Lebensbethätigungen" oder „Lebensthätigkeiten".

Die Wirtschaft bringt die Materie der äußeren Lebenserhaltung hervor und verliert diesen materiellen Charakter nie gänzlich. Denn Erwerb der Nahrung behält auch in den höchsten Entwickelungsformen physischen Zwang; er ist das unmittelbarste, auf den Augenblick angewiesene Bedürfnis.

Zur Nahrung kommen noch andere Erfordernisse hinzu, Behausung, Kleidung und dergleichen, die, obgleich nicht eigent-

lich physische Gebote, ebenfalls zwingend sind. Darüber hinaus können mit der Wirtschaft zusammenhängende Bedürfnisse rein psychischer Art aufkommen, als Folgen des Verhältnisses von Reichtum und Armut, das etwa in der gesellschaftlichen Stellung, der politischen Berechtigung in Erscheinung tritt. Alle diese Bedürfnisse sind natürlich je nach Zeit, Ort und Volk sehr verschieden, doch selbst in den höheren Fragen spielt oft der Nahrungserwerb mit. Durch seine Allmacht vermag er am ehesten das Individuum anzutreiben, sich veränderten Verhältnissen anzupassen; die Wirtschaft ist die für irgend welche Einflüsse empfindlichste Seite des Menschen.

Natürlich hat auch sie Beharrung und ist daher bei gleichmäßig verlaufenden Zuständen nur eine regelnde, nicht eine neubildende Macht. Allein schon der Umstand, daß eine Bevölkerung durch den natürlichen Prozeß sich mehrt, hat bereits in frühesten Zeiten belangreiche Aenderungen nach sich gezogen. Um so stärker wirken von außen herkommende Anstöße. Nun wird immer eine größere Zahl dieselben Bedürfnisse teilen, so daß die auf Aenderung gerichteten Ideen rasch weite Verbreitung finden und zu Massenideen werden. Es liegt auch in der Natur dieser Dinge, daß es meist allgemeine Verhältnisse, nicht einzelne Personen sind, die vorwärts drücken, denn Entdecker und Erfinder greifen nicht unmittelbar ein. Indessen sind damit Individuen nicht ausgeschlossen, weil sie zur Ideenbildung nötig sind.

In der Regel walten gleiche wirtschaftliche Verhältnisse weite Länder hindurch, so daß allenthalben ähnliche Folgen aus ihnen hervorgehen.

Vielleicht werden diese dürren Erörterungen lebendiger, wenn wir sie aus der Geschichte, wie sie vor uns liegt, selbst ableiten. Natürlich lassen sich dabei nur größte Züge zeichnen. Denn das Einzelne des geschichtlichen Fortganges unterliegt wieder so vielen Nebenbedingungen, daß die Grundlagen oft darunter verdeckt werden.

Der Kürze halber fasse ich Wirtschaft im weitesten Sinne, indem ich zu ihr alles rechne, was mit Ernährung, Arbeit, Handel, Geldwesen zusammenhängt.

In Europa haben seit dem Zusammenbruch Westroms drei große Aenderungen stattgefunden. Die Geldwirtschaft des römischen Reiches bestand in Byzanz weiter und ging von dort

auch auf das Kalifat über; Westeuropa dagegen sank zur Naturalwirtschaft herab, die allerdings keine reine war. Ländliche Arbeit, Großgrundbesitz und Lehnswesen gaben den germanischen Staaten für lange Zeit ihren Charakter. Ein langsamer Wechsel erfolgte, als die Verbindung mit Italien, die durch die Ottonen eine dauernde wurde, den Norden jenseits der Alpen anregte. Dann belebten die Kreuzzüge mächtig den Verkehr, während gleichzeitig die alten Handelswege vom Orient durch Rußland gestört wurden. Die Folgen sind bekannt, wie die Geldwirtschaft erstarkte und mehr und mehr die Erhaltung des Lebens übernahm. Vor allem hob sie das Bürgertum und schuf in ihm den Stand, der fortan Hauptträger der gesamten Entwickelung wurde; durch ihn wurde die Reformation möglich. Die Geldwirtschaft verhalf den Regierungen zu steigender Macht, die zum modernen Staate führte. Der durch die großen Entdeckungen vermehrte Handel brachte das Geldwesen zur höheren Ausbildung, so daß sich das Kapital aller wirtschaftlichen Unternehmungen bemächtigte. Das letzte Jahrhundert steigerte durch die Erfindungen, durch die Dampfmaschine und die gewaltigen Verkehrsmittel den Prozeß zu großartigster Höhe. Ein neuer Stand der Arbeiter nahm so große Bedeutung an, daß er die Gesellschaft, die seit dem Mittelalter keine tiefeinschneidenden Veränderungen erfahren hatte, zur Umgestaltung drängt. Keine Lebensform kann sich mehr vor den wirtschaftlichen und sozialen Fragen verschließen. Selbst die Naturbedingungen werden durch die technischen Fortschritte teilweise aufgehoben. Die Verkehrsmittel ermöglichen durch Getreidezufuhr aus fernen Landen eine stärkere Volksdichtigkeit in Gegenden, wo der Boden sie nicht ernähren kann; unfruchtbare Gegenden füllen sich mit starker Bevölkerung, wenn sie für industrielle Unternehmungen geeignet sind, und die Ausnutzung der Wasserkraft für die Elektrizität wird wahrscheinlich öden Gebirgslandschaften, die vorher fast wertlos waren, eine hohe Wichtigkeit verleihen.

Wir leben in einer Zeit so mächtiger und weitreichender Umwälzung aller wirtschaftlichen Verhältnisse, daß die, welche das Mittelalter durchmachte, dagegen geringfügig erscheint. Dabei stehen wir erst in den Anfängen, denen vielleicht ein beschleunigter Fortgang folgen wird. Gelingt es durch die Fortschritte der Chemie, auch noch die Ernährung vom Ge-

treidebau unabhängig zu machen, dann würden die bisherigen Lebensbedingungen der Menschheit durch andere ersetzt.

Daher erklärt sich die allseitige Aufmerksamkeit, die der Wirtschaft zu teil wird. Wir beobachten mit gespanntem Denken diese Dinge, unsere Gesetzgebung ist mit ihnen vollauf beschäftigt, während die Vergangenheit höchstens im Falle der Not nach gelegentlicher Abhilfe suchte. Erst unter dem mächtigen Eindruck der Zustände des neunzehnten Jahrhunderts erstand die Meinung, daß die Wirtschaft die Alleinherrscherin der geschichtlichen Entwickelung sei, und da wir leicht unsere Gedanken auf die Vorzeit übertragen, entbrannte der Eifer, selbst mit künstlicher Zurechtlegung überall die Spuren ihrer Macht zu entdecken.

Es ist nicht schwierig, bei allen großen Ereignissen und Wendungen den Einfluß wirtschaftlicher Verhältnisse nachzuweisen. Unsere alten Kaiser vermochten Italien nicht zu behaupten, weil ihnen die durch die Wirtschaft bedingte Reichsverfassung eine dauernde Machtentfaltung versagte und ihre Mittel dem Reichtum der dortigen Städte nicht gewachsen waren. Das frühere deutsche Reich erlahmte, weil es nicht die Fesseln der Vergangenheit abstreifte, während die Fürstenländer die wirtschaftlichen Wandlungen mitmachten. Im Verlauf der Kreuzzüge spielten Handelsrücksichten eine wichtige Rolle. Das römische Recht griff Platz, weil es auf den Handel und Besitz besser paßte als das germanische. Die Kirchenreform des elften Jahrhunderts wollte zuerst der Verschleuderung des kirchlichen Vermögens abhelfen; auch die deutsche Reformation war nicht frei von materiellen Beweggründen, wie die Klagen über das finanzielle Gebaren des Papsttums und der Kirche beweisen. Der folgenreiche Aufstand der Niederlande, wie später der Nordamerikas wurden zum guten Teil durch Steuerdruck veranlaßt; ebenso haben wirtschaftliche und soziale Verhältnisse an dem Ausbruch der französischen Revolution starken Anteil. Kam doch das preußische Februarpatent von 1847 zu stande, weil die für den Eisenbahnbau nötigen Gelder sichergestellt werden mußten. Wie oft wirtschaftliche Rücksichten zu Kriegen führten, ist bekannt und sie sind es, die heutzutage die europäischen Völker zum Wettbewerb um die Erde treiben. Ein interessantes Beispiel im einzelnen bringt der jüngst erbrachte Nachweis, daß erst die Eröffnung der

Gotthardstraße der Schweizer Eidgenossenschaft ihren rechten Halt gab.[1])

Selbst Wissenschaft, Kunst und Litteratur nahmen einen anderen Charakter an, als ihre Pfleger mit ihnen einen Gelderwerb verbinden konnten.

Handel und Gewerbe haben von jeher die Leistungsfähigkeit der Völker erhöht. Lediglich Ackerbau treibende Völker schufen auf geistigem Gebiet nie Großes und die Förderer der Kultur waren stets die Städte. Staaten mit ländlicher Bevölkerung haben eine langsame Entwickelung, während gewerbliche Thätigkeit sie beschleunigt. Offenbar nimmt in neuester Zeit das ganze Leben einen rascheren Lauf und differenziert sich mehr infolge der gesteigerten Wirtschaft.

Allein diese großartigen Wandlungen vermochte die Wirtschaft erst zu schaffen, indem sie selber Veränderungen erfuhr durch andere Anstöße.

Die grundstürzende germanische Völkerwanderung, die sogar einen Teil des römischen Reiches in die Naturalwirtschaft zurückwarf, entsprang nicht allein der so oft betonten Landnot. Die mit ihr verbundenen Kriegsstürme hoben den Verkehr durch das Reich auf, zerstörten Städte, verminderten die Bevölkerung, verringerten den Schatz an Edelmetallen. Gleich ihnen ist auch die Eroberung Italiens durch die Ottonen den politischen Vorgängen zuzurechnen. Die Kreuzzüge gingen aus der religiös-ritterlichen Gesinnung ihrer Zeit hervor, und erst als sie im Gange waren, gelangten die wirtschaftlichen Seiten zur Kraft. Daß die Reformation noch andere Gründe hatte, ist nicht zu leugnen, und ihre theologische Ausprägung hing nicht mit der Wirtschaft zusammen. Ebenso sind die anderen großen Umwandlungen nicht allein durch sie hervorgerufen worden, oder die wirtschaftlichen Zustände, die sie veranlaßten, führten auf eigene Gründe zurück. Die französische Revolution brach aus, weil Frankreich durch seine fortgesetzte Kriegspolitik in Not geraten war. Die Niederländer und Nordamerikaner erhoben sich, weil sie außer dem Steuerdruck gewichtige staatsrechtliche Beschwerden abstellen wollten. Die deutschen Bauern beriefen sich schon vor der Reformation auf die göttliche Gerechtigkeit, die keine Unterdrückung wolle; die

[1]) Aloys Schulte, Geschichte des Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien, I, 169 ff.

französische Nationalversammlung begann ihre Arbeit mit der Erklärung der Menschenrechte. Die Sozialdemokratie will nicht lediglich die Magenfrage befriedigend lösen, sondern sie verfolgt zugleich höhere Ziele, die volle Berechtigung der sogenannten Proletarier.

Auch sonst ist Großes geschehen ohne wirtschaftliche Gründe. Mohammed war bei der Stiftung seiner Religion vollkommen frei von ihnen; Luther, der der Reformation ihren entscheidenden Charakter gab, war lediglich durch persönliche Empfindungen zu seinem Hervortreten bestimmt. Doch ich will diese Bemerkungen nicht häufen, weil die materialistische Geschichtsauffassung auch die Mitwirkung ideeller und anderer Momente zugiebt.[1])

Weder haben wirtschaftlich-materielle Gründe allein die Geschicke beherrscht, noch führte jemals die Wirtschaft rein aus sich heraus zum Umschwung. Die alte Fabel trifft zu, daß der Magen die anderen Glieder nicht entbehren kann. Man muß in diesen Dingen, wie überall, sorgfältig Ursache und Wirkung auseinanderhalten.

Schon früher bemerkte ich, daß der Hunger als treibendes Motiv nicht dadurch beseitigt wird, daß erst ein Entschluß, ihn zu stillen, vorhanden sein muß. Dasselbe gilt von den anderen materiellen Ursachen; sie bleiben unter allen Umständen treibende Kräfte und es wäre vergebens, sie aus den geschichtlichen Ursachen herausweisen zu wollen. Aber ebenso richtig ist, daß erst die Umsetzung ins Geistige ihre Wirkung oder vielmehr den Grad ihrer Wirkung bestimmt. Die Wandlungen, welche die Lebensweise durch äußeren Anstoß erfährt, richten sich nach der Weise, wie die Völker sich zu diesen stellen. Erhöhtes Leben oder Tod kann unter Umständen ihr Schicksal werden, das sie sich selbst bereiten, je nachdem sie den Sturz ihrer alten Zustände gleichmütig oder abwehrend, als unterworfene Sklaven oder als lernbegierige Schüler aufnehmen. Wird doch das Schicksal eines so gewaltigen Reiches wie China sich gestalten, je nachdem das Volk die andrängende feindliche Kultur für seine Erhaltungszwecke verwenden kann. Anpassung und aus ihr entspringende Thatkraft finden in der Wirtschaft weitestes Feld.

[1]) Vgl. Rudolf Stammler, Wirtschaft und Recht nach der materialistischen Geschichtsauffassung 70 ff.

Das mittelalterliche Bürgertum stieg nur dadurch zur vollen Kraft empor, weil es die Notwendigkeit einer Aenderung seiner rechtlosen Lage erkannte und daran ging, die einengenden Herrengewalten abzuschütteln. An sich wäre das nicht nötig gewesen, um Gewerbe und Handel zu treiben. Das byzantinische Reich, die mohammedanischen Staaten besaßen auch ein großes und reiches Bürgertum, aber es erkämpfte sich niemals die gleiche freie Luft wie das europäische. Auch in ihm sind die Verhältnisse nie ganz gleichartig gewesen, sondern durch die politische Gestaltung der einzelnen Staaten in jedem anders beschaffen. Die große Selbständigkeit, die die Städte in Italien und Deutschland in höherem Grade errangen als anderwärts, erklärt sich aus der dortigen politischen Lage. Offenbar gaben der indogermanische Individualismus und der genossenschaftliche Geist in Europa die Richtung, und die Ausführung war nur möglich, indem allenthalben die durch das wirtschaftliche Gedeihen gewonnene Frische sich selbstbewußt noch andere Aufgaben stellte. Die schaffende Kraft, welche die neue Wirtschaftsform im Bürgertum erzeugte, offenbarte den Gegensatz, in dem sein Lebensprinzip zur mittelalterlichen Auffassung stand.

Die großen Erfindungen sind meist nicht zu wirtschaftlichen Zwecken gemacht worden, erst nachher haben solche die Verwertung übernommen. Es genügt auch nicht, daß technische Kenntnisse vorhanden sind, es müssen noch andere Umstände hinzukommen, um sie nutzbar zu machen. Die Chinesen gebrauchten das Pulver schon früh, aber seine wichtigste Verwendung lernten sie erst von den Europäern. Der Gedanke des Dampfschiffes ist schon von Papin und anderen gefaßt und ausgeführt worden, bevor er zur praktischen Würdigung durchschlug. Die Umschiffung Afrikas unter Necho, die Entdeckung Germaniens durch Pytheas, die von Amerika durch die Normannen hatten keine Folgen, weil die Mitwelt nicht reif war, aus ihnen Nutzen zu ziehen. Völker ertragen manchmal längste Zeit hindurch ungünstige Zustände gleichmütig oder mit stumpfer Ergebung; die Vorstellung fehlt, es könne anders sein. Nach dem Scheitern der Bauernkriege, die überhaupt mehr die Wiederherstellung alter Rechte als die Erwerbung neuer bezweckten, hat die ländliche Bevölkerung in Deutschland ihre Lasten getragen, ohne sich zu erheben. Nicht bloß das Gefühl der Schwäche bändigte sie, sondern auch der Mangel

an vorwärts treibenden Ideen. Als zu Anfang unseres Jahrhunderts allenthalben die bäuerlichen Verhältnisse umgestaltet wurden, haben nirgends Bauern die Losung dazu ausgegeben; im Gegenteil, sie widerstrebten den Neuerungen.

Die fruchtbaren Anregungen zu wirtschaftlich-sozialen Umgestaltungen gehen in der Regel nicht aus der Masse, auf der die Zustände lasten, hervor, sondern werden von Männern anderer Stellung gegeben. Die deutschen Bauernkriege schürten Männer wie Wendel Hipler und Thomas Münzer, die keine Bauern waren. In der französischen Revolution gehörten die Führer des dritten Standes, Sieyès und Mirabeau, ihm nicht an. Ebenso ist die heutige sozialdemokatische Bewegung von Nichtarbeitern ins Leben gerufen worden. Auch in Rußland sind meist Studierte die Kämpfer gegen die Staatsordnung.[1])

Obgleich materielle Verhältnisse zu den gewichtigen Ursachen geschichtlicher Veränderungen gehören, entscheiden sie nicht allein den Gang der Geschichte. Erst dadurch, daß sie Bedürfnisse materiellen und auch geistigen Inhaltes und durch sie auf deren Befriedigung gerichtete Ideen erwecken, wirken sie, und erst die Ideen werden maßgebend. Deren Entstehen und Wesen hängen vollends wieder von besonderen Umständen ab.

Soziale und gesellschaftliche, selbst sittliche Verhältnisse haben unzweifelhaft engen Zusammenhang mit der jeweiligen Wirtschaft, doch nicht so, daß sie lediglich auf ihr beruhen. Denn sie unterstehen weit mehr der Beharrung, weil in ihnen die Vererbung stark mitspielt. Daher stürzen Veränderungen auf wirtschaftlichem Gebiete die vorhandene gesellschaftliche Ordnung nicht um, sondern bringen nur teils Abschwächung, teils Differenzierung, indem sie neue Stände oder Klassen den alten hinzufügen. Während jene ihren Platz neben den bestehenden erobern, ergeben sich allerdings Klassenkämpfe, in denen nach Karl Marx alle geschichtliche Entwickelung geschieht. Sie gehören zum allgemeinen Kampf ums Dasein, der die ganze Welt beherrscht, und sind insofern keine von sonstigen Hergängen abweichende Erscheinung. Auch hier hat unsere Zeit das Urteil bestimmt. Der jetzige Klassenkampf ist ein bewußter und, was ihn besonders auszeichnet, ein

[1]) Vgl. oben S. 45 ff.

internationaler. Der Streit des mittelalterlichen Bürgertums gegen Adel und Geistlichkeit entbehrte durchaus der Einheit, denn nicht einmal in Deutschland hat das Bürgertum sich als Einheit gefühlt und demnach gehandelt. Vorwiegend Einzelinteressen kamen damals in Frage. Nicht jede Empörung gegen harte oder allgebietende Herren, nicht jede Rebellion ist gleich ein Klassenkampf. Solche Gegensätze von Klassen und Ständen bilden nicht die dauernde Form aller Entwickelung; nach Feststellung des Ergebnisses läuft der weitere Gang nach anderen Zielen. In China, in Byzanz, im Kalifate hat es keine eigentlichen Klassenkämpfe gegeben; sie begegnen nur bei politisch weiter fortgeschrittenen indogermanischen Völkern als Folge des Genossenschaftstriebes und der daraus entspringenden ständischen Neigungen.

Uebrigens kennt die Geschichte nicht bloß einen Kapitalismus im Vermögen. Sobald ein Stand die politischen Rechte, oder eine Geistlichkeit die Religion, oder eine Kirche, wie die mittelalterliche, das Wissen monopolisiert, so entsteht gleichfalls ein Uebergewicht über die Masse, so daß sie für die Zwecke dieser herrschenden Kreise „ausgebeutet“ wird. Die Abwendung solcher Zustände erzeugt auch eine Art von „Klassenkämpfen“. Der Großgrundbesitz der karolingischen Zeit wirkte ähnlich ungünstig auf die unteren Klassen, wie später das Kapital; der Großbesitz an Boden war vielfach der schlimmste Feind der Freiheit.

Da die Gesellschaftsordnung auch zu dem Staate gehört, leitet sie unsere Betrachtung zu ihm hinüber.

Wenn wir in der Geschichte vom Staate reden, pflegen wir zweierlei Verhältnisse zusammenzufassen, von denen jedes einer besonderen Betrachtung bedarf, seinen äußeren und seinen inneren Bestand.

Ein Staat ist als politische Gemeinsamkeit ein räumliches Ganze, das von anderen durch Grenzen getrennt ist. Sie werden geschaffen durch politische Handlungen, vornehmlich durch Krieg, und durch solchen erhalten oder aufgehoben, indem der Staat untergeht. Auch die laufenden Beziehungen von Staaten zu einander sind vor allem politische. Nach dieser Seite hin ist die Bezeichnung „Reich“ am zutreffendsten. Unter diesen Begriff fallen also Entstehen und Vergehen, Grenzverschiebungen und Machtverhältnisse der

Staaten, und ich gebrauche ihn zur größeren Deutlichkeit im folgenden.

Die Reiche sind verändernd und veränderlich. Ein guter Teil des geschichtlichen Inhalts ist der Wechsel der Reiche und ihres Umfangs. Außer China besteht heute kein nennenswertes Reich, dessen Ursprung über die Zeit der germanischen Völkerwanderung hinaus läge. Wie viele sind seitdem entstanden oder in Grenzen und Zusammensetzung verändert worden, wie sehr hat auch die Machtstellung der einzelnen geschwankt!

Die Geschichte der Reiche ist bisher immer aufs engste mit kriegerischen Ereignissen verbunden gewesen und kriegerische Völker haben stets den Vorsprung gewonnen. Oft sind große Völker von kleinen kriegstüchtigen Haufen unterworfen worden. Mögen gewisse Geschichtsauffassungen über den Krieg noch so geringschätzig denken, seine Bedeutung ist nicht mit Redensarten zu beseitigen. Es hat wohl kein Reich von größerer Bedeutung gegeben, das nicht durch Krieg entstanden wäre, und die meisten, die verschwanden, gingen durch ihn unter. Der Ansturm der Hunnen wirbelte die germanischen Völker durcheinander und brachte erst die Völkerwanderung in rechten Fluß. Der Islam wurde durch siegreichen Angriff der Herr weitester Gebiete, die Mongolen eroberten das größte Reich, das bisher die Erde gesehen hat. Kriege brachen das Uebergewicht Spaniens und schufen das Frankreichs, und England gründete sein Kolonialreich nicht allein durch friedliche Mittel. Rußland stieg empor durch die nach allen Seiten getragenen Waffen. Die Schmach, die seit dem Dreißigjährigen Kriege auf Deutschland lastete, wurde durch den Befreiungskrieg und den letzten gegen Frankreich getilgt. Durch Kriege haben manche Reiche ihren Platz erst in der Geschichte erworben, wie Preußen, für dessen Werden keinerlei zwingende Gründe vorlagen.

Kriege gründeten nicht allein Reiche, sie brachten auch anderen Lebensthätigkeiten mächtigste Förderung. Ihres gewaltigen Einflusses auf die wirtschaftlichen Verhältnisse ist schon gedacht worden. Die lehrreichste Erscheinung neben den universalen Reichen des Altertums ist das Kalifat, das eine neue Religion über einen großen Teil der Erde verbreitete und einer neuen Kultur die Bahn brach. Durch die Besiegung der Sachsen schuf Karl der Große die Möglichkeit, daß ein

deutsches Volk entstand, und durch die Besitznahme Italiens leitete er die spätere Geschichte in ihre Bahnen. Die Feindschaft zwischen dem Hause Habsburg und Frankreich kam dem Protestantismus durch zwei Jahrhunderte hindurch zu statten.

Freilich haben Kriege auch den höheren Zwecken der Menschen furchtbaren Schaden zugefügt. Sie vertilgten ganze Völker, darunter edle germanische Stämme, und entzogen sie dem allgemeinen Dienste der Menschheit. Sie knickten die Blüte der arabischen Kultur, daß sie traurig hinwelkte. Deutschland vermochte sich längste Zeit nicht von den Wunden zu erholen, die ihm die Kämpfe des siebzehnten Jahrhunderts schlugen.

Der Krieg führte die Völker gegeneinander und stachelte sie zum mörderischen Wettkampf an, aber auch zu einander, lehrte sie sich gegenseitig kennen und reizte zu Nachahmung und Wetteifer.

Ich will hier wahrlich kein Loblied des Krieges singen, und aus alle dem folgt noch nicht, daß die kriegerischen Läufe in jeder Geschichtsdarstellung ausführlich zu erzählen sind. Es ist wahr, der Krieg erweckt oft heroische Tugenden, doch ebenso wilde Leidenschaften. Es kommt gar sehr auf die Gründe an, um derentwillen er entsteht. Der Krieg ist ein zweischneidiges Schwert; was er auf der einen Seite schafft, zerstört er auf der anderen. Man hat ihn für unentbehrlich erklärt, weil sonst die Völker verfaulen würden, ihn geradezu als eine Gnade Gottes gepriesen. Das können wohl die Sieger sagen, die Besiegten werden darüber anders denken. Der Krieg, heißt es, bringt Leben. Wird nicht auch hier Ursache und Wirkung verwechselt und sollte der Satz nicht richtiger lauten: das Leben bringt Krieg? Er ist nur eines der furchtbaren Mittel im allgemeinen Kampfe ums Dasein; er wird geführt, weil er zur Erreichung eines Zieles notwendig erscheint. Daß ein glücklicher Krieg oft die Spannkraft des sieghaften Reiches erhöht, das besiegte zur Einkehr, zur Besserung treiben kann, ist unbestreitbar; damit wird noch nicht grundsätzlich seine Unentbehrlichkeit nachgewiesen. Hält doch der Volksglaube hitzige Krankheiten für nützlich! Freilich, wie gegenwärtig die Welt steht, darf noch kein Staat, der seine Zukunft sichern will, auf ihn verzichten.

Aus welcherlei Gründen Kriege entstanden, in der Regel

war es ein persönlicher Wille, der sie veranlaßte, und daher gehören Krieg und was damit zusammenhängt zu den Gebieten, auf denen das Individuum als Geschichte machender Faktor erscheint. Auch der Verlauf ist hauptsächlich an Persönlichkeiten geknüpft, ebenso die Ausnutzung des Erfolges.

Bei Monarchien verstärkt die Erbfolgefrage die Bedeutung des Persönlichen. Sie hat wichtige Entscheidungen veranlaßt. Das Reich Karls des Großen wurde geteilt, weil Ludwig der Fromme mehrere Söhne hatte, und das weitere Schicksal der Teile wurde wieder durch das allmähliche Aussterben der entstandenen Häuser bestimmt. Der Streit um den französischen Thron, den England gegen das valesische Haus führte, dann der spanische Erbfolgekrieg, der österreichische warfen die weitesten Wellen und hatten schwerwiegende Ereignisse zur Folge.

Die vorhergehenden Bemerkungen beziehen sich auf alle politischen Gebilde, die Selbständigkeit erlangten. Im einzelnen ist der Unterschied unendlich groß. Die griechischen Stadtstaaten zum Beispiel gehören auch unter den Begriff „Reiche" und sind dennoch mit eigenem Maße zu messen. Ihr Wesen erklärt sich aus ihrem Ursprunge, daß ein kleines Land zur Bedeutung gelangte, aber, in der Zersplitterung beharrend, nicht zu einem größeren Reiche zusammenfloß. In dem Bestreben, aus dem Stadtstaat heraus zum Reiche zu werden, erlag Athen. Diese griechischen Staaten waren die ersten Anfänge politischer Bildung auf engem Raum, als erste Vorposten einer europäischen Zivilisation in dem noch formlosen Europa. Die antike Welt in ihrem Werdegange ist eine Erscheinung für sich, die spätere übernahm die von ihr geschaffenen Voraussetzungen. Die antike Welt ist ein Anfang, die mittelalterliche eine Fortsetzung.

Das Reich ist die Voraussetzung des Staates. Erst wenn sich ein Reich längere Zeit erhält, wird es zum wirklichen Staate, der als dauerndes Gefäß einen bestimmten Inhalt umfaßt und sein eigenes Leben begründet. Manche Reiche, wie das Alexanders und das Napoleons, sind nicht zu Staaten geworden. Ein Staat setzt sich demnach aus zwei Bedingungsreihen zusammen, derjenigen, welche das Reich bei seiner Entstehung geschaffen hat, und einer älteren, welche schon vorher vorhanden, nur übernommen wird. Beide zu verschmelzen,

ist die Aufgabe des Staates. Reich und Staat haben natürlich vieles gemeinsam; in den Leistungen der äußeren Politik fallen sie meist zusammen. Die Machtstellung des Reiches kommt dem Staate zu gute. Eine Veränderung des ersteren zieht den anderen mit sich, stärkt oder schwächt ihn. Oesterreich zeigt recht deutlich, wie übel es ist, wenn Reich und staatliche Verhältnisse sich nicht decken.

Auch im Staate gilt das Persönliche viel; der Charakter der Herrscher greift selbst innerhalb der Schranken der Staatseinrichtungen in das Schicksal des Ganzen ein. Doch ist im Staate die Persönlichkeit weniger frei als im Reiche, weil sie mit den bestehenden Verhältnissen rechnen muß.

Die Staaten, welche die Geschichte kennt, sind sehr verschieden gewesen. Der antike Staat nahm seine Angehörigen voll für sich in Anspruch, sie waren nur seinetwegen da. Der mittelalterliche Staat in Europa war nicht viel mehr als eine räumliche Vereinigung von Stämmen oder Gruppen unter einem Herrscher. Das Oberhaupt hatte nur die Aufgabe der Verteidigung und des Rechtsschutzes, und darauf beschränkte sich seine Gewalt, die unbestimmten Charakters war. Nur ausnahmsweise hat ein Karl der Große auch Kulturzwecke verfolgt. Die Pflege wichtigster Lebensinteressen kam der Kirche zu. Allmählich gelang es dem Herrschertum, seine Gewalt zu erweitern und zu vertiefen, namentlich in Recht und Verwaltung, bis die Reformation den belangreichsten Fortschritt brachte, indem sie einen großen Teil der Thätigkeiten, welche der Kirche obgelegen hatten, dem Staate zuwandte. Es erwuchs der absolute Staat, welcher nach freiem Ermessen des Herrschers über alle Lebensseiten verfügte. Er ging über in den konstitutionellen Staat, welcher gleich umfassende Befugnisse übte, nur mit anderer Anordnung der obersten Gewalt. Der moderne westeuropäische Staat, durch die nationale Idee noch gekräftigt, ist der Träger und Regeler des gesamten Lebens, der Erzieher seiner Angehörigen.

In den anderen großen Kulturländern der Erde hat meist das despotische oder absolute Regiment bestanden. Byzanz setzte, solange das Reich noch kräftig war, die altrömische von Diokletian und Konstantin umgewandelte Staatsform fort. Die Macht des Kalifates wurde dadurch gebrochen, daß es in eine Menge despotischer Einzelgewalten zerfiel. Am festesten

war allezeit der Staatsgedanke in China, weil hier die Unterthanen selber ihn als wichtigste Lebensbedingung betrachteten.

Unter so vielbewandten Umständen hat der Staat eine sehr verschiedene Bedeutung in der Geschichte gehabt. Natürlich, daß demnach auch die Urteile über sie auseinandergehen, wie schon die vielfachen Begriffsbestimmungen, was Staat sei, darthun. Die gegenwärtig im Gange befindlichen werden abgeleitet von den Bedürfnissen der Neuzeit und gelegentlich sind sogar die Forderungen, welche die Urheber der Begriffsbestimmungen an ihn richten, die Zwecke, welche sie ihm zuschreiben, der eigentliche Grund ihrer Definition und Auffassung. Diejenigen, welche in der Pflege des Nationalen die Panacee aller Uebel erblicken, legen dem Staate riesige Aufgaben zu und erwarten Größtes von ihm. Sie stellen sich leicht den Staat vor nicht wie er ist, sondern wie er nach ihren Wünschen sein sollte. Umgekehrt erteilen ihm andere als Hauptaufgabe einseitige Zwecke, wie etwa dem jetzt herrschenden Zuge entsprechend die Pflicht, dem Volke die materiellen Bedingungen seiner Existenz zu sichern.

Die Erklärung des Staates als geistiger und sittlicher Organismus ist modern. Der Begriff „Staat" ist ebenso das Erzeugnis historischer Entwickelung, wie das Staatswesen selbst. Da der Staat je nachdem verschieden beschaffen war, konnte er auch nicht dieselben Wirkungen ausüben, und die geschichtliche Erwägung muß darauf achten. Sucht er heute mit allen Mitteln eine Einheit nach innen herzustellen, konnte er früher auch gegensätzliche Richtungen umfassen, ohne dabei mit sich selbst in Widerspruch zu geraten.

Daß alle Geschichte nur durch Gemeinschaft möglich ist, bedingt schon die Bedeutung des Staates, und in der historischen Zeit war er stets die wichtigste Gemeinschaft, wenn auch nie die einzige. Wie auch der Staat beschaffen sein mochte, er war immer die Form, die ein Ganzes umschloß und dessen Kräfte für bestimmte, obschon nicht immer gleichbemessene Zwecke vereinigte. Völker, denen keine staatliche Formung glückte, nahmen an der geschichtlichen Entwickelung geringen Teil und mußten sich den Einflüssen anderer fügen. Solche, die einen Staat bildeten, verrichteten stets geschichtliche Arbeit, selbst wenn sie, wie einzelne germanische Völker, nicht ihr Wesen behaupteten.

Ist Reich veränderlich und verändernd, so wird es als Staat beharrend und erhaltend. Er nähert die in ihm Eingeschlossenen einander, gleicht ihre Unterschiede aus und schafft so eine Gemeinsamkeit, die auf die Dauer über den bloß räumlichen Verband hinausgeht. Sie wird um so enger, je gleichartiger von Haus aus die Bewohnerschaft in Abstammung, Sprache und Sitte ist und je umfassender der Staat die Lebensseiten unter seine Obhut nimmt. Der Staat bewirkt die innere Anpassung; er erwirbt seinen Insassen einen besonderen Charakter und erhält den erworbenen. Dadurch erweckt er nützliche Tugenden, staatlichen Sinn und Vaterlandsliebe, in denen sich das Bedürfnis nach einem dauernden gemeinsamen Sein zur Idee und zum Ideal umgesetzt hat.

Doch der Staat erhält nicht bloß. In seiner Blüte pflegt er nach allen Seiten hin vorwärts zu treiben, indem er seinen Gliedern Schaffungskraft einflößt. Die Geschichtsschreibung empfing von ihm glückliche Anregung und auch die sonstige Litteratur und die Künste gingen nicht leer aus. Vor allem wird in der Regel die Wirtschaft gehoben. Wollen doch jetzt die einen die ganze Wirtschaft verstaatlichen, die anderen sie wenigstens staatlich regeln lassen. Welche Leistungen in dieser Hinsicht staatliches Gedeihen hervorbringt, bewähren in wunderbarer Weise die letzten Jahrzehnte Deutschlands im Vergleich mit der Vergangenheit. Wohl trägt dazu die Machtstellung des Staates als Reich ein gutes Teil bei, aber sie ist noch nicht gleichbedeutend mit wirtschaftlicher Blüte. Spaniens Macht war noch gefürchtet, als es schon zurückging, und Rußlands Wohlstand entspricht nicht der Größe des Reiches.

Staatlicher Verfall trifft alle Lebensseiten schwer. Der Untergang der weströmischen Reichshälfte, die Auflösung des Karolingerreiches, des Kalifates rissen Wirtschaft, Kunst, Litteratur mit ins Verderben.

Auch in der Religion hat der Staat Wandlungen hervorgebracht. Als Reich übte er auf sie den mächtigsten Einfluß, wie er als solches den Islam erst zur Weltmacht erhob, und auch dem Christentum stellte er seine Waffen zur Verfügung. Den für die christliche Kirche entscheidenden Streit zwischen Arius und Athanasius entschied lediglich die Partei-

nahme der Kaiser. Späterhin ist das Schicksal der Reformation hauptsächlich durch die staatliche Macht bestimmt worden; ob die Staaten oder Teile von ihnen katholisch oder protestantisch blieben, ist meist auf politischem Wege ausgetragen worden. Gerade in diesem Verhältnis tritt die Bedeutung des Staates klar hervor, weil die Gestalt der Religion die Entwickelung auf anderen Gebieten bedingte.

Ebenso wichtig wie die äußere Stellung zur Religion war für den Staat die innere zu ihr. Er hat sie hier in seinen Dienst genötigt, dort sie als Mittel verwendet. Indem die christliche Religion überall zugleich Kirche wurde, trat sie in oder neben den Staat als eine geschlossene Gewalt. Daraus ergaben sich die vielfältigsten Variationen.

Jeder Staat formt seine Einwohnerschaft, die sich in Gruppen, gesellschaftliche oder berufliche Stände oder Klassen scheidet, dabei oft aus alter Zeit überkommene Einrichtungen fortsetzend, doch sie allmählich umbildend. Der Staat schafft sich auch seine Verfassung, vor allem gestaltet er das Recht und differenziert es. Den Bedürfnissen willig oder gezwungen folgend, nimmt er an seinen Einrichtungen Umänderungen vor. Mangelhafte Entwickelung des Staates pflegt zum Unheil auszuschlagen, und so mancher ist an ihr gescheitert.

Diese Andeutungen flüchtigster Art sollen nur daran erinnern, einen wie großen Spielraum jeder Staat neben der ihm eigenen Beharrung der Veränderung gewährt. Eben die mannigfachen Thätigkeiten, denen er teils nur Anhalt bot, teils sie selbst ausübte, deren Entfaltung jedoch unter allen Umständen auf ihn zurückwirkte, dann sein Doppelcharakter, der nach außen und nach innen verschieden und doch wieder in Uebereinstimmung war, die Mischung von individuellen und allgemeinen Triebkräften, die somit von verschiedenen Seiten her zusammentreffenden Bedingungen, die Notwendigkeit, ihnen gerecht zu werden und sie zu verarbeiten, machten die Staaten veränderlich. Daher ihre große, immer weiter auseinandergehende Verschiedenheit, auch wenn sie aus ähnlichen Wurzeln emporwuchsen.

Da selten ein Staat ganz für sich allein dasteht, so erstrecken sich die inneren Aenderungen, die er erfährt, leicht auf seine Nachbarn. Auch sonst ist er für die Gesamtheit Quelle der Veränderung.

Reiche fügen oft Völker zusammen, Staaten führen sie zum Sonderbestand über.

Indem der Staat ein Volk oder einen Volksteil zu einer Sonderheit, zu einer Nation herausarbeitet, zerlegt und differenziert er die Gesamtheit. In beständiger Berührung mit anderen erzeugt er auch friedlichen Wettkampf und gegenseitigen Austausch materieller und geistiger Art. Völkerrecht, Handels- und Seerecht entstanden durch die Notwendigkeit gegenseitiger Verständigung; die Verträge zwischen Staaten nahmen mit der Zeit an Inhalt und Wert zu. Der Staat besorgte die Anpassung wie im Innern, so auch nach außen hin. Bedeutsam für sich, ist ein Staat nur voll zu verstehen im großen Zusammenhange mit den anderen und ihn stellt die Weltgeschichte dar. Jeder Staat ist eine individuelle Erscheinung und als solche zu betrachten, aber wie die Einzelnen steht er in einer Gemeinschaft und mit ihr in Wechselbeziehungen.

Mächtig waltete der Staat über seinen Insassen, auch in schwächeren Formen. Aber er war stets auch wieder von ihnen abhängig. Nicht nur, daß die Menge der Bevölkerung seine Macht bedingte, durch Kriegsdienst oder durch Leistungen und Abgaben, auf der Masse an sich beruhte die ihm unentbehrliche Beharrung. Wie sie sich gliederte, wie ihr Anteil am Staate war, ob im ganzen oder in Teilen, der Staat erfuhr davon den Rückschlag. Schreibt man doch den Untergang von Reichen oft der Entartung des Volkes zu.

Staaten gehen zu Grunde durch die Gewalt einer überlegenen Macht, durch mangelhafte Einrichtungen, durch die unzureichende Art ihrer Insassen. Es kann ihnen an der nötigen Anpassung fehlen, während die Beharrung das rechte Maß überschreitet; sie entwickeln vielleicht einseitig Kräfte und Zustände und lassen andere verkümmern. Selbst in seiner höchsten Vollendung vermag der Staat nicht alles zu thun.

Beherrscht der Staat demnach ebensowenig wie die Wirtschaft absolut die Entwickelung, so ist er doch eine mächtige Ursache der Veränderung, noch vielseitiger und beständiger als jene. Jede Thätigkeit empfängt von ihm Vorteil oder Nachteil. Keine geschichtliche Betrachtung darf von ihm absehen, und es ist wohl zu begreifen, daß manche Forscher

den Staat als Mittelpunkt der Geschichte erklären. Dennoch ist ihr Standpunkt nicht richtig, weil der Staat bei aller Bedingung, die er giebt, selber bedingt ist.

Während die Anschauung des Mittelalters, die in der Religion die wichtigste, ja die einzig wahre Lebenskraft erblickte, noch heute weit verbreitet ist und geradezu als „offizielle" bezeichnet werden kann, gehen die Werke, die sich mit geschichtlicher Entwickelung beschäftigen, über sie oft hinweg. Ihr wird wohl gelegentlich eine ehrfurchtsvolle Verbeugung gewidmet, aber wenn die Verfasser nicht konfessionelle Gedanken oder Absichten vertreten, stellen sie selten die Religion als Hauptfaktor hin, und auch dann nicht im herkömmlichen oder kirchlichen Sinne.[1])

Welchen persönlichen Glauben auch der Einzelne haben mag, die geschichtliche Wissenschaft kann die Religionen nur als Erscheinungsformen des menschlichen Daseins gleich den anderen betrachten. Das göttliche Geheimnis, das sie alle beanspruchen, liegt für den Historiker außerhalb der Prüfung, weil ihm seine Wissenschaft die Mittel nicht gewährt, es zu erfassen und zu enthüllen. Er kann sich mit den Religionen nur soweit beschäftigen, als er sie in ihrem irdischen Dasein zu ergreifen vermag. Seine Aufgabe ist lediglich, zu erforschen, was Zeiten und Völker unter Religion verstanden und darüber gedacht haben, und welche Folgen aus diesen Anschauungen hervorgingen.

Auch eine solche begrenzte Untersuchung ist mit Schwierigkeiten verknüpft. Es herrscht die Neigung, die Religion als etwas beständig Gleichwertiges und Gleichwirkendes zu betrachten, und nur zu oft wird die Thatsache verkannt, daß die Religionen auch ihre Geschichte haben. Vielmehr pflegen die meisten die ganz persönliche Meinung, die sie über Religion hegen, der Vorzeit unterzuschieben. Ihr Christentum erscheint ihnen als das stets und allgemein gültige.

Dem Ursprung und Grund des religiösen Wesens ist hier nicht nachzugehen. Nur die großen bestehenden Religionen sollen lediglich in der Hinsicht auf Veränderung untersucht werden. Ich fasse zunächst die Religionen, wie sie in

---

[1]) Besonders Kitt, Soziale Evolution, aus dem Englischen übersetzt von E. Pfleiderer, Jena 1895.

der That geschichtlich aufgetreten sind, als Kultuseinrichtungen mit allen ihren Zuthaten.

Die Religionen pflegen weiteste Gebiete zu umfassen und verschiedenartigste Völker zu ihren Bekennern zu zählen. Die Brahmanische und die Lehre des Konfutse sind die einzigen, bei denen Ausdehnung des Volkes und der Religion zusammenfällt. Beide sind auch die einzigen, die nicht aus anderen bereits hochentwickelten Religionen hervorgegangen sind.

Die Verteilung der Religionen über die Erde ist gegenwärtig ungefähr so, daß dem Brahmanentum 150 Millionen, dem Buddhatum 300, dem Christentum in seinen vielfachen Bekenntnissen 500, dem Islam 200 angehören, während der Rest von 400 Millionen anderen Formen zukommt. Seit dem sechzehnten Jahrhundert ist in der Verteilung eine einzige große Veränderung eingetreten zu gunsten des Christentums infolge der Verbreitung der Europäer über die Erde.

Von diesen Religionen ist nur die älteste auf ihr Ursprungsland beschränkt geblieben. Das Brahmanentum hat sich selbständig in Indien entwickelt und dort seine Herrschaft behauptet, doch nicht ohne Kampf, denn nur mit harter Gewalt, von dem Fürstentum unterstützt, vermochte es seinen gefährlichen Nebenbuhler, das Buddhatum, aus der Halbinsel zu verdrängen. Dieses, aus der Brahmanischen Religion hervorgegangen, hat sein anderweitiges riesiges Gebiet, das sich vom Himalaya weit nach Norden über China und Hinterindien erstreckt, durch eigene Kraft auf friedlichem Wege gewonnen.

Die Lehre des Konfutse ist keine eigentliche Religion, aber sie war und ist noch jetzt die Grundlage des chinesischen Lebens. Auch sie hat durch sich selbst ihre ersten großen Erfolge erzielt, später wurde sie unter die staatlichen Einrichtungen aufgenommen.

Der Islam hat seine Macht durch das Schwert und politische Verhältnisse gegründet. Er erzwang nicht gewaltsame Bekehrungen im großen Maßstabe, aber viele der Unterworfenen traten zu ihm über, um die damit verknüpften bürgerlichen Vorteile zu gewinnen. Aehnlich ist es dann in den Ländern türkischer Herrschaft gegangen.

Das Christentum gewann in den ersten zwei Jahrhunderten durch seinen inneren Wert viele eifrige Bekenner, ge-

fördert durch den universalen Charakter des römischen Reiches, dessen Weltverkehr und die Selbstzersetzung des Heidentums. Zum vollen Siege gelangte es durch staatliche Unterstützung. Daß die germanischen Stämme ihm zufielen, geschah nicht allein deswegen, weil sie sich dem Glauben geistesverwandt fühlten, sondern auch, weil sie mit der christlich-römischen Welt in enge Beziehungen traten und ihnen das Römerreich gewaltigsten Eindruck machte. Die Rücksicht auf die Römer in seinem Reiche ist auch zu den Gründen zu rechnen, die Chlodwig zur Taufe bewogen, doch geschah der Uebertritt des Franken freiwillig, wie nachher der Anschluß der Angelsachsen an Rom. Die Karolinger förderten, wie die Kirche überhaupt, die Mission, bis Karl der Große mit der blutigen Bekehrung der Sachsen dem Christentum im Norden eine so große Stellung gab, daß der langsame Beitritt Skandinaviens nur eine Frage der Zeit war. Zuletzt nahmen im vierzehnten Jahrhundert die Litauer aus politischen Gründen den katholischen Glauben an. Seit dem sechzehnten Jahrhundert haben europäische Macht und Kultur weit mehr als Mission das katholische und das evangelische Christentum in allen Kolonialländern, besonders in Amerika und Südafrika, verbreitet.

Im Osten machte im zehnten Jahrhundert Byzanz friedlich die große Eroberung an Rußland, das dann den griechischen Glauben weiter trug.

Die Hauptmittel, durch welche die Religionen Eroberungen machten, waren demnach nicht immer ihre eigene Kraft, sondern andere, ihnen zur Verfügung stehende. Außer der politischen Gewalt war am wichtigsten die Ueberlegenheit der Kulturen, mit denen die einzelnen verknüpft waren. Alle, mit Ausnahme des Brahmanentums, fanden bei ihrem Ursprung und ersten Werden Zustände vor, die sie nicht geschaffen hatten, nur aufnahmen und dann weiter verpflanzten. Dadurch erschienen die Religionen den geringer entwickelten Völkern, zu denen sie kamen, mit einer doppelt höheren Macht ausgestattet.

Das Christentum überwältigte die Germanen so, daß sie zu anderen Lebensformen übergingen und nur spärliche Reste der heidnischen Zeit zurückblieben. Die Ueberlieferungen der römischen Zeit, welche die Kirche einbürgerte,

überschütteten die germanische Volksanlage auf Jahrhunderte. So lange die Geistlichkeit die Ueberlegenheit im Wissen und Können behauptete, blieb sie auch die höhere Macht, der sich das Laientum unterwerfen mußte. Als sich dieses Verhältnis verschob, vermochte die Kirche ihr früheres Ansehen nicht mehr voll zu behaupten.

Dagegen rief das Christentum in dem römischen Reiche wenig Veränderung hervor; der geistige und soziale Zuschnitt blieb derselbe. In Byzanz überragte die Kirche die Laienwelt niemals so sehr, daß sie alle Bildung in sich aufgesogen, diese sich geistig untergeordnet hätte. Dafür wirkte die griechische Kirche unter den slavischen Völkern kulturschöpferisch, obgleich nicht in dem Grade, wie die katholische Kirche bei den Germanen, weil sie nicht in gleicher Weise die ihr eigenen Bildungsmittel übertragen konnte. Von ihrer Heimat getrennt, genoß sie dort zwar dauernd größte Verehrung, hörte aber allmählich auf, weiterbildend zu sein.

Während das Christentum sich überall dem bestehenden Staatswesen einfügte, setzte sich der Islam dessen Sturz zum ersten Ziele und schuf in den unterworfenen Ländern neue Staatsformen, schon dadurch außerordentlich wirkungsvoll, und übernahm während des Kalifates die geistige Erbschaft der Griechen und Perser, die in eigenartiger Weise Neubildung fand. Die Kultur des Kalifates entstand infolge der politischen Zustände, nicht der Religion, so daß der Islam nicht ihre leibliche Mutter ist. Er brachte nur die Völker zusammen, die ihre überlegene Bildung den Siegern übertrugen. In der Mischung veränderten sich alle Bestandteile. Der Islam trug mächtig zur Verbreitung der Kultur bei, indem er die Sprache des Korans zur allgemeinen machte. Die islamische Kultur hat tiefer stehenden Völkern Wertvolles übermittelt und ihren hohen Stand bewahrt, bis in der Religion eine gröbere orthodoxe Auffassung durchschlug, von der Staatsgewalt, die darin den Trieben der niederen Masse folgte, begünstigt. Nachher vollends durch die Türken sieghaft geworden, hemmte sie eine höhere Entwickelung und streifte die früheren entlehnten Errungenschaften ab. Die Auslegung der Religion fiel Schriftgelehrten zu, und mit ihrer Erstarrung versagte auch die Kultur und ging zurück. Der Islam zeigt nicht minder wie das alte Judentum, wie

wenig eine Religion aus sich allein vorwärts zu schreiten vermag.

Das Buddhatum streute auch nach seiner Vertreibung aus Indien zahlreiche Kulturkeime aus. In Tibet vermochte es das Staatswesen geistlich zu gestalten, aber erlitt innerlich schweren Schaden, indem manche Gedanken nach der sinnlichen Seite hin übertrieben wurden. Aehnlich ging es dem Buddhatum anderwärts, wo es zur Herrschaft gelangte. In China, wohin es gleichfalls nützliche Kenntnisse brachte, gewann es zwar den größten Teil des Volkes, büßte aber gegenüber dem schon ausgeprägten chinesischen Wesen fast alles ein, was von höherem Geiste in ihm lag. Auf den chinesischen Staat hatte es keinen Einfluß.

Demnach ist nicht alles, was die Religionen in ihrer ersten Kraft bei neugewonnenen Völkern leisteten, ihr unmittelbares Verdienst, sondern vieles ist ihrem Kulturbeisatz zuzuschreiben. Ebensowenig war es ihre Schuld, sondern die Folge anderer Verhältnisse, wenn eine nicht allerorten gleich Großes vollbrachte. Die Religionen riefen also am meisten Veränderungen hervor, wenn sie, mit anderen Kulturzuthaten ausgestattet, zu roheren Völkern kamen. Diese Kraft minderte sich allmählich, entweder weil das Gebrachte nach und nach Gemeingut wurde, oder weil die Völker nicht im stande waren, es selbständig weiter zu verwerten, oder weil andere Verhältnisse sich störend einschoben. Sobald die Religionen aufhörten zu verändern, gingen sie in den Bestand des allgemeinen Daseins über. Damit verfielen sie in den Zustand der Beharrung.

Jede Religion enthält zwei Bestandteile, das vom Stifter empfangene und das im geschichtlichen Weitergang hinzugefügte. Das vom Stifter herrührende ist oder soll wenigstens unveränderlich sein. Aber auch das von ihm gewollte wird durch andere weitergetragen, ausgebaut und bleibt von deren persönlicher Auffassung nicht unberührt. Die von ihnen geschaffenen Zusammenhänge, die Systeme, entstehen innerhalb der durch die Zeit gegebenen Bedingungen. Der ursprüngliche Inhalt geht durch Medien hindurch, welche seine Auslegung und Anwendung beeinflussen. Jede der bestehenden Religionen hat zeitig Niederschrift erfahren und dann eine ungeheure Litteratur hervorgebracht; man kann

gar nicht abschätzen, welche von ihnen die umfangreichste erzeugte. Diese Nachfolger des Stifters übten oft größten Einfluß aus, namentlich diejenigen, die an ihr Werk gingen, als die Religion noch im lebensvollen Fluß war. Der Geist Augustins ist aus der abendländischen Kirche nicht gewichen. Bei allem Eifer, den Sinn des Urmeisters zu treffen, tragen sie Eigenes, Zeitliches in ihre Lehren hinein. So haben alle Religionen eine Zeit durchgemacht, in der sie innerlich weiterentwickelt wurden, sich demnach veränderten und damit bei ihren Gläubigen Veränderung hervorriefen.

Bei allen ist dieser Hergang allmählich abgeschwächt worden und dann zum Stillstande gekommen, und zwar dadurch, daß ein bestimmtes System zur Herrschaft gelangte, das weitere Aenderung unmöglich machte. Das Festgesetzte galt als unverbrüchlich; die Religion war zum Dogma geworden, eine Bezeichnung, die im weiten Sinn für alle zulässig ist. Fortan konnte nur noch eine begriffliche Spekulation auf gründlichere Ordnung dringen. Jede Religion lief in Scholastizismus aus und in ihm sind alle verharrt, mit Ausnahme eines Teiles des Christentums, doch selbst das Protestantentum erlebte seine Zeiten scholastischen Zuschnittes. Die Form zwängte den Inhalt ein.

Jede Religion hat ein Einzelner entweder gestiftet oder wenigstens begründet, indem er bereits vorhandene noch zerstreute Gedanken in ihr zu einer Einheit zusammenfaßte. Ebenso sind die großen Aenderungen, die Zerlegung in Konfessionen von Einzelnen ausgegangen. Indessen wenn auch der Religion stets mehr oder weniger vom Stifter anhaftet und der Rückgang auf ihn immer offen steht, in ihrem weiteren Dasein wird sie zu einem Massenbesitz. Eine zum Stillstande gelangte Religion wird unveränderlich; man kann wohl behaupten, daß eine gesicherte und gefestigte Religion die stärkste Beharrung hat. Ihre Bekenner brauchen die Sätze nicht zu verstehen, aber sie lehnen alles, was als ihnen zuwider bezeichnet wird, entschieden und selbst mit Abscheu ab.

Die Religionen werden ferner stets Massenbesitz, weil jeder, auch der geringste, an ihnen Anrecht hat. Mit ungemeiner Zähigkeit haften religiöse Vorstellungen, mögen sie Glauben oder Aberglauben sein. Die alten Götter leben lange weiter und noch länger spuken ihre Schatten. Die

Menge nimmt eine neue Religion, in welcher Weise sie auch Eingang findet, zunächst nur äußerlich auf, und es dauert geraume Zeit, bis das Aufgezwungene zum selbstgewollten Eigenbesitz wird. Diesem wohnt nachher eine ungemeine Stärke inne, denn die Religion wird von der Masse wie von jedem Einzelnen als höchstes Gut geschätzt und verehrt. Jede Religion umgiebt sich mit dem Schein einer überirdischen Autorität, der gegenüber andere Religionen als verwerflich und falsch erscheinen. Als Bedürfnis empfunden, wird die Religion zur Idee und zum Ideal, das nicht weniger Heldenmut und Selbstaufopferung erzeugt hat, wie die kriegerischen Tugenden.

Jede Religion hat sich eine Art Verfassung gegeben. Auch sie wurde zur Ursache der Beharrung. Denn als menschliche, von Menschen getragene Einrichtung, obgleich mit höherem Ansehen umkleidet, hatte diese Verfassung das Streben der Selbsterhaltung, besonders wenn ihr Gegnerschaft entstand; in der Regel setzte sie sich mit der Religion gleich.

Aus allen diesen Gründen bringen Religionen nur so lange Veränderung hervor, wie sie als frische Kräfte in die Welt treten. Fest geworden in ihrem Verlaufe, gehören sie in das Gebiet der Beharrung, als deren stärkste Stützen; sie sind grundsätzlich auf Erhaltung des Bestehenden hingewiesen, und diesen ihren eigenen Zweck haben sie bekanntermaßen stets reichlich verfolgt. Den einen gelang es, auch in dieser Gestaltung ihren Stand zu erhalten, wenn die von ihnen ausgehende Hemmung anderer Thätigkeiten nicht empfunden wurde, oder dieselbe Religion weiter als unentbehrliche Grundlage des Daseins galt; andere, denen gegenüber sich neue Bedürfnisse regten, vermochten deren Andrange nicht zu widerstehen und wurden zu Veränderungen gezwungen oder büßten einen Teil ihrer Anhänger ein.

Wo die Religionen durch staatliche Gewalt ihre Macht erreichten, hing ihre weitere Geschichte von dem Verhältnis ab, in das sie zum Staate traten. Der Islam hat keine Kirche hervorgebracht, nicht einmal ein eigentliches, als Stand abgesondertes Priestertum, dafür bestimmten die Vorschriften des Korans den ganzen Staat, Verfassung, Recht und andere Lebensseiten. Das Oberhaupt der Kirche war jedoch der weltliche Gebieter, der Kalif. Daher bewahrte

die Religion als solche mit größter Zähigkeit ihr Wesen, ohne mit dem Staate in Streit zu kommen. Beider gegenseitiges Verhältnis blieb unverändert.

Aehnlich stand es in Byzanz. Durch staatliche Beihilfe war das Christentum im römischen Reiche zur hierarchischen Kirche geworden und gab sich eine so scharf ausgebildete Verfassung, wie sie keine andere Religion hervorbringen konnte. Staat und Kirche waren eng verbündet, doch so, daß der erstere die großen Rechte, die die andere besaß, unter seiner Leitung behielt. Staat und Kirche deckten sich mit ihren Interessen; seit dem Abschluß der dogmatischen Zwistigkeiten und des Bilderstreites hatte keines das Bedürfnis nach Veränderung.

Ganz anders, als einzig dastehende Erscheinung, verlief die religiöse Entwickelung im Abendlande. Gleichwohl ist sie es gewesen, nach der sich das durchschnittliche Urteil über die geschichtliche Wirkung der Religion gebildet hat. Dennoch sind dieselben Grundzüge wie anderwärts auch hier zu erkennen.

Die Ursache dieser besonderen Bildung liegt teils in dem Uebergewicht, welches die Kirche durch ihre römische Erbschaft besaß, teils in dem Volkscharakter. Obgleich das Christentum die germanische Staatsverfassung nicht berührt hatte, sondern sich ihrem Verbande ohne weiteres einfügte, gelang es der Kirche, ihre im römischen Reiche entstandene hierarchische Einrichtung zu höchster Vollendung zu bringen und sie über den Staat zu schieben. Sie beherrschte nicht nur unumschränkt den Glauben, weit darüber hinaus erstreckte sie ihre Berechtigungen und gedieh zu einer die Gesamtheit überspannenden Obermacht, die auch weltliche Mittel in ihren Dienst stellen konnte. Die Kirche war nahe daran, die Staaten sich unterzuordnen, nachdem das römisch-deutsche Kaisertum niedergebrochen war. In dieser Gestalt vermochte die Kirche großartige staatliche und geistige Veränderungen hervorzurufen, die Kreuzzüge waren ihr Werk. Im alleinigen Besitz geistigen Könnens und die Seelen beherrschend, schien die die Religion darstellende Kirche allein berufen, die Menschheit ihren höheren Zwecken zuzuführen; sie befriedigte das indogermanische Bedürfnis nach übersinnlicher Gottesverehrung.

Das Mittelalter gipfelte in einer religiös-kirchlichen Er-

regung, die alle Lebenssphären ergriff. Aber zur selben Zeit beginnt bereits ein Umschwung. Noch war die Kirche im stande, die aufsteigenden Gefahren zu überwinden, aber nur dadurch, daß sie die Erhaltung in der erlangten Form zu ihrem alleinigen Grundgesetz machte. Auch der systematische Abschluß im Scholastizismus war damals vollzogen worden. Die Verkörperung der Kirche, das Papsttum, wurde durch die Entwickelungstendenz vorgedrängt, bis es das erträgliche Maß überschritt.

Diese ungeheure Macht der Beharrung stieß auf veränderte Weltverhältnisse, auf das selbstbewußt gewordene Laientum, das eine neue Weltanschauung erzeugte, auf die staatlichen Gewalten, die dem drohenden Zwange widerstrebten. Die Kirche, die jede Veränderung verhindern wollte, wurde schließlich durch die andringenden Gewalten verändert. Die kirchliche Idee hatte nicht befriedigt, nicht gehalten, was man sich von ihr versprach; daher fiel sie und mußte nach heftiger Verteidigung anderen den Platz räumen.

Das Christentum ist die einzige der noch bestehenden Religionen, in der die Beharrung bekämpft und unterbrochen wurde, allerdings nur in der einen Hälfte, der abendländischen, und auch in dieser nicht allgemein. Das große Werk verrichtete die Reformation; ihre gewaltig verändernde Wirkung war, daß sie die Alleinherrschaft eines kirchlichen Systems zerstörte und fortan unmöglich machte, daß sie dem Leben größere Freiheitsrechte verschaffte und dadurch anderen Geisteskräften die Entfaltung gestattete. Keine der Konfessionen war in der Vereinzelung stark genug, den allmächtigen Bann, den die alte Kirche so lange ausgeübt hatte, für sich zu erneuern.

Die Reformation in der Weise, wie sie sich vollzog, war das Werk der mächtigen Individualität Luthers, aber nur möglich, weil ihm die Zeitumstände zu Hilfe kamen. Unter ihnen ist nicht gering anzuschlagen der Fortschritt, den das Denken und die wissenschaftliche Forschung mit dem Zurückgreifen auf die echten Quellen gemacht hatten. Dieselben Kräfte sind dann thätig geblieben und haben weitere Wandlungen herbeigeführt. Sie gestalteten Thun und Denken vielseitiger.

Die beiden Konfessionen maßen ihre Kräfte in groß-

artigen Kämpfen. Aber obgleich in ihnen der religiöse Gedanke auf beiden Seiten heroische Tugenden zeitigte, ging der mächtige Streit nicht bloß um die Religion, sondern auch um politische Interessen. Daher wurde er auch nicht eigentlich von den Bekennern der Konfessionen, sondern von Staaten ausgefochten. Das Ergebnis stellte die politische Handlung fest, und der Besitzstand, wie ihn damals jede Konfession behauptet hatte, ist fast unverändert geblieben. Als klar war, daß keiner der Gegner den anderen überwinden könne, beruhigten sich die Gemüter. Die Welt wandte sich anderen Fragen zu.

Ob katholisch oder protestantisch, die Religion als Kirche hörte auf, eine selbständige Entwickelungsmacht zu sein, weil sie nicht mehr die alleinigen Bildungsmittel besaß. Die Konfessionen suchten sich zu behaupten, wie es in ihrem Wesen lag; sie bewiesen im ganzen volle Kraft der Beharrung, die in dem Katholizismus am stärksten hervortritt. Nur in der Absicht, die Alleinherrschaft zurückzuerobern, nahm er an sich Veränderungen vor, alte Hilfsmittel der Kirche wurden in neue Gestalt umgegossen. Aber er vermochte nicht mehr, als seinen Bestand zu behaupten, und alle seine späteren Bemühungen hatten keinen größeren Erfolg. Nur verschärften sich in unserem Jahrhundert die bei seinem Beginn kaum noch empfundenen Gegensätze zwischen den beiden großen Konfessionen aufs neue. Bei beiden ist der Zweck der Erhaltung maßgebend; indessen sind in den Streit noch andere Verhältnisse eingemischt.

Der Protestantismus war die ganze Zeit lebendiger, weil auf ihm nicht eine so lange Vergangenheit lastete und er mehr den Einflüssen der anderweitigen Geistesarbeit zugänglich war. Daher hat er wohl in einzelnen Landeskirchen eine dem Katholizismus ähnliche Kraft der Beharrung angenommen, aber zu einer einheitlichen Gestaltung gelangte er nicht. Die steigende Auflösung in Richtungen und Sekten bewirkte, daß unter den Anforderungen veränderter Zeiten der alte Begriff Kirche verfiel und durch den der Religion ersetzt wurde.

Die Reformation veränderte das bisherige Verhältnis von Staat und Kirche auch in den katholischen Ländern. Das Kirchentum war in die Höhe gestiegen, weil erst die staatliche

Gewalt es förderte, dann ihm dienen mußte, so daß sie die kirchlichen Gesetze und Einrichtungen wie ihre eigenen schirmte. Der Staat hatte sich so mit kirchlichem Wesen durchdrungen, daß er es nicht fahren lassen durfte, als er zum Selbstherrscher wurde. Ihm fiel ohnehin zu, den rechtlichen Stand der Konfessionen in seinem Bereich zu bestimmen. Er sorgte zwar dafür, daß die Kirche nicht mehr dem staatlichen Interesse entgegenarbeiten konnte, aber er beschützte sie weiter und nahm ihre Einrichtungen unter seine eigenen auf. So blieb in Europa überall die Kirche in engsten Beziehungen zum Staate, der sie als eine Notwendigkeit seinen Unterthanen auferlegte. Die Kirche gewann dadurch den Vorteil, daß ihr äußerer Bestand unversehrt blieb, aber sie trat hinter den Staat zurück und vermochte nicht mehr, selbständiges zu leisten. Die Gleichstellung der Konfessionen in rechtlicher Beziehung, die in den meisten Ländern erfolgt ist, wurde allein durch den Staat vollzogen oder erzwungen. Nur in den nordamerikanischen Freistaaten war das religiöse Wesen freigegeben und nahm seinen eigenen, der Beachtung werten Weg.

Gegenwärtig ist die allgemeine Lage überall die gleiche. Wo die Religion den alten Stand bewahrt hat, ist sie erhaltend und Veränderungen abwehrend; anderenfalls strebt sie, sich mit den neuen für sie brauchbaren Mitteln auszurüsten und dem Gange der Wissenschaft zu folgen. Auch in diesem Falle nimmt die Religion vorläufig keine führende Stelle in der allgemeinen Bewegung ein. Daneben gehen andere Strömungen, die kirchenfeindlich, teilweise sogar religionsfeindlich auftreten. Ihre Spitze ist hauptsächlich gerichtet gegen die staatliche Stellung, welche die Religion noch einnimmt, und gegen ihren äußeren Bau. Das ist im Grunde die Fortsetzung desselben Hergangs, der einst die mittelalterliche Kirche sprengte.

Alle bestehenden Religionen sind außer ihren transcendenten Zwecken die Träger sittlicher Anschauungen und Vorschriften und verfolgen auch moralische Ziele. Sie haben besonders in ihren Anfangszeiten wohlthätig auf die Gesetzgebung gewirkt. Im Mittelalter hatte die Kirche die gesamte Moral und alle mit ihr zusammenhängenden Einrichtungen unter ihrer Obhut; auch die Mildthätigkeit war ihr Gebiet.

Seit der Reformation übernahm der Staat einen Teil der sittlichen Zwecke, und auch die Schule erteilte, allerdings im kirchlichen Sinne, Unterweisung darin. Gegenwärtig wollen die der Kirche abgeneigten Strömungen die Erziehung durch die Kirche überflüssig machen oder die Religion in Moral umwandeln und damit die Gesellschaft auf einen neuen sittlichen Boden stellen. Diente im Mittelalter der Mensch der Religion, so soll es nun umgekehrt sein.

Obgleich die Religionen Massenerscheinungen sind, erfolgte ihre Stiftung und Ausbildung durch Individuen, und so haben sie auch immer die Einzelnen berücksichtigt, um sie ihrer Lehre gemäß zu erziehen. Die Religion ist nicht ausschließlich, doch vornehmlich Sache des Gemütes. Christentum und Buddhatum, beide hauptsächlich Indogermanen zu Bekennern zählend, wandten sich an das Individuum und verlangten von ihm selbstthätige Arbeit an sich selber. Indessen, soweit nicht Richtungen neben und außerhalb der Kirche sich der Heranziehung der Einzelnen widmeten, deckte sich diese Einwirkung mit der allgemeinen und ging in ihr auf. Die Reformation gab dem Individuum die von der mittelalterlichen Kirche beschränkte Selbständigkeit zurück, und manche der neuen Bekenntnisse legten auf seine Erweckung das größte Gewicht. Kein Verständiger wird die hohe Bedeutung der Religion für das Leben leugnen, aber so Dankenswertes sie geleistet hat in der Erhebung und Tröstung der Seelen und so wenig ihr dieser Ruhmestitel abgesprochen werden darf, so zweifelhaft ist, wie weit diese Erfolge im kleinen das allgemeine Werk übertroffen und für die Gesamtheit größere Bedeutung gehabt haben. Der geschichtliche Wert der Religionen ist nach ihrem Einfluß auf die Masse, nicht auf Einzelne anzuschlagen. Erfahrungsgemäß sind kleine religiöse Gemeinschaften am lebhaftesten von ihrem Glauben durchdrungen und meist auch in sittlicher Führung vortrefflich, die bei weiterer Ausdehnung nicht gleich standhält. Die sittliche Auffassung der Kirche beruhte außerdem nicht lediglich auf ihren schlichten Grundsätzen, sondern war dem zeitlichen Wandel unterworfen, der in ihrem sonstigen Wesen zum Ausdruck kam. Mit den kirchlichen Idealen wechselten auch die moralischen.

Heutzutage wird die Erreichung sittlicher Höhe nicht

mehr allein in der Kirche und der Religion gesucht, und die Vertiefung der Ethik, die eine selbständige Wissenschaft geworden ist, muß zum guten Teil der Arbeit auf anderen Geistesgebieten und den veränderten sozialen Verhältnissen zugeschrieben werden. Deswegen ist keinenfalls ausgeschlossen, daß die Religion in weiterer Entfaltung nicht neue Siege feiern kann. Wir stehen eben nach allen Seiten in einer Uebergangszeit, und erst die Zukunft wird lehren, wie weit die Veränderung der Religion auf die allgemeinen Zustände einzuwirken vermag. Diese Unsicherheit und die geringe Bedeutung, die augenblicklich der Religion für die geschichtliche Weiterbildung zukommt, erklären die dürftige Beachtung, die sie bei den Entwickelungssystemen findet.

Ein wie starkes Bedürfnis des Menschen die Religion ist, beweist am besten die Beobachtung, daß in ihr die Kontrastbewegung auffällig stark auftritt. Unaufhörlich geht das Suchen nach Befriedigung, das, wenn es nicht Erfüllung findet, eine andere Richtung einschlägt. Einer verweltlichten Kirche wurde die Entsagung entgegengestellt, einer herben Orthodoxie die innere Einkehr, Pietismus und Quietismus, einer verflüchtigenden Mystik wieder die thätige Frömmigkeit, die Forderung, die sie im frischen Dasein stellt. In diesem Wechsel des religiösen Lebens liegt seine beste und vielleicht unvertilgbare Kraft.

Im allgemeinen kann man sagen, daß der sinnlichen Auffassung des früheren Altertums, die die Religion zum Sondereigentum eines Volkes oder Gemeinwesens machte, das Bedürfnis nach göttlichen Kräften folgte, das zu den universalen Religionsbildungen führte. Dem Sturze des zur Transcendenz entwickelten Papsttums folgte wieder eine Zeit der Vermittelung, bis die übersinnlichen Neigungen sich abschwächten und neben sie das Bemühen trat, die Religion sittlich auf rein menschlichen Verhältnissen aufzubauen oder ihnen wenigstens vorwiegende Rücksicht zu schenken.

Die Veränderungen, die die Religion hervorgerufen und erfahren hat, sind noch auf anderen Gebieten bemerkbar. Ihre Lehren und Einrichtungen griffen auch in das wirtschaftlich-gesellschaftliche Leben ein, schon indem sie das gegenseitige Verhältnis der Menschen zu einander bestimmten. Den Gegensatz zwischen reich und arm und den daraus erwachsenden

Pflichten, insonderheit der Mildthätigkeit, haben alle Religionen Aufmerksamkeit geschenkt; indessen darf man nicht eigentlich soziale Absichten voraussetzen, wo nur menschliches oder edles Mitgefühl erweckt werden sollte. Christentum und Buddhatum hätten allerdings eine soziale Umgestaltung hervorrufen können, wenn ihre Entsagungslehren zur vollkommenen Anwendung gelangt wären, und in ersterem sind solche Versuche wiederholt aufgetaucht. Aber das Leben war stärker und Gesellschaft und Wirtschaft blieben unverändert; auch einzelne kirchliche Vorschriften, wie das Verbot des Zinsnehmens, hatten keinen einschneidenden Erfolg. Die Religionen haben sich stets den wirtschaftlichen Verhältnissen fügen müssen, so daß die Wirtschaft nur insofern auf sie wirkte, als sie andere Lebensgebiete veränderte. Die beiden standen demnach nicht in unmittelbaren Beziehungen; erst in neuester Zeit hat man solche herzustellen gesucht.

Wirtschaftliche und gesellschaftliche Veränderungen kamen jedoch auf anderem Wege zu stande. Manche Religionen riefen besondere Stände zu ihrer Ausbildung ins Leben. Das Brahmanentum erzeugte das Kastenwesen, das noch heute auf der indischen Bevölkerung schwer lastet. Christentum und Buddhatum schufen in dem großartig entfalteten Mönchstum ebenfalls eine Art Kaste, die für beide von größter Wichtigkeit und die festeste Säule der Religion war. Das abendländische Mönchstum hat verschiedene Formen durchgemacht, in jeder den veränderten Zeitverhältnissen folgend und sie der Kirche nutzbar machend. Man kann es aus dem Mittelalter gar nicht herausdenken, so Vielseitiges hat es ihm geleistet. Die Klöster bewahrten die Fertigkeiten und Kenntnisse, die die Kirche von dem Altertum her besaß, sie wurden die Lehrmeister in der Baukunst, in der Litteratur; vor allem brachten sie in die Neuländer Ackerbau und wirtschaftliche Thätigkeit jeder Art, als Schöpfer einer höheren Kultur. Der Reichtum, den sie sammelten, vermehrte ihren Einfluß und anfangs auch ihre nützliche Wirksamkeit. Einzigartig gestalteten sich die Zustände in Deutschland, indem dort auch die weltliche Kirche, die Bistümer, nicht nur mit Grund und Boden, sondern auch mit politischen Gerechtsamen ausgestattet wurde, die schließlich zu der absonderlichen Bildung des geistlichen Fürstentums führten, dessen Nachwirkungen noch heute nicht verlöscht sind.

Das Mönchstum teilte das allgemeine Schicksal der Kirche. Auch in den Reichen, in denen es die Reformation überdauerte, erlangte es nirgends mehr die frühere Höhe, blieb nur durch seinen Besitz in der allgemeinen Wirtschaft ein hemmendes Element.

Die Kunst hat stets durch alle Religionen, von den heidnischen an, die reichste Förderung erfahren, selbst die mohammedanische nicht ausgenommen. Ebenso sind die anderen geistigen Thätigkeiten von ihnen angeregt und befruchtet worden. Allenthalben übernahmen nachher andere Kreise die von der Religion vorbereitete Arbeit, selbst wo der ursprüngliche Zusammenhang nicht gänzlich verloren ging. Zwar haben so manche Orden und Geistliche sich weiter mit den Wissenschaften beschäftigt, wie besonders mit der Geschichtsforschung, aber ihre Thätigkeit war nicht von der Kirche angeregt, sofern sie nicht auf kirchliche Zwecke hinauslief. Am schärfsten war der Wechsel in der Technik und in den Naturwissenschaften, die lediglich von Laien weiter geführt wurden.

Weil die Religionen innerhalb ihres Geltungsbereiches nicht überall und allzeit die gleichen Ergebnisse hervorbrachten, so folgt daraus, daß sie nicht frei walten konnten, sondern an Bedingungen von Zeit und Ort gebunden waren. Auch auf dem Höhepunkt ihrer Macht vermochten sie weder alle Verhältnisse nach ihrem Willen zu gestalten, noch deren Einfluß auszuweichen. Selbst wo sie den höchsten Bildungsstand vertrat, drangen Vorstellungen der Laienwelt, des Volkes in die Kirche ein, die Wirtschaftsformen schrieben ihrer Thätigkeit Umkreis und Gegenstand vor; das Staatswesen, auch in der Unterordnung, legte gewisse Verpflichtungen auf. Die Diener der Religionen gingen aus der Gesamtheit hervor und hatten mit ihr Beziehungen, so daß sie trotz aller Vorrechte nicht gänzlich ihrer Umgebung enthoben waren. Deshalb standen die Religionen auch unter dem Eindruck der Zeitverhältnisse und konnten über sie nicht allzusehr hinaus. Auf die Dauer gerieten die Religionen in das Getriebe ihrer nächsten Mitwelt, und nach ihm bemaß sich ihr höherer oder niedrigerer Stand. Die Geschichte der Länder bestimmte auch das Schicksal der einmal empfangenen Religion.

Die Geschichte der Völker bewahrt Merkmale ihrer natürlichen Anlage und auch die Religionen haben deren Einfluß

erfahren. Was ist aus dem Christentum in Abessinien, einer seiner ältesten Heimstätten, geworden! Man darf behaupten: nicht die Religionen formen die Völker, sondern die Völker formen ihre Religionen; jedes legt in der seinen Zeugnis über sich selber ab. Sie wissen selbst denjenigen, die ihnen von außen her zukommen und bereits feste, aus ihrem Sein nicht geschöpfte Lehren mitbringen, nachher den Stempel ihres Geistes aufzudrücken. Wenn man sagt, die germanischen Völker seien durch ihre ursprüngliche Anlage zum Christentum bestimmt gewesen, so heißt das nur, sie haben dem Christentum das Gepräge gegeben, das uns als das rechte zusagt. Wären sie dem Islam zugefallen, würden sie ihn wahrscheinlich lebensvoller ausgestaltet, die im Koran dazu vorhandenen Keime zur Frucht gebracht haben.

Morgenländisches und abendländisches Christentum sind früh andere Wege gegangen. In jenem blühte die philosophische Spekulation, die zur dogmatischen Zuspitzung führte, nachher trat der Zweck der Heiligung in den Vordergrund. Im Westen dagegen überwog von Anfang an der praktische Gesichtspunkt der Römer, der auf die Sittigung hinausging. Entsprechend diesen verschiedenen Grundlinien schlug das Mönchstum auch in jeder Kirche eine andere Richtung ein.

Das Christentum hat außer dem byzantinischen Reiche, wo das griechische Element mit semitischem stark vermischt war, nur indogermanische Völker zu lebensfähigen Vertretern gehabt. Der nächste Grund war freilich, daß eben das römische Reich den Ausgang bot, von dem das Christentum zu den Germanen kam.

Romanen und Germanen zusammen haben das Christentum entwickelt, das uns vornehmlich als solches gilt. Die individualistische Anlage des arischen Gesamtstammes, die Neigung zur innerlichen Hingabe, zur transcendenten Auffassung, die den Menschen dem Göttlichen entgegenführt, war bei beiden der bestimmende Charakterzug, und ich möchte zwischen romanischem und germanischem Christentum keinen grundsätzlichen Unterschied machen. Allerdings in der Durchführung zeigen sich Unterschiede, die aus den näheren geschichtlichen Bedingungen der Völker zu erklären sind.

Die an Bildung überlegenen Romanen arbeiteten zuerst an der Ausbildung des religiösen Wesens, ihr Werk ist die

in dem Papsttum gipfelnde äußerliche und in der Scholastik vollzogene innere Zusammenfassung; beides übernahmen die Germanen. Auch die Mystik ist bei den Romanen entstanden, bei ihnen trat zuerst die Lehre von der apostolischen Armut mit ihrer die Geister bestrickenden Gewalt auf. Dabei ist allerdings der Hang zum Generalisieren bemerkbar, während in der deutschen Mystik mehr das rein Persönliche zur Geltung kam. In der Reformation nahmen die Deutschen den Vortritt, aber die Romanen blieben nicht zurück, und man darf nicht übersehen, daß es staatliche Gewalt war, welche in Spanien und Italien den Protestantismus unterdrückte, in Frankreich beschränkte, in England und anderwärts zum Siege brachte. Später haben sich dann die Unterschiede verschärft, so daß sie sogar innerhalb der Konfessionen bemerkbar sind. Der deutsche Katholik selbst strengster Beobachtung übt die Religion anders aus, als etwa der Spanier oder Süditaliener; nach unten hin in der Masse verflachen sich freilich die Unterschiede. Außer Klima und Lebensweise, die alle Thätigkeiten nach ihrer Art färben, lagen die Ursachen in der sonstigen Geschichte der einzelnen Völker, je nachdem Unterricht, Wissen, staatliche Waltung beschaffen waren.

Am wenigsten haben die Slaven in der Religion selbständiges geleistet. Sie wurden früh kirchlich auseinandergerissen, indem die Russen und Südslaven dem griechischen, die Polen und Böhmen dem katholischen Bekenntnis zufielen. Die Verschiedenheit der Religion hielt die Völker auseinander, verschärfte die Feindschaft zwischen ihnen und wirkte auch auf ihre Kultur ein. Die griechischen Slaven, von europäischen Einflüssen lange abgeschnitten, wirtschafteten bei ihrer langsamen Entwickelung mit dem einst empfangenen weiter, ohne es zu verändern. Zu den Böhmen und Polen gelangten von auswärts, von England und Deutschland her, Reformtendenzen, die in beiden Ländern gewaltsam zurückgedrängt wurden.

Trotz der eigenen Wege, welche jedes indogermanische Volk in der Religion wandelte, ist doch bei ihnen die innere Auffassung eine verwandte gewesen und geblieben, wie sie auch sonst gemeinsame Kennzeichen behalten haben.

Das Christentum ist eine indogermanische Religion geworden und indogermanische Sonderanlage ist es, die ihm

eine so reichhaltige und wechselvolle Ausbildung, wie sie keine andere Religion erlebte, gegeben hat.

In den indischen Religionen ist die uralte indogermanisch-pantheistische Anlage nicht zu verkennen. Nahm das Brahmanentum seinen besonderen Gang, weil es die Eroberung und Besitznahme des Landes begleitete, so ist die Aehnlichkeit zwischen Buddhatum und Christentum, die sich selbst in Kultusformen zeigt, genügend bekannt.

Der Islam, dem sein eigenartiger Ursprung unvertilgbare Besonderheiten mitgab, ist nach einigen Schwankungen noch zur arabischen Zeit zu dem Grundzuge semitischer Religion, der formalen Auslegung und der Veräußerlichung der sittlichen Pflichten zurückgelenkt. Der Muslim, stolz auf die Logik seiner Religion und seines Monotheismus, hat darin einen für die christliche Dogmatik undurchdringlichen Panzer.

Die mongolischen Völker sind gegen die anderen Religionen tolerant, das heißt gleichgültig gewesen, und wenn sie sich ihnen zuwandten, verstanden sie es, den inneren Kern auszutrocknen, so daß nur die Schale blieb.

Selbst die Anpassungsfähigkeit der Rassen tritt in der Religion hervor. Das Christentum hat sich, wo es nicht mit staatlicher Macht eingesetzt wurde, immer mit den Verhältnissen der Völker und Länder zu vertragen gewußt, obgleich es seine Grundlehren nicht aufgab, ebenso das Buddhatum. Der Islam wollte der Herr sein auch in den politischen Dingen und machte die Bekenner anderer Religionen zu zinspflichtigen Unterworfenen, obgleich er ihnen ihren Glauben ließ. Das Brahmanentum ist so ganz aus der indischen Geschichte erwachsen, daß es anderweitig nicht Platz greifen konnte; die Lehre des Konfutse ist allein den Chinesen auf den Leib zugeschnitten, und sollte sie, wie gegenwärtig die Aussicht ist, in Japan noch mehr Anhang gewinnen, würde sie es nur als allgemeines Sittengesetz ohne jeden nationalen oder konfessionellen Gehalt erreichen.

Wenn in der That die Religionen je nach den Völkern verschieden arten, so darf man annehmen, daß keine eine allüberwindende Kraft besitzt, daß auch der Erfolg, den sie hatten, nicht lediglich von ihnen, sondern außerdem von anderen Umständen herstammte. Die Völker nahmen wohl

Religionen von auswärts an, gaben aber allmählich jeder ein ihren Bedürfnissen entsprechendes Gepräge.

Keine Lebensthätigkeit ist so schwer zu würdigen, wie die Religion. Denn so ideal sie ist, ein materieller Beweggrund fehlt ihr nicht ganz. Nicht allein die Furcht vor Strafe, auch die Hoffnung auf Lohn im Diesseits oder Jenseits sind den meisten Menschen, trotz aller höheren Begründung, die die Religion darüber giebt, egoistische Antriebe und waren es in früherer Zeit noch mehr als heute.

Man hat in der Religion mit subjektiven Verhältnissen zu thun, die sich der Fassung im Einzelnen entziehen. Da jedoch jede Religion bisher nicht als ideales Wesen, sondern nur in Verbindung mit menschlich-geschichtlichen Zuständen aufgetreten ist, so kann man ihre Stellung rein historisch beurteilen und sie in ihrer Bedeutung für die Entwickelung, wie sie sich bis jetzt vollzogen hat, würdigen.

Die Religionen sind am meisten beweglich und demnach veränderlich und verändernd, sobald sie neu entstanden eine große oder weitverbreitete Bekennerschaft gewinnen und demnach genötigt sind, die Grundgedanken mit dem sie umgebenden Leben in Verbindung zu setzen und tiefer und genauer zu fassen. Am stärksten veranlassen sie Veränderung, wenn sie einem anderen Volke zugetragen werden, teils durch den ihnen eigenen Inhalt, mit dem die bisherigen Lebensnormen in Einklang zu setzen sind, teils durch die Kulturzuthaten, die sie mitbringen, ein Prozeß, der natürlich von langer Dauer ist. In ihrem gewöhnlichen oder ruhenden Bestande dagegen ist die Religion vorwiegend Beharrung. Als solche erhält sie sich und geht in der begonnenen Richtung weiter, die angenommene Tendenz bis zu ihrer möglichsten Vollendung durchführend. Es kommt darauf an, wie weit sie mit anderen Lebensthätigkeiten verbunden ist und mit welchen, ob sie diese beherrscht oder von ihnen irgend abhängig ist. Strebt sie in ersterem Falle, die Herrschaft zu behalten, im anderen, die Abhängigkeit abzustreifen oder gar ins Gegenteil umzuwandeln, so ist auf die Dauer, sobald Widerstand kommt, der Zusammenstoß unvermeidlich.

Aus allem ergiebt sich, daß die Religion stets, mag sie fördern, leiten oder zurückhalten, einen belangreichen Anteil an der Entwickelung nimmt. Unter Umständen kann sie sogar

den wichtigsten, geradezu bestimmenden Einfluß ausüben. Aber so steht es nicht immer, und auch wenn die Religion die führende Stellung innehatte, war sie gestützt auf andere Mächte, den Staat oder die Kultur, oder, wie der Protestantismus in und nach der Reformationszeit, auf eine von anderer Seite her entlehnte Wissenschaft. Die wichtigsten Lebensthätigkeiten, mit denen die Religion in Wechselwirkung steht, sind demnach die staatlichen und geistigen.

Es ist indessen nicht zu übersehen, daß die Religion auch an sich zu den geistigen Thätigkeiten gehört. Nicht allein deswegen, weil sie nur psychisch empfunden werden kann, sondern weil die Auffassung und Befolgung ihrer Lehren von der geistigen Veranlagung und Entwickelung der Völker bedingt wird. Außerdem erfordert der Ausbau und Aufbau der Systeme die Anwendung geistiger Kraft, ein Denken und Folgern, ähnlich wie in den Wissenschaften, und der übrige Kenntnisstand einer Zeit ist dabei nicht gleichgültig. Daher trifft für die Religion das für die Wissenschaft gültige wenigstens teilweise zu.

Die vorhergehenden ausführlichen Darlegungen zeigen wohl genugsam, welches Ziel dieser Abschnitt verfolgt. Daher können die anderen Lebensbethätigungen erheblich kürzer besprochen werden.

Die Sitte ist vieldeutig. Als allgemeine Regel des Verhaltens ist sie das Erzeugnis der Gesamtentwickelung, dem sich der Einzelne bewußt oder unbewußt unterordnet. Sie ist ohne weiteres in das Gebiet der geistigen Massenvererbungen, also in das der Beharrung zu stellen. Sie bringt demnach keine Veränderung hervor, ehe sie nicht selber verändert wird. Soweit die Sitte mit der Religion zusammenhängt, teilt sie deren Schicksale.

Als Tochter der Sitte ist das Recht gleichfalls beharrender Natur und pflegt von den Völkern mit größter Zähigkeit festgehalten zu werden. Selbst wenn der Inhalt abstirbt, dauern die Formen noch lange. Daher war bei einfachen Zuständen eine Aenderung des Rechtes sehr schwer und sie folgte nur langsam den umgewandelten Zuständen. Eine raschere Umbildung trat ein, wenn fremdes Recht Aufnahme fand, wie bei den germanischen Völkern durch Christentum und Kirche, dann durch das Eindringen des römischen Rechts

zu Ende des Mittelalters. Seitdem das Recht mehr und mehr zerlegt und verfeinert worden ist, hat es an Beweglichkeit und damit an Veränderungskraft zugenommen. Da jedoch allmählich der Staat als Gesetzgeber die Rechtsbildung an sich zog, ging geschichtlich genommen das Recht in die staatliche Sphäre über. Deswegen machte sich praktisch die individuelle Einwirkung weniger geltend, obgleich der Anteil von Gelehrten und Staatsmännern an der Rechtsentwickelung ein beträchtlicher war.

Rechtsveränderungen können tief in das gesamte Leben einschneiden, aber sie erfolgen unter dem Zwange von Bedürfnissen und Verhältnissen, deren Ursprung nicht im Recht selbst liegt.

Dasselbe gilt von der Sprache. Trotz der Abwandlungen, die sie im Laufe der Zeiten erfährt, bleibt sie als Volksbesitz dieselbe. Neue Sprachen entstehen nicht aus einem Triebe in den Völkern, sondern durch Völkermischung, die entweder durch Krieg und Eroberung oder friedlich erfolgt. Die Verteilung in Gruppen und Staaten bewirkte Abscheidungen innerhalb der großen Sprachstämme und gab den nationalen Sprachen ihren Ursprung, in denen teils der Ausgleich verschiedener Bestandteile, teils der Sieg der einen Form über eine andere stattfand. Mehrfach gelang es einer Sprachform, eine andere zu überwältigen und zu verdrängen, in der Regel jedoch nur durch hinter ihr stehende stärkere Macht. Die Folge war, daß vor der neu angenommenen Zunge auch das frühere Volkstum zurückwich. So geschah es im deutschen Neulande jenseits der Elbe.

Gelingt es einer Sprache, über ihre Heimat hinaus auch in anders redenden Ländern Eingang zu gewinnen, so ist das ein Zeichen der Ueberlegenheit des Volkes und sichert ihm einen gewissen Einfluß. Der Gebrauch der lateinischen Sprache hat der römischen Kirche ermöglicht, so lange die Wissenschaft für sich zu bewahren, und das papale System wäre schwerlich in dieser Schärfe verwirklicht worden, wenn, wie im Bereich der griechischen Kirche, der Gottesdienst in den heimischen Sprachen stattgefunden hätte. Im Kalifate spielte die arabische Sprache eine ähnliche Rolle, und sie hatte als lebende Sprache noch größere Vorzüge als das Latein. Sie vermittelte geistigen Austausch jeder Art über weiteste Fernen

und bis in die unteren Volksschichten hinein und begründete eine großartige Gemeinsamkeit.

Die französische Sprache trat nach dem Dreißigjährigen Kriege in manchen Beziehungen die Erbschaft der lateinischen an und förderte damit das Uebergewicht Frankreichs. Schon im Mittelalter erfreute sich Frankreich eines ähnlichen Einflusses, und die Herrschaft der französischen Sprache im heiligen Lande während der Kreuzzüge ist seit dem Altertum das erste große Beispiel der Verpflanzung einer europäischen Sprache nach einem überseeischen Lande. Nach den großen Entdeckungen verbreiteten sich die Sprachen Europas weit über die Erde und trugen vor allem dazu bei, den Zusammenhang mit dem Mutterlande und dessen Vorrecht zu erhalten. Man sieht, wie stark politische Verhältnisse die äußere Geschichte der Sprachen bedingten. In allen diesen Fällen dienten jedoch die Sprachen nur mittelbar als Werkzeuge.

Mit der Sprache hängt die Litteratur aufs engste zusammen. Wenn sie sich nicht einer universalen Sprache bedient, wie einst der lateinischen oder der arabischen, ist sie zunächst auf ein Volk, dessen Neigungen und Anschauungen angewiesen. Wird sie jedoch durch Uebertragungen anderweitig zugänglich, so ist sie ein wichtiges Mittel, die Völker einander zu nähern und neue Gedanken zu verbreiten. Das ist oft geschehen; ich erinnere nur an die mächtigen Anregungen von außen, die der deutschen Litteratur in alter und neuer Zeit zugeflossen sind.

Die Litteratur hat das unvergleichliche Verdienst, die Geistesschöpfungen der Vergangenheit für künftige Zeit als Bildungsschatz zu erhalten; ohne sie wäre das Altertum so gut wie verloren gegangen oder in seinen sonstigen Resten unverständlich geworden. Doch das war eine Wirkung für sich.

Die Litteratur ist in der Geschichte stets der wichtigste Zeuge für die Anschauungen einer Zeit, aber darin zeigt sich auch ihre Abhängigkeit. Oft sind ihre Erzeugnisse nur Symptome. Aber sie bedeuten auch mehr.

Der Begriff Litteratur ist ein vielumfassender, weil er im weitesten Sinne das gesamte geistige Leben begreift, das in schriftlicher Aufzeichnung niedergelegt wurde, doch beschränkt man ihn auch auf die Schriftwerke, die schöpferische Erfindung und kunstgemäße Gestaltung erfordern. In jedem Falle han-

delt es sich um individuelle Leistungen, obgleich gewisse Vorbedingungen immer vorhanden sein müssen.

Es giebt Zeiten, in denen die Litteratur und überhaupt die mit ihr in Verbindung stehende geistige Thätigkeit mehr leisten als in anderen. Allerdings ist das Urteil über den Wert, namentlich den dauernden, subjektiv, außerdem lenken die großen Genies besonders den Blick auf sich. Als eine Blütezeit der Litteratur ist deshalb jede Periode anzusehen, in der sie weitem Interesse begegnete und zahlreichere Werke als gewöhnlich hervorbrachte. Meistens hatte die eifrige Beschäftigung auch Vertiefung der Arbeit und Steigerung der Kräfte zur Folge.

Die Frage, unter welchen Umständen Litteratur am besten gedeiht, hat viel Interesse erregt; ist man doch auf die seltsame Behauptung verfallen, Perioden politischen Niederganges schienen die bevorzugten zu sein.

Zeiten großer geistiger Leistungen sind offenbar Nachwirkungen vorhergehender Anstöße, die die Gesamtheit beleben. Häufig sind diese politisch, entspringend dem Aufschwunge eines Staatswesens, wiederholt in Deutschland zur karolingischen, ottonischen, staufischen Zeit, ebenso in Frankreich zu der Franz' I. und Ludwigs XIV., in England zu der Elisabeths, in Spanien zu der Karls V. Nur ist zu beachten, daß die Wirkung keine plötzliche, den entscheidenden Ereignissen gleichzeitige sein, sondern erst später eintreten kann. Daher geschieht es wohl, daß sie über die veranlassende Anspannung hinaus dauert und noch in wieder kleiner gewordenen Verhältnissen kräftig ist, sogar ihr Bestes hervorbringt, wie etwa die Minnedichtung in Deutschland, die spanische Dichtung und Kunst des siebzehnten Jahrhunderts. In Verkennung der Notwendigkeit einer Entwickelungsspanne wird oft der rechte Folgenzusammenhang nicht bemerkt.

Es giebt auch normale Gänge einer gleichmäßig in sich fortschreitenden und nach Vervollkommnung ringenden Entwickelung. Das Bekanntwerden neuer Stoffe und neuer Kunstformen pflegt zur Benutzung und Nachahmung anzuregen.

Ein solches Aufkommen neuer Hilfsmittel reicht nicht an den Eindruck, welchen ein Umschwung im Denken und Empfinden hervorbringt. Die Befreiung von alten Vorstellungen wirkt großartig; der vorher gedrückte Geist empfindet seine

natürliche Spannkraft. In der staufischen Dichtung regt sich zum erstenmal die Lust an der Welt und ihrer Herrlichkeit, in der humanistischen Zeit der Jubel, Mensch sein zu dürfen, nachdem der Einzelne nur ein Inventarstück der Kirche gewesen war. Allerdings hat der Humanismus den Litteraturen in heimischer Sprache geschadet, weil er die Antike und das Latein in den Vordergrund stellte und einen gelehrten Stand entstehen ließ, der sich hochmütig vom Volke abkehrte. Unsere klassische Zeit atmete beglückt auf in neu erworbener geistiger Freiheit, die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts verkündete die politische Freiheit als höchstes, die zweite schwelgte in der Wiedergabe der reinen Naturwirklichkeit.

Endlich bietet die geistige Thätigkeit die willkommene Zufluchtsstätte, wenn auf anderen Gebieten die freie Regung versagt ist. Im achtzehnten Jahrhundert flüchteten die Deutschen, denen der absolute Staat und die geringe Wirtschaft nicht genügende Beschäftigung boten, in die Litteratur, der individualistische Drang suchte in ihr Befriedigung. Insofern begünstigte damals allerdings politischer Tiefstand die geistige Entfaltung, aber er war doch nicht die wirkliche Ursache. Im Gegenteil, man fand den nichtigen Zustand ganz behaglich, als menschenwürdige Muße. Anders im neunzehnten Jahrhundert während der Reaktion; da zitterte noch die Aufregung der Befreiungskriege nach und schwebte das damals ersehnte Ziel als ein zu erreichendes vor, um eine nicht genügende Gegenwart durch eine bessere zu ersetzen.

Der Ursachen litterarisch-geistiger Fruchtbarkeit sind also mehrere, und durch sie wird auch der Charakter der Erzeugnisse bestimmt. Die Litteratur nimmt an Kraft zu, indem sie sich großen Umwandlungen öffnet und sie begleitet.

Die Wirkung der Litteratur richtet sich natürlich nach dem Grade der Teilnahme. Im Mittelalter hing sie nicht ganz von der Kenntnis des Lesens und Schreibens ab, denn der mündliche Vortrag, die Aufnahme durch das Gedächtnis konnten schon zur Verbreitung helfen. Indessen ist selbstverständlich, daß erst das gedruckte Wort ihr erheblich weitere Kreise erschloß, daß neue Gedanken mit größerer Schnelle und stärkerem Nachdruck um sich griffen. So erlangte die Litteratur eine steigende Macht für die Veränderung, soweit sie in ihrer Absicht lag. Das ist immer der Fall, wenn nicht

bloße Unterhaltung der Zweck ist, denn der Verfasser höheren Schlages wünscht Neues zu bringen oder wenigstens vorhandene Gedanken wirksamer einzukleiden; er will seinen Lesern etwas von seiner Ideenwelt mitteilen, gleichviel ob sie auf künstlerische, sittliche oder politische Gegenstände gerichtet ist. Je nach dem Inhalt ist die Wirkung eine verschiedene, während der rein litterarische Wert von anderen Bedingungen abhängt.

Für die Geschichte kommt wesentlich der Erfolg der Werke in Betracht. Großen Umwälzungen ist immer eine vorbereitende Litteratur vorangegangen, die sie mit herbeiführen half. Die Reformation, die englische und die französische Revolution, die Neugestaltung Deutschlands hatten zahlreiche Vorkämpfer, welche die Grundgedanken ausstreuten. Der französische Bauer und Bürger haben die Werke Rousseaus allerdings nicht gelesen, aber diejenigen, welche sie studiert hatten, verbreiteten die Ideen in gröbsten Umrissen. Seitdem die Presse den Inhalt der Bücher allgemein mitteilte und sich selber zu einem Stück Litteratur entfaltete, war die Oeffentlichkeit neuen Gedanken noch leichter zugänglich. Die Beteiligung der Masse am allgemeinen Leben vermehrte auch die Bedeutung des Schrifttums.

Die Litteratur ist ein allmählich herangewachsenes Mittel der Veränderung, freilich in diesem Grade nur in unserer Kultur. In den anderen spiegelt sie gegenwärtig meist nur den Zustand der Beharrung wieder, wiewohl auch dort schon unter dem Einfluß Europas neues Leben erscheint.

Das geschriebene Wort verleiht den aufkommenden Bedürfnissen und den auf ihre Befriedigung gerichteten Ideen Ausdruck und giebt ihnen Form. Es kann schwerlich Bedürfnisse hervorrufen, wenn sie nicht aus den Verhältnissen entstehen, und ist daher nicht ihre Ursache, aber es giebt ihnen Kraft und Fähigkeit der Wirkung. Die Litteratur begleitet und beschleunigt die Veränderung.

Die bildende Kunst ist für die Veränderung von geringer Bedeutung, schon weil ihr Wirkungskreis ein viel beschränkterer ist. Sie, vor allem die Baukunst, ist an eine besondere Bedingung gebunden. Es müssen Mittel öffentlicher oder privater Herkunft flüssig sein, um Werke von großem Umfang zu vollbringen. Der alte Orient benutzte die Zwangs-

arbeit von Menschenmassen; das Mittelalter half sich oft dadurch, daß es die Ausführung eines großartigen Planes vielen Geschlechtern überließ. Der Reichtum der Städte in Italien und Deutschland, dann fürstliche, später staatliche Mittel haben die Kunst reichlich unterstützt, nachdem die Verringerung des Aufwandes für sie seit dem sechzehnten Jahrhundert eine Ebbe gebracht hatte. Natürlich folgt daraus noch nicht, daß eine günstige Vermögenslage schon an und für sich Kunst schafft.

Nicht so sehr ist die bescheidenere Litteratur von der Wirtschaft abhängig. Dennoch empfanden die mittelalterlichen Sänger bitter die abnehmende Freigebigkeit der großen Herren; das aufstrebende Bürgertum war anfangs nicht dazu angethan, der Dichtung Aufmerksamkeit zu widmen, und die Vergröberung, der sie anheimfiel, war eine Folge der in ihm waltenden, dem täglichen Leben zugewandten Triebe. Nachher waren die Litteraten auf das Mäcenatentum angewiesen, bis endlich die Schriftstellerei zum Lebenserwerb wurde und schon dadurch gewaltig zunahm.

Die Litteratur als Thätigkeit geistiger Art führt hinüber zur Wissenschaft, der höchsten Vollendung geistiger Arbeit. In ihrem heutigen Sein ist auch sie ein Erzeugnis der neuen Zeit. Sie steht und fällt gegenwärtig mit der Veränderung und müßte auf sich selbst verzichten, wenn sie ihr nicht geöffnet bliebe. Doch so selbständig sie zu sein scheint, sie ist die Frucht eines langen Prozesses und hat ihre Wurzeln in der Arbeit vergangener Tage. Nur in ununterbrochenem Weitergang unter denselben Völkern konnte sie ihre Höhe erreichen. Die Wissenschaft hat die Aufgabe, sich zu bereichern mit allem, was an neuen Quellen, an Erkenntnissen dargeboten wird. Die große Lehrerin muß unausgesetzt lernen, wenn sie weiter lehren will. So stand es nicht immer mit ihr. Die Wissenschaft des Mittelalters sollte das große Sammelbecken von allen Kenntnissen sein; sie ging auf den Stoff in möglichster Vollständigkeit aus. Heute ist der Stoff ja auch noch unentbehrlich, aber es handelt sich weniger um das Wissen, als um das Erkennen. Wissenschaft setzt Kenntnis voraus, aber sie will vor allem Erkenntnis sein. Jede Erkenntnis ist wandelbar, und daher ist auch jede Wissenschaft in fortwährendem Fluß begriffen. Die große Wendung geschah in der Humanisten-

zeit, nachdem der Versuch der Scholastik, mit bloßer Systematik das Ziel zu erreichen, gescheitert war. Bis dahin war die Wissenschaft, obgleich ihr keineswegs individualistisch veranlagte Mitarbeiter fehlten, vorzugsweise den Bestand erhaltend und gab, ohnehin in einen engen geistlichen Kreis gebannt, wenig zu Veränderungen Anlaß. Als dann die Laien sich ihr widmeten, die Universitäten den kirchlichen Banden entschlüpften, die großen Entdeckungen zum Verständnis kamen, lebte die Wissenschaft auf. Seit dem achtzehnten Jahrhundert hat sie einen Aufschwung genommen, der alle früheren Leistungen weit übertrifft. Früher unbekannte wissenschaftliche Gebiete sind erschlossen. Kein Zweig hat sich so entfaltet, wie die Naturwissenschaften.

Die Wissenschaft hat demnach Aenderungen erfahren, denen nur die auf dem wirtschaftlichen Gebiete an Stärke gleichen. Begleiteten nun auch gleiche Wirkungen auf die Allgemeinheit diesen Fortschritt? Das ist schwer abzumessen. Der Staat nahm gern ihre Dienste an, ohne ihr großen Einfluß auf sich zu gönnen. Doch sind die Staats- und Volkswirtschaftslehren nicht unbeachtet geblieben und gewinnen gegenwärtig noch an Macht. So viel ist gewiß, daß mit dem achtzehnten Jahrhundert, in dem ein erst werdender Stand von Gebildeten ihr Interesse entgegen trug, die Wissenschaft tiefer in die Gesellschaft einzugreifen begann. Die Aufklärung war der erfolgreiche erste Anlauf, das Leben nach praktisch-wissenschaftlichen Voraussetzungen zu regeln, und jede große philosophische Richtung hat in der geistigen Sphäre Wiederklang gefunden. Die Religion konnte sich der Wissenschaft nicht erwehren oder griff selbst zu ihr. Nicht allein der durchschnittliche Kenntnisstand nahm zu, eine Fülle von Anschauungen ergoß sich namentlich von den Universitäten aus, von denen manche nur oberflächlich reizten, andere wirklich aufgenommen wurden. Den reichsten Beifall fanden die naturwissenschaftlichen Fortschritte und die aus ihnen zu ziehenden Folgerungen. Vergleicht man Anfang und Ende des letzten Jahrhunderts, so ist nicht zu verkennen, daß die überkommene Ueberlieferung in der Zwischenzeit stark erschüttert worden ist.

Das Altertum hat wenig erfunden und nur in der Mechanik Bedeutendes geleistet. Byzanz wurde sein Erbe und

fügte manche nützlichen Ergänzungen hinzu; das griechische Feuer, dessen Ursprung freilich unsicher ist, schützte das Abendland vor dem Islam. In Europa herrschte lange Stillstand, bis das fruchtbare fünfzehnte Jahrhundert die Buchdruckerkunst, die Vervollkommnung der Feuerwaffen, die Verbesserungen in Uhren und anderen mechanischen Werken der Welt schenkte, Fortschritte von teilweise gewaltigster Tragweite. Nachher hat die Erfindungskraft zwar nicht geruht, aber die allgemeinen Zustände wenig betroffen. Erst dem verflossenen Säkulum war es beschieden, Erfindungen zu erleben, die geradezu eine Revolution des Weltstandes veranlaßten.

Obgleich die Erfindungen nicht der Wissenschaft allein zu verdanken waren, so gehören sie doch jedenfalls zu den geistigen Hervorbringungen.

Der Zweck dieser Uebersichten war, zu prüfen, in welchem Verhältnis die einzelnen Lebensbethätigungen zu Beharrung und Veränderung stehen.

Durchgehend drängte sich die Erkenntnis auf, wie eigenartig die Geschichte der europäischen Völker ist, wie sie namentlich in der neuen Zeit andere Ergebnisse und Bedingungen gezeitigt hat, als die übrige Welt. Ist einerseits zu erklären, warum das geschah — und den Versuch habe ich ja schon gemacht —, so ist andererseits zu vermeiden, diese die übrige Welt überholenden Bildungen als alleinigen Maßstab der gesamten geschichtlichen Entwickelung zu nehmen. Allgemeine Folgerungen dürfen nur dem Gesamtbestande entnommen werden.

Die Betrachtung der Lebensbethätigungen ergab ihre Verschiedenheit; jede hat ihr besonderes Wesen und bietet eigene Erscheinungen dar. Alle sind zeitweilig ruhend, zeitweilig wirkend, so daß bald diese, bald jene an der Arbeit ist. Eine geschichtliche Betrachtung, die den Gang der allgemeinen Entwickelung verfolgen und klarlegen will, muß nachweisen, von welcher Seite her er in den einzelnen Perioden bestimmt wird.

Die einzelnen Bethätigungen bedingen sich gegenseitig; jede Veränderung in der einen veranlaßt solche in einer anderen oder mehreren.

Die Veränderungen erfolgen in zweierlei Weise. Eine stetige ergiebt sich aus der beständigen Abwandlung der Ge-

meinschaft, die mit anderen Menschen auch andere Verhältnisse und Bedürfnisse hervorbringt. Sie ist nicht gering zu schätzen und kann auf die Dauer starke Folgen haben. Aber sie verläuft gewöhnlich langsam in bestimmter Richtung und ihr sind Grenzen der Möglichkeit gesetzt, an denen sie leicht zurückstaut. Eine zweite Art der Veränderung wird durch die äußeren Anstöße hervorgerufen. Sie schaffen neue Bedingungen, welche die Entwickelungstendenz abbrechen und damit die durch den bisherigen Verlauf gegebene Beschränkung aufheben, so daß eine neue Reihe beginnt. Deshalb ist diese Veränderung die wirkungsvollere und für eine gesetzte Ziele überschreitende und ins Unberechenbare führende Entwickelung unentbehrlich. Erst durch sie erhält die Geschichte rechtes Leben.

Der Grad der Beharrung ist kein gleichmäßiger. Die stärkste haben Religion, Sprache, Sitte, Recht, die schwächste die Wirtschaft und die geistigen Thätigkeiten. Reiche sind an sich leicht veränderlich, das zum Staate gewordene Reich dagegen ist beständig und kann unter Umständen eine sehr starke Beharrung annehmen.

Als im Augenblick wirksamste Lebensthätigkeit erscheint das Reich, weil es alle anderen unter sich zwingen kann. Der Staat ist jedoch nicht minder bedeutsam. In ihm als der die Geschichte bisher beherrschenden Form der Gemeinschaft, die zugleich die vielseitigste sein kann, treffen alle Lebensbethätigungen zusammen, auch diejenigen, auf welche er nicht unmittelbar einwirkt. In ihm vollziehen sich alle Veränderungen und gehen auf ihn über. Der Einzelne hängt von der Gesamtbeschaffenheit des betreffenden Staates ab und ist allenthalben seinen besonderen Bedingungen unterworfen.

Unter den anderen Lebensthätigkeiten ist unter Umständen die stärkste die Wirtschaft. Sie steht in engsten Beziehungen zu dem Staat; ihr Einfluß auf ihn kann außerordentlich stark sein, doch vermochte sie bisher nicht, ihn zu überwinden.

Die geistigen Bethätigungen sind schwächer oder stärker, je nach der Höhe der Kultur. Da aber alle Veränderungen, auch die der Wirtschaft, erst die psychische Fassung durchlaufen müssen, ist der allgemeine Geisteszustand von größter Bedeutung. Sein Stillstand hält zurück; seine Umwandlung treibt an.

Daher sind durchschnittlich Staat, Wirtschaft und Geistesleistung gleichwertig für die Entwickelung.

Da von den Bethätigungen keine von selbst in eine umstürzende Veränderung übergeht, so ist auch keine für sich ein dauernder Faktor der Geschichte. In der Beharrung sind sie Formen des Lebens, Zustände, die aus sich heraus nichts schaffen; Faktoren werden sie nur, wenn sie, in Bewegung gesetzt, weiter bewegen, aber sie bedürfen dazu alle erst des Anstoßes. Kann jede abwechselnd nur unter diesen Bedingungen zum Faktor werden, so müssen die Triebkräfte, die Ursachen über ihnen stehen und von allgemein durchgreifender Art sein.

In dem Staate sind Individuen von großer Bedeutung, aber ihre Wirkung muß in die Gemeinschaft eingreifen. Die Wirtschaft kann das Individuum verhältnismäßig leicht für sich ändern, aber etwas großes kommt nur bei dem Anteil der Masse zu stande. Das geistige Leben ist ganz individuell, nur daß es die Masse nicht entbehren kann. So stehen gemeinsame, massige und einzelne Arbeit nebeneinander, sich ergänzend, und der Geschichtsschreiber muß den Anteil einer jeden an dem gewaltigen Menschenwerk zur Anschauung bringen. Aber den festen Halt für die Gliederung kann nur der Staat geben.

---

# Neunter Abschnitt.

## Die angebliche Gesetzmäßigkeit des geschichtlichen Verlaufes.

Läßt sich in der geschichtlichen Entwickelung eine Regelmäßigkeit oder gar eine Gesetzmäßigkeit annehmen oder nachweisen? Das ist das große Problem, zu dem unwiderstehlich jeder hingetrieben wird, der seinen Blick von dem Einzelnen auf den Gesamtverlauf richtet.

Ein Unterschied ist zwischen nachweisen und annehmen. Denn die Annahme eines gesetzten und damit gesetzmäßigen Laufes ist ohne weiteres durch den Glauben an einen von Gott bestimmten Zweck der Menschheit gegeben. Ist ihr ein

Ziel gestellt, so müssen die Wege, die sie wandelt, darauf hinführen, mögen sie auch dunkel und verschlungen erscheinen.

Begnügt sich der Glaube mit der ihn befriedigenden Annahme, so ist dagegen nichts einzuwenden, denn er erfordert keineswegs den Nachweis des Wie?, macht ihn sogar überflüssig. Dennoch fehlt es nicht an Versuchen, den Weltenplan Gottes zu enthüllen. Da sie insgesamt nur einseitige Ansichten und Wünsche wiedergeben, vermögen sie nie allgemein zu überzeugen. Die Weisheit Gottes erschiene wahrlich gering, wenn alle die ihr untergeschobenen menschlichen Deutungen richtig wären.

Auch ohne Berufung auf göttliche Leitung hat man durchgreifende Zwecke der Menschheit angenommen. Abgesehen von allem sonstigen, das diesem Gedanken widerspricht, dürfte die Zeit noch nicht reif sein, ihn zu erkennen. Die Menschheit lebt gegenwärtig unter den verschiedensten Zuständen, die kein endgültiges Urteil erlauben. Wir stehen erst in den Anfängen einer menschlich-geschichtlichen Entwickelung. Den paar Jahrtausenden, die wir zur Not übersehen können, werden voraussichtlich noch längste Zeiträume vielleicht von Millionen Jahren menschlichen Daseins folgen, von deren Gestaltung wir uns keine Vorstellung machen können. Jede Behauptung über den schließlichen Ausgang trifft in die Luft. Freilich, jedes vergängliche Geschöpf hält seine Lebensbedingungen für die einzig und ewig gültigen.

Alle teleologischen Auffassungen leiden an demselben Fehler; sie gehen, abgesehen von der stets subjektiven Begründung, von einer allzu kurzen Zeitspanne aus. Doch sind sie seit längster Zeit aus der Geschichtsschreibung verschwunden, so daß sie keiner Erörterung bedürfen. Begnügen wir uns mit der freilich nüchternen Thatsache, daß der Mensch da ist, und nehmen wir sie als ausreichenden Grund seiner Existenz. Dann haben wir nur das Leben zu begreifen, wie es war und ist, soweit es begreifbar ist. Von Zwecken kann nur insofern die Rede sein, als Menschen oder Völker sich selbst welche gesetzt haben. Diese Zwecke sind geschichtlich geworden und demnach veränderlich, sie sind wie alle anderen Erscheinungen ein Teil der Geschichte. Sie bringen keine Aufklärung über den allgemeinen Gang, sondern bedürfen vielmehr der Erklärung aus ihm.

Der Annahme eines regelmäßigen Verlaufes steht der Zufall im Weg. Es ist ein alter Satz: „Der Zufall regiert die Welt“, und auch Napoleon I. auf St. Helena soll sich zu ihm bekannt haben, freilich eine bequeme Zuflucht vor der Selbstverantwortung.

Man versteht unter Zufall ein Geschehen, das nicht notwendig in dieser Weise und zu dieser Zeit eintreten mußte, sondern anders ausfallen oder ganz unterbleiben konnte, oder bezeichnet als Zufall das räumliche und zeitliche Zusammentreffen zweier Thatsachen, von denen jede an sich ursächlich bedingt ist, die aber nicht notwendig miteinander verbunden sind.[1]) Die Rolle des Zufalls in der Geschichte ist eine große und sie hat den Leugnern eines vernünftigen Zusammenhanges in ihr starken Vorschub geleistet. Bekannt ist der Spott Pascals: Hätte Kleopatra eine andere Nase gehabt, dann wäre die Weltgeschichte eine andere geworden! Auch ernsthafte Betrachtung kann den Zufall nicht übersehen. Wie oft hat nicht ein plötzlicher Tod in den Gang der Ereignisse eingegriffen! Der Tod Karls des Kühnen vor Nancy gab im weiteren Verlauf die Veranlassung zu dem weltbeherrschenden Gegensatz zwischen Spanien-Habsburg und Frankreich. Das am meisten erwähnte Beispiel, der frühzeitige Fall Gustav Adolfs, ließ den Dreißigjährigen Krieg zu einem anderen Ergebnis kommen, als es vermutlich bei seinem Leben gewesen wäre. Hätten nicht die Pocken 1699 den bayerischen Prinzen und 1711 den Kaiser Joseph II. hingerafft, so wäre der spanische Erbfolgekrieg nicht nötig gewesen oder anders ausgefallen; ebenso führte der frühe Hingang des Söhnchens Karls VI. zu dem österreichischen Erbfolgekriege. In Deutschland erlosch das Recht der Fürsten, den neuen König anzuerkennen, nicht wie in Frankreich, weil das sächsische und das fränkische Haus rasch ausstarben, während in Frankreich die Kapetinger Jahrhunderte hintereinander regierten. Welchen Einfluß hätte es auf die deutschen Geschicke haben können, wenn nicht das verschiedene Thronfolgerecht 1837 Hannover von England getrennt hätte! Aus zwei zufällig losgegangenen

---

[1]) Wilhelm Windelband, Die Lehren vom Zufall; Moritz Cantor, Das Gesetz im Zufall; Gustav Rümelin, Ueber den Zufall, in Reden und Aufsätze, Dritte Folge.

Gewehren fielen die Schüsse, welche die Berliner Märzrevolution veranlaßten.

Große Schlachten, die Reiche stürzten, sind durch nicht vorher zu berechnende Umstände entschieden worden. Zufall ist es, wenn ein Reich in schwerer Zeit tüchtige oder unbrauchbare Regenten hat. Die Liebe Ludwigs des Frommen zur Judith stürzte das Frankenreich in Zwistigkeiten, die sich sonst hätten vermeiden lassen. Der Zufall erhielt Denkmäler der Vergangenheit und zerstörte andere, und wir müssen danach unser Urteil bilden; die Entdeckungen der neuesten Zeit haben der alten Geschichte eine ganz andere Gestalt gegeben. Zufälle führten zu epochemachenden Erfindungen oder verhinderten ihre rechtzeitige Ausnutzung. Zufall war es, daß die Floßknechte der Weser Papins Dampfer zerschlugen.

Es ist keine Notwendigkeit, daß eine Zeit große Männer hervorbringt, die nach ihrer Weise den Fortgang bestimmen. Die heroistische Auffassung in ihrer vollen Schärfe müßte demnach den Zufall als Herrn der Geschicke anerkennen. Rechnet man hinzu die Folgen, die jedes Ereignis im Laufe der späteren Jahrhunderte nach sich ziehen kann, so scheint die Macht des Zufalls in der That unbegrenzt zu sein. Am meisten tritt er ein bei der Reichsbildung und bei allen Handlungen, die aus dem Thun Einzelner hervorgehen, obgleich er darauf nicht beschränkt ist. Man braucht gar nicht auszuklügeln, wie anders viele Dinge geworden wären, wenn sehr mögliche Ereignisse den thatsächlichen Ausfall verhindert hätten, um zu verstehen, daß man die ganze Geschichte als ein Spiel des Zufalls erklärt hat.

Indessen liegt jeder Zufall in den Grenzen der Wahrscheinlichkeit, so daß er nicht so ungeheuerlich erscheint. Er spielt innerhalb des großen Zusammenhanges der Dinge, den er nicht aufhebt, dem er nur eine besondere Richtung giebt; er fügt nur eine neue Bedingung den bereits bestehenden hinzu und trägt zur Abtönung und Abstufung des Verlaufes bei. Die ins Rollen gekommene Lawine geht zu Thal und folgt der gegebenen Bahn; Zufall ist nur, ob sie auf ihrer Bahn Häuser und Menschen trifft.

Beim Zufall tritt das Verhältnis des Allgemeinen zum Besonderen ein; das erste ist ohne das andere nicht denkbar, aber nimmt es allmählich in sich auf. In der Geschichte

setzt sich das Allgemeine aus einer Menge von Bedingungen zusammen, deren Gesamtwirkung die der einzelnen nicht aufhebt, doch in Einklang bringt. Der Zufall ist eine Aeußerung der Vielfältigkeit der Ursachen. Sie stellen getrennte Reihen dar, deren Zusammentreffen an sich unvermeidlich, aber nicht für jeden einzelnen Fall ein gegebenes ist.

Oft ist der Zufall nur eine Auslösung, die vorhandene bisher gebundene Kräfte frei macht (S. 22). Auch das berühmte Glas Wasser und die Fenster von Trianon wären solche Auslösungen gewesen. Der oft auf die Geschichte angewandte Satz: „Kleine Ursachen, große Wirkungen" findet damit seine Erklärung. Immerhin, wie man ihn auch fassen will, der Zufall ist aus der Geschichte nicht weg zu streichen und keine Aussicht vorhanden, daß er jemals unter irgend welchen Entwickelungsformen aufhören wird. Man hat den Zufall als eine nur auf Unkenntnis der Ursachen begründete Annahme bezeichnet; selbst die gesteigertste Erkenntnis dürfte kaum die vollkommene Erklärung und damit Aufhebung der Zufälligkeiten in der Geschichte bringen. Nur ist ihre Bedeutung nicht überhoch anzuschlagen, denn sie liegen stets einbegriffen in dem vorhandenen Verlaufe und dessen Bedingungen und werden von ihm dem Ganzen wieder eingeordnet.

Kann eine regelmäßige Entwickelung durch den Zufall wohl gestört, aber nicht gänzlich aufgehoben werden, so scheint sie unmöglich zu sein, wenn die Einzelnen ihr Thun und Handeln nach eigenem Ermessen einrichten. Wir stoßen damit auf das Problem vom freien Willen, das die Philosophie von jeher beschäftigt hat. Lediglich so weit es die Geschichte berührt, soll es besprochen werden, und das mag in aller Kürze geschehen. Die Fragen nach der Erklärung des freien Willens als Wahlfreiheit, nach der sittlichen Freiheit können hier beiseite bleiben.

Mag auch theoretisch der freie Wille zu leugnen sein, praktisch kann man von ihm nicht absehen. Die geschichtliche Darstellung wird nicht anders, ob man ihn zugiebt oder bestreitet, denn es ist einmal unthunlich, in jedem Falle die Gründe der Abhängigkeit zu erörtern oder sie nachzuweisen, weil immer die gesamte Vorgeschichte des Ganzen und des Einzelnen aufgerollt werden müßte; andererseits ist es selbstverständlich, daß auch der freieste Wille sich nur auf einen

Gegenstand richten kann, der durch andere Verhältnisse gegeben ist, er also schon insofern nicht vollkommen frei ist. Stets sind mehrere Möglichkeiten zur Ausführung vorhanden, und der größte Scharfsinn ist kaum im stande, das Maß von Zwang oder Freiheit bei der erfolgten darzuthun.

Außerdem wird die Deutung von vergangenen Handlungen erschwert durch unsere lückenhafte Kenntnis der Dinge und der Personen. Selbst für uns Lebende ist es unmöglich, alle die feinsten Federn, deren Zusammenschluß unsere einzelne Handlung bewirkt, zu fassen, schon deswegen, weil sie teilweise mit Vorbedingungen zusammenhängen, deren wir uns nicht bewußt sind. Noch weniger vermögen wir, unsere Handlungen früherer Zeiten genau in ihre Gründe zu zerlegen, denn der verflossene Augenblick läßt sich nicht wieder rein herstellen, da sich stets der gegenwärtige hineinschiebt. Jeder Augenblick ist ein einzigartiger. Die Erfahrung lehrt, daß selbst größte Männer hinterher nicht mehr genau wußten, warum sie einst gerade zu der getroffenen Entscheidung gegriffen hatten, und sich über deren Ursprung täuschten. Auch die psychologische Erwägung des Charakters eines Mannes giebt keine größere Sicherheit. Wird behauptet, man könne eine geschichtliche Persönlichkeit so genau erfassen, daß sich berechnen ließe, wie oder warum sie in jedem Falle handeln würde oder gehandelt hätte, so heißt das im Grunde, deren freien Willen leugnen. Es bleibt demnach nichts übrig, als aus allen bekannten Umständen so gut wie eben möglich die wahrscheinlichen Gründe der Einzelthat auszurechnen und sich dabei den Mann als frei handelnd zu denken.

Für die Geschichtsschreibung ist die Frage nach dem freien Willen des Einzelnen in seinen Handlungen unwesentlich;[1]) ja, man kann den freien Willen geradezu als Postulat hinstellen. Das Individuum ist nicht gezwungen, überhaupt zu handeln, und in dem Entschluß dazu liegt schon etwas, das als freier Wille anzuerkennen ist, wenn man nicht in die leere Weite schweifen will.

Daran ist allerdings festzuhalten, daß der Gegenstand der Handlung durch die Verhältnisse bestimmt ist, und daß jeder

---

[1]) Ottokar Lorenz, Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben I, 71, Anm. 1.

Grenzen gesetzt sind. Alles, was geschichtlich geschaffen wird, muß seine bestimmte Veranlassung haben. Das Individuum sitzt in einem Fesselballon, den es nur innerhalb der Leine auf und nieder gehen lassen kann. Daher bleibt die Möglichkeit bestehen, daß in der Geschichte eine Regel, eine nicht willkürliche Abfolge, von der auch die Einzelnen sich nicht ausschließen können, vorhanden sei, daß also ein kausaler Zusammenhang in ihr obwalte.

In der That wird die Gültigkeit des Kausalitätsprinzips in der Geschichte schon seit längster Zeit behauptet und soeben hat sie ein deutscher Gelehrter wiederum mit aller Entschiedenheit verfochten. Karl Lamprecht sagt in seiner letzten Schrift[1]): „Die kulturhistorische Methode — operiert mit einer bestimmten Voraussetzung, nämlich mit der Annahme, daß alles, was sich im Lauf der Geschichte ereignet, unter sich in einem ununterbrochenen Zusammenhang von Ursache und Wirkung steht. Sie steht also und fällt mit der Annahme einer absoluten Kausalität auch auf geistigem Gebiete. — — Denn daran kann kein Zweifel obwalten: eine Wissenschaft, die wirklich Ernst macht mit ihren Aufgaben, ist heutzutage ohne Durchführung des kausalen Gedankens nicht mehr denkbar."

In aller Kürze besagt das Kausalitätsprinzip: „Alles Geschehene ist verursacht", so daß der Zufall als Ursache ausgeschlossen ist. In den Naturwissenschaften, die es im weiten Maßstabe anwenden, werden nähere Bestimmungen angeknüpft. Die Ursache geht der Wirkung voran, hängt aber zeitlich so eng mit ihr zusammen, daß beide sogar als gleichzeitig erklärt worden sind. Aus der Ursache muß die Wirkung unmittelbar und vollständig hervorgehen und eine regelmäßige, eine notwendige sein; wie eine Spezialisierung des Prinzipes besagt: „Gleiche Ursachen haben unter gleichen Verhältnissen gleiche Wirkungen."[2])

Wenn das Prinzip für die Natur richtig ist, so muß es auch im menschlichen Leben, als einem Teile der Natur, zu-

---

[1]) Die kulturhistorische Methode S. 33 f.

[2]) Christoph Sigwart, Logik (Zweite Auflage) II, 159 f.: „Wir müssen bereitwillig zugestehen, daß wenn gleiche Dinge in derselben Weise mit gleichen Dingen zusammenkommen oder zusammengebracht werden, nun auch der gleiche Effekt sich wiederholt." Wundt, Logik I, 583 ff.

treffen. Aber in der Geschichte ist es mit Ursache und Wirkung so beschaffen, daß wir beide niemals als ein einzelnes Ereignis oder einen einfachen Vorgang fassen können. In der Chemie treten immer genau dieselben Verbindungen ein, weil die Stoffe genau dieselben sind; in der Geschichte ist das niemals der Fall. Daher läßt sich die Kausalität wohl zugeben, doch nie in klarer Form nachweisen. Wird ein Mensch erschossen, so ist die alleinige kausale Ursache das Eindringen der Kugel in einen edeln Teil; auf die Ursache, die zum Abfeuern des Gewehres führte, ist daraus nicht zu schließen. Ein Krieg hat stets bestimmte kausale Folgen, aber die Entscheidung wird durch besondere Verhältnisse veranlaßt. Da jeder historische Vorgang durch Menschen geschieht und es keine vollkommen gleichen Menschen giebt, sind auch vollkommen gleiche Ursachen, gleiche Verhältnisse nie vorhanden. Es giebt auch keine vollkommen gleichen Ereignisse, daher keine gleichen Wirkungen, so daß nie die Notwendigkeit zwingend herzustellen ist.

Es steht mit der Kausalität wie mit der natürlichen Auslese;[1] in die mechanischen Naturverhältnisse drängt sich der Mensch ein und versetzt durch seine Beschaffenheit den Naturvorgang mit so vielen anderen Bedingungen, daß sich aus beiden Prinzipen für die Geschichte nichts gewinnen läßt. Das was uns in ihr vor allem interessiert, die menschliche Handlung, wird durch die Kausalität nicht erklärt.

Jeder historische Vorgang hat nicht eine Ursache, sondern mehrere, und es ist nicht zulässig, die Ursache als die Summe der Bedingungen zu erklären, aus denen eine Wirkung hervorgeht.[2] Will man aus ihrer Zahl nur die „nächstliegende" herausgreifen, so entsteht der Streit, welche das sei. Ist zum Beispiel bei der Entstehung des Lehnswesens die Naturalwirtschaft oder der Genossenschaftstrieb oder die besondere Lage im Frankenreiche oder die Berechnung Karl Martells als nächstliegende zu bezeichnen, oder bei der Reformation das Auftreten Luthers oder der allgemeine religiöse Drang oder die durch den Humanismus erzeugte wissenschaftliche Richtung oder der durch die päpstliche Finanzwirtschaft er-

---

[1]) Oben S. 20 ff.
[2]) Wundt I, 597.

zeugte Unwille oder der deutsche Haß gegen die Welschen oder der Wunsch nach Aenderung der Reichsverfassung und der sozialen Zustände? Wahrscheinlich würde man immer nach den ausführenden Personen als den nächstliegenden Ursachen greifen und so die Entwickelung auf Individuen zurückführen. Aber Personen und allgemeine Vorgänge lassen sich in Bezug auf Kausalität nicht scheiden, weil die handelnden Personen wenigstens zum Teil durch die Zeitverhältnisse bestimmt sind.

Das Kausalitätsprinzip giebt demnach keine unmittelbare Handhabe, die geschichtliche Entwickelung im einzelnen zu erkennen und auszulegen. Es lehrt uns nur die Aufeinanderfolge der Dinge, die als selbstverständlich gelten kann; es prägt den Satz ein, daß jeder historische Vorgang seine Ursachen hat und sie demnach zu suchen sind, den kein Historiker bestreiten wird. Es ruft uns ferner ins Bewußtsein, daß alles Geschichtliche zusammenhängt, daß also die Entwickelung eine ununterbrochene ist, aber ihre Weise vermögen wir mit seiner Hilfe nicht festzustellen, keine Gesetze der Entwickelung zu entdecken. Für die Forschung stellt das Kausalitätsprinzip nur eine Regel auf, über deren Ausführung es nichts enthält. Die Kausalität der Vorgänge ist erst durch das Denken herzustellen.

Aus der Kausalität folgert indessen Lamprecht seine Einteilung der Geschichte in Perioden.

Allgemein bekannt und im Schwange sind die Bezeichnungen: Altertum, Mittelalter, Neuzeit. Ihre Zweckmäßigkeit ist lebhaft bekämpft worden,[1]) und mit Recht, wenn aus ihr irgend welche tiefergreifenden Schlüsse gezogen werden sollten, denn die gröbsten Aeußerlichkeiten liegen ihr zu Grunde. Die drei Benennungen sind weiter nichts als bequeme Hilfsmittel, gewisse Zeiträume kurz anzugeben, und nur insofern zulässig, wie man bei einem Flusse von Ober-, Mittel- und Unterlauf spricht, ohne daß dadurch die Gegenden, die er durchzieht, gekennzeichnet werden. Sie sind abgeleitet aus der europäischen Geschichte, doch keineswegs gültig für die allgemeine.

Lamprecht hat eine neue Gliederung des geschichtlichen Stoffes in Kulturzeitalter vorgenommen, von der er sich für

---

[1]) O. Lorenz, Die Geschichtswissenschaft I, 249 ff.

die Wissenschaft den größten Gewinn verspricht. „Die Kulturzeitalter", sagt er, „erfüllen zum erstenmal die Forderung einer wahrhaft wissenschaftlichen Gruppierung und denkhaften Durchdringung der Welt der geschichtlichen Thatsachen."[1])

Diese Kulturzeitalter sind folgende: Animismus, Symbolismus, Typismus, Konventionalismus, Individualismus und Subjektivismus. Ihre Eigenart geht durch alle Lebensbethätigungen hindurch, namentlich in der Wirtschaft entspricht dem Animismus die kollektiv-occupatorische, dem Symbolismus die occupatorische Wirtschaft, dem Typus und dem Konventionalismus das Zeitalter der Naturalwirtschaft, „die eingeleitet wird durch die Periode der markgenössischen Kultur, der dann die Periode der grundherrlichen folgt"; dem Individualismus und Subjektivismus entspricht das Zeitalter der Geldwirtschaft, „die anfangs eine Zeit genossenschaftlicher Bewältigung des Handels und der Industrie aufweist, bevor die individuelle einsetzt".[2])

Jedes dieser Kulturzeitalter ist nach Lamprecht beherrscht von einem „Diapason, einem seelischen Gesamtzustand, der alle seelischen Erscheinungen einer Zeit und damit alles geschichtliche Geschehen derselben durchdringt". Es gebe „eine Anzahl Zeitalter wechselnden psychischen Diapasons", deren Abfolge keine willkürliche sei. Vielmehr allenthalben in der gesamten Geschichte treffe man eine ganz bestimmte und sich gleich bleibende Ordnung. „Das Prinzip dieser Ordnung aber ist das, daß sich die seelische Gesamtentwickelung von anfänglich stärkster Gleichheit aller Individuen einer menschlichen Gemeinschaft (seelischer Gebundenheit) vermöge immer gesteigerter seelischer Thätigkeit zu immer größerer Differenzierung dieser Individuen (seelische Freiheit) vollzieht. Im Verlaufe dieses Prozesses treten dann in bestimmter Reihenfolge eine große Anzahl bestimmter seelischer Erscheinungen nacheinander ein, durch die es möglich wird, die Kulturzeit-

---

[1]) A. a. O. 29.

[2]) Lamprecht begründete seine Lehre namentlich in dem Aufsatz: „Was ist Kulturgeschichte? Beitrag zu einer empirischen Historik", in der Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Neue Folge, Erster Jahrgang 1896/97 S. 75 ff.; die Aufzählung der Kulturzeitalter dort S. 129—131. In seiner neuesten Schrift „Die kulturhistorische Methode" hat er diese Kulturzeitalter nicht einzeln aufgeführt.

alter begrifflich voneinander abzugrenzen und in sich zu definieren." [1])

Lamprecht hat, wie er selbst angiebt, seine Gedanken zunächst der deutschen Geschichte entnommen. Vergleicht man seine Einteilung mit der althergebrachten, so ist äußerlich wenig Unterschied. Die symbolische Zeit erfährt Veränderung durch die Völkerwanderung, der Beginn des Typismus fällt in das neunte Jahrhundert, also in die Zeit, in der die Deutschen sich aus dem fränkischen Gesamtverbande absonderten, und reicht bis ins dreizehnte Jahrhundert, in dem das deutsche Kaisertum verfiel; der Konventionalismus erstreckt sich von dort bis zum Humanismus und zur Reformation. Die Zeit nach ihr (Individualismus und Subjektivismus) wird auch sonst häufig in zwei Teile, in neue und neueste Zeit, zerlegt.

In derselben Weise gliederte man bisher die deutsche Geschichte nach rein politischen Ereignissen. Die Abschnitte sind also die gleichen, nur ihr Inhalt wird anders ausgelegt.

Jeder Forscher hat das Recht, den Stoff nach Ermessen einzuteilen und seine eigenen Richtstäbe zu setzen. Nur ist ungewiß, ob dabei auch für die Wissenschaft ein Gewinn abfällt. Denn jeder festen Periodisierung steht im Wege, daß die Geschichte in immerwährendem Zusammenhang ist. Bei jenen drei großen Gruppen, Altertum, Mittelalter und Neuzeit, hilft einigermaßen die Länge der Zeiträume über die Schwierigkeit; im übrigen ist bekanntlich Streit, wann das Mittelalter, wann die Neuzeit beginnen soll. Sobald kleinere Abschnitte abgegrenzt werden, wachsen die Bedenken. Legt man politische Ereignisse zu Grunde, so sind wenigstens für die einzelnen Staaten bestimmte Grenzpunkte zu finden; anders bei den sich ununterbrochen abwandelnden geistigen Strömungen. Es scheint ganz unmöglich, in sie Scheidewände einzuziehen, wenn nicht auch einzelne Ereignisse, wie etwa die Erfindung der Buchdruckerkunst, als Notbehelf dienen. Sonst ist eine Periodentrennung eher geeignet, Irrtümer zu verbreiten, als Erkenntnis zu schaffen, weil sie das Bild des historischen Lebens zerreißt.

Jede Zeit bietet Rechenexempel dar, indem sie zu dem

---

[1]) Die kulturhistorische Methode S. 26, 27, 28.

Ueberlieferten ihr Eigenes addiert. Weder das eine noch das andere hat über den Augenblick hinaus einen festen Wert; die Summe ändert sich beständig und nie lassen sich Perioden ihrem Gehalt nach ziffernmäßig und statistisch nebeneinander stellen.

Richtig ist, daß jede Zeit ihren eigenen Charakter hat, der einen Teil ihres Milieu ausmacht. Das ist nicht wunderbar, weil die Lebenden dem Einfluß derselben Atmosphäre unterworfen sind. Natürlich haben nicht alle die gleichen Anschauungen über die sie umgebenden Dinge, aber ihre Gedanken laufen in Liebe oder Haß, in Zustimmung oder Ablehnung vielfach auf dieselben Punkte hin. Der allgemeine Bildungs- und Kenntnisstand beherrscht sowohl höhere Kreise, die an ihm teilhaben, wie er auch auf die unteren seinen Schimmer fallen läßt. Die geistigen Thätigkeiten zeigen Neigungen und Formen, die sich in allen oder den meisten Schöpfungen wiederfinden. Die naturwissenschaftliche Richtung des neunzehnten Jahrhunderts übte auf das gesamte geistige Leben und auch auf die Geschichtsphilosophie, auf das künstlerische Schaffen den größten Einfluß, wie schon im fünfzehnten Jahrhundert die erwachte Weltlust dem Schrifttum und der Kunst gleichmäßig einen naturalistischen Zug verlieh. Der Stil in der Litteratur und namentlich in der Kunst prägt sich so fest aus, daß der Kenner danach genau bestimmen kann, welcher Zeit ein Werk angehört. Die einen Künste werden jedoch vernachlässigt, andere bevorzugt, so daß eine Zeit, die in der einen Großes leistet, nicht in allen Tüchtiges schaffen muß. Als der Ulmer Dom sich erhob, war die deutsche Geschichtsschreibung auf ihrem tiefsten Stande, während im achtzehnten Jahrhundert dem Glanz der Litteratur die bildende Kunst nicht gleichkam. Die geistigen Thätigkeiten haben jede ihre eigene Leiter, deren Sprossen nicht den anderen parallel zu sein brauchen. Vollends trifft nicht immer politische Glückslage mit geistiger Regsamkeit zusammen.

Diese stets nur bedingte Gleichmäßigkeit einer Zeit bezeichnen manche Gelehrten als „typisch", und die Aufstellung von „Typen" soll die allgemeine Erkenntnis fördern. Wie jedes Volk eine „typische" Entwickelung habe, seien auch jedem Kulturzeitalter Typen eigen.

In der That finden sich zeitweilig Stände und Klassen,

die etwas Typisches an sich tragen. Das Mittelalter hatte seine Mönche, seine Ritter, seine fahrenden Schüler, seine Handwerker, das achtzehnte Jahrhundert den Spießbürger und den Edelmann, auch der „Professor" stammt aus ihm. Heute werden der junge Offizier, der Assessor, der großstädtische Arbeiter als Zeitfiguren hingestellt. Humor und Satire sind für derartige Erscheinungen immer am feinfühligsten, natürlich übertreiben sie gern.

Solche Typen würden der Geschichte denselben Dienst leisten, wie in der Geologie die Leitfossilien zur Bestimmung des Alters der Schichten. Aber diese geschichtlichen Typen sind so wenig fest, wie die der Rassen oder der einzelnen Völker. Sie reichen vor allem nicht aus, um Zeiten so scharf zu charakterisieren, daß man periodische Abgrenzungen auf sie aufbauen könnte. Einmal stimmen sie in sich nicht vollkommen überein, dann erstrecken sie sich teils über sehr kurze Zeiträume, wie zum Beispiel die Agitatoren, die jede erregte Zeit hervorbringt, die Prädikanten der Reformationszeit, die „Wühler" von 1848, die unzweifelhaft typisch waren, teils dauern sie über lange Zeitschichten, wie der zünftlerische Handwerkmann. Die Typen helfen ausgezeichnet, eine Zeit anschaulich zu beschreiben, aber chronologischen Schlüssen geben sie nicht genügenden Halt; sie bezeichnen allenfalls einen Höhepunkt, aber nicht das Auf- und Absteigen.

Ebensogut könnten die Zeiten nach den führenden großen Männern gegliedert, diese als deren typischer Gesamtausdruck dargestellt werden. Aber wie wenigen Menschen ist beschieden, alle Lebensthätigkeiten in ihrer feinsten Zuspitzung zu fassen, und jeder trägt zu ihnen noch seine Person bei. So wenig wie Völker lassen sich Zeiten nach einzelnen Persönlichkeiten bemessen.

Seine Kulturzeitalter begründet Lamprecht mit der Ansicht, in ihnen sei das seelische Leben jeweils ein anderes gewesen und habe sich stufenweise entwickelt. Die größte Wandlung bestehe darin, daß dem „mittelalterlich gebundenen" Seelenleben ein „neuzeitlich freieres" folgte und damit der Uebergang zum Individualismus geschah.

Daß in einer Zeit wie die unsere, welche die politische Gleichberechtigung und die Glaubensfreiheit erstrebt, die in der Ausbildung des Einzelnen und seiner Eigenart von der

Kunst und Wissenschaft an bis zur Erziehung für den militärischen Dienst die beste Quelle tüchtiger Leistungen erblickt, das Individuum auch in seiner geschichtlichen Bedeutung Schätzung fand, war natürlich. Ferner lag die Beobachtung nahe, daß die geistigen Schöpfungen des Mittelalters gleichförmiger aussehen als die der Neuzeit, in der das Streben nach eigenartigen und selbständigen Hervorbringungen erheblich stärker und verbreiteter ist. Damit schien bestätigt zu sein, daß etwa seit dem fünfzehnten Jahrhundert die Einzelpersonen für sich größere Freiheit im Handeln und Denken in Anspruch nahmen und unbedenklicher als früher der Ueberlieferung und dem allgemeinen Brauch ihr Sondertum entgegenstellten.

Jakob Burckhardt hat zuerst in umfassender Weise diese Gedanken geschichtlich durchgeführt. Italien ist ihm die klassische Heimat des Individualismus. Dort erwachte zuerst eine objektive Betrachtung und Behandlung des Staates und der sämtlichen Dinge dieser Welt überhaupt. Daneben erhob sich mit voller Macht das Subjektive, der Mensch wurde geistiges Individuum und erkannte sich als solches.

Den ersten Grund gab die politische Zersetzung, der Italien anheimfiel; schon Ende des dreizehnten Jahrhunderts fing das Land an, von Persönlichkeiten zu wimmeln. Kein Mensch scheute sich, anders zu sein und zu scheinen als die anderen. Zunächst entwickelte die Gewaltherrschaft die Individualität der Tyrannen. Sie drängten die Beherrschten in das Privatleben zurück und machten es dadurch stärker und vielseitiger. Dann begünstigten die städtische Freiheit und die Kirche das Aufkommen individueller Denkweisen; der Kampf der republikanischen Parteien förderte die individuelle Charakterbildung. Erst Tyrannis, dann Demokratie schufen eine Gleichheit aller Stände, die im übrigen Europa nicht vorhanden war. So entstand der italische „Uomo universale“. Die neue Zeit unterscheidet sich von der früheren flachen Allwisserei durch die Schöpfungen von Neuem und Vollendetem. Die Persönlichkeit kam zu Ehren; der moderne Ruhm, der moderne Spott und Witz sind in Italien entstanden. Neben der Kirche kam ein neues geistiges Medium auf, das sich in allen Geistesgebieten glänzend hervorthat. Die Renaissance entdeckte den Menschen, aber dieser entwickelte Indi-

vidualismus „hat gegenüber von allem Objektiven, von Schranken und Gesetzen jeder Art das Gefühl eigener Souveränetät und entschließt sich in jedem einzelnen Fall selbständig, je nachdem in seinem Innern Ehrgefühl und Vorteil, kluge Erwägung und Leidenschaft, Entsagung und Rachsucht sich vertragen". „Vermittelst der italienischen Kultur kam diese individuelle Entwickelung auch über alle anderen Völker des Abendlandes und ist seitdem das höhere Medium, in welchem dieselben leben. Sie ist an sich weder gut noch böse, noch notwendig; innerhalb derselben entwickelt sich ein modernes Gutes und Böses, eine sittliche Zurechnung, welche von der des Mittelalters wesentlich verschieden ist."[1])

In dieser prachtvollen Schilderung, deren Reiz unwiderstehlich ergreift, paaren sich geschichtliche Forschung mit individueller Weltanschauung, kritische Erkenntnis mit poetischer Fassung, Einzelgeschichtliches mit Allgemeinem. Burckhardt schildert den Hergang als einen italischen, den die Naturanlage des Volkes hervorrief, der erst seit dem fünfzehnten Jahrhundert seine Wirkung allmählich nach dem übrigen Europa ausdehnte.

Gewiß hat Burckhardt recht: seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts begann in Europa ein gewaltiger Aufschwung. Er sprengte dort auch die alten geistigen Fesseln der kirchlichen Autorität und brachte als bleibenden Gewinn die Forschung aus den Quellen, die Frage nach dem Grunde, aber er vollzog sich nach den ersten Wallungen in den übrigen Ländern anders als in Italien, weil die Verhältnisse, namentlich die politischen, und die Menschen anders waren. Aber erst Burckhardts Nachfolger haben aus dem Uebergang von der Gebundenheit zum Individualismus ein allgemeines historisches Prinzip, ein Gesetz gemacht. Gegenwärtig hat sich diese Auffassung in der wissenschaftlichen Litteratur fest eingebürgert.

„Seelischer Zustand", wie Lamprecht sagt, ist ein sehr unbestimmter Begriff, der wohl die gesamte psychische Anlage des Menschen bedeuten soll. Die der Griechen und Römer war von der unserigen nicht verschieden, behauptet doch Galton, sie habe sogar höher gestanden. Daß sie sich bei den Deut-

[1]) Die Kultur der Renaissance in Italien (ich konnte nur die dritte Auflage, besorgt von Ludwig Geiger, benutzen); vgl. dort I, 161 ff., 171 ff., 219 ff., II, 24 ff., 226 f.

schen in der kurzen historischen Zeit geändert haben sollte, ist wenig wahrscheinlich. So manche von ihnen, wie ein Stilicho, kamen nicht nur als Krieger, sondern auch als Staatsmänner schon bei den Römern zu höchsten Ehren. Die Befähigung zum Empfinden und Denken an sich ist gleich geblieben, nur die Vorstellungen, aus denen die seelische Thätigkeit floß, und ihre Gegenstände änderten sich. Andere Ideale schwebten den Zeiten vor, die sie jedoch in derselben psychischen Weise zu erreichen suchten, wie wir die unseren. Nur das Wissen hat sich erweitert, das Urteil an Schärfe und Klarheit gewonnen; während im Mittelalter das Wissen seine Jünger überwältigte, lernten sie in der neueren Zeit, dessen Herren zu werden. Doch die Allgemeinheit, die Masse, hat bei dem Umschwunge nicht gleichen Schritt gehalten. In manchen Beziehungen herrscht noch die frühere Beschränktheit, leben noch die alten Vorstellungen ungeschwächt weiter. Der Aberglauben hat keineswegs seine Macht verloren, und diejenigen, welche in der letzten Zeit den Konitzer Mord als rituelles Blutopfer ansahen, haben die judenschlachtenden Kreuzfahrer kaum wesentlich überholt. Noch heute leben Millionen Deutsche in einer kirchlichen Gebundenheit, die um nichts lockerer ist, als sie vor Jahrhunderten war.

Es ist nicht so lange her, daß die Romantik als Kennzeichen des Mittelalters das freie Walten der Persönlichkeit ansah, die gemildert und zur Unterordnung unter allgemeine Mächte erzogen worden sei. Jetzt soll das Gegenteil wahr sein; wenigstens sei nach Ueberwindung des „Typismus" ein Geistesleben höchst eigener konventioneller Art entstanden. Lange zurückliegende Zeiten, die wir gleichsam aus der Vogelperspektive sehen, erscheinen leicht gleichförmig, ihre Persönlichkeiten von einem Schnitt. Erst nähere Prüfung läßt erkennen, daß damals die Charaktere nicht weniger mannigfaltig waren wie jetzt. Gregor von Tours führt uns Männer und Frauen vor, die an „Ungebundenheit" den Renaissancemenschen, die man jetzt mit dem Modewort „Uebermenschen" zu bezeichnen liebt, nicht nachstanden. Die Schwärmer um Otto III., die die Welt abschüttelten, waren in anderer Art eigenen Schlages. Man denke nur an unsere alten Kaiser; welche Abwechslung des „Seelenzustandes" zwischen einem Otto I. und III., Heinrich IV. und V., Lothar, Friedrich I. und II.!

Die mittelalterliche Wissenschaft geriet in ein festes Geleis, aber sie hatte ihre selbständigen Denker. Anselm, Abälard, Bernhard von Clairvaux, Thomas von Aquino sind in ihrer Art ebenso grundverschiedene Ausgestalter derselben Gedankenverbindung wie neuere Philosophen. Wer Reuters Geschichte der Aufklärung liest, stößt auf so manchen kühnen und überkühnen Geist, der beweist, daß die von uns dem Scholastizismus als allgemein zugeschriebene Uniform nur die des siegreichen Heeres ist. Das Mittelalter besaß ebenfalls Freidenker und die Ketzer, die sich schon vom zwölften Jahrhundert ab regten, waren nicht in ihrer Ueberzeugung „gebunden". Wie Freiheit, kennt jede Zeit Zwang. Die Wissenschaft gebraucht stets ihre „konventionell" werdende Ausdrucksweise, weil sie deren zur Verständigung bedarf; immer wieder kommen Systeme und Richtungen in die Höhe, die eine Zeit lang gebieten. Wie lange hat die Waitzsche Schule in ihrer Einseitigkeit die deutsche Geschichtsschreibung beherrscht! Zu allen Zeiten ist eine Sitte zur „Etikette" ausgebildet worden, die nicht überschritten werden darf; die Höfe haben ihr unverletzliches Zeremoniell. Gebundenheit in irgend welcher Gestalt fehlt niemals.

Selbst wenn man den Geistesstand bis zur Reformation als gebunden anerkennen wollte, in dem staatlichen Leben herrschte der stärkste Einzeltrieb. Alles strebte nach Selbständigkeit; der Fürst, die Ritter, die Städte, in ihnen wieder die Zünfte entzogen sich nach Möglichkeit jeder Unterordnung. Das Mittelalter hätte einen Januskopf haben müssen mit einem starren und mit einem beweglichen Gesicht.

Auch die Wirtschaft läßt sich nicht in feste Perioden einzwängen. Ihre Umwandelung hielt nicht den Schritt inne, den ihr die Kulturzeitalter hätten vorschreiben müssen. Die Naturalwirtschaft, die ohnehin in dem fränkischen Reiche keine reine war, weil Geld oder bares Metall daneben im Gebrauch standen, trat lange vor der individuellen Zeit in den Hintergrund, blieb jedoch nachher in mancher Beziehung bestehen und dauert sogar heute noch in ländlichen Verhältnissen fort, zum Beispiel in der Entlohnung der Arbeiter. Die Deutsche Reichsverfassung machte den Uebergang zur Geldwirtschaft nicht mit; sie büßte die Naturalwirtschaft schon im dreizehnten Jahrhundert ein, ohne an der anderen einen Ersatz zu bekommen.

Die Anhaltspunkte genügen nicht, um Perioden stückweise aus dem Ganzen herauszuschneiden. Die Geschichte steigt aufwärts, doch nicht in einzelnen, über zählbare Treppen zu erreichenden Stockwerken.

Einen kausalen Beweis erblickt Lamprecht in der regelmäßigen Abfolge: niemals seien auf die Zeiten freieren Seelenlebens die der Gebundenheit gefolgt, sondern umgekehrt. Die Behauptung dürfte kaum zutreffen. Das anfängliche Christentum wird gepriesen ob seines Individualismus, und ihm folgte die gebundene Zeit des Mittelalters. Die christliche Philosophie des elften Jahrhunderts arbeitete freier mit Gedanken, als die im dreizehnten Jahrhundert, welche die Dinge in Begriffe einschnürte. In der Zeit nach der Reformation bis in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts ließ der erste machtvolle freie Zug erheblich nach; der deutsche Protestantismus wurde fast eine freilich schwächere Wiederholung der überwundenen katholischen Grundsätze.

Auch politisch trifft Lamprechts Satz nicht zu. Die individualistische Auflösung des Mittelalters beendete der Absolutismus, die französische Revolution das Cäsarentum Napoleons. Jeder Revolution folgt die Reaktion, die neu erstandene Beharrung, die das Einzelwesen wieder allgemeinen Bedingungen unterwerfen will.

Noch weniger läßt sich der Satz beweisen: genau so wie die Kulturzeitalter besagten, sei überall die Geschichte gegangen und müsse demnach gemäß dem „absoluten" Kausalitätsgesetz stets denselben Weg einschlagen.

Für die Naturwissenschaften ist die Analogie von größter Wichtigkeit, weil sie bei ihnen festen Boden unter sich hat. Anders liegt die Sache in der Geschichte; dieselben Gründe, welche das Kausalitätsprinzip als unfruchtbar erweisen, sprechen gegen die Analogie. Es ließe sich sogar behaupten, die Analogien zeigten uns, wie verschieden stets die Verhältnisse liegen. Ich greife nur die am häufigsten angezogene heraus, die der Tyrannis in den griechischen und den italischen Städten.

Die ersteren entstanden zu Anfang einer Kulturentwickelung als örtliche Genossenschaften in einem kleinen gesonderten Lande, die anderen wurden mächtig durch den Zerfall einer einheitlichen oberherrlichen Gewalt, des Kaisertums, und standen inmitten einer großen Kulturwelt, die sie nicht erst zu

schaffen brauchten. In Griechenland folgte der Tyrannis die Freiheit, in Italien umgekehrt, denn in mehreren Städten, Mailand, Verona, später Florenz entpuppte sich aus der Signorie ein festes Fürstentum. In den deutschen Reichsstädten, wo vielleicht auch Gelegenheit gewesen wäre, kam keine Alleinherrschaft auf. Bekannt ist, wie außerordentlich die Sittenzustände in Rom zur Zeit des heiligen Hieronymus und in Frankreich unter Ludwig XIV. sich gleichen. Das weströmische Reich ging bald danach unter, Frankreich bestand weiter und machte sehr entgegengesetzte Verhältnisse durch. Rechnet man die antike Entwickelung als abgeschlossen mit dem Sturz des weströmischen Imperiums, wie soll die Weiterwirkung der römischen Zustände kulturzeitalterlich untergebracht werden? Im entgegengesetzten Falle, wie sind dann die mittelalterlichen Verhältnisse in das Schema zu bringen?

Zu demselben verneinenden Ergebnis würde jede geschichtliche Analogie führen. Es läßt sich nicht leugnen, daß in der Geschichte viele Aehnlichkeiten aufstoßen, weil der Bedürfnisse und Ideen nicht allzuviele sind und sie sich darum wiederholen, nur reichen die scheinbaren Parallelen nicht aus, um daraus Schlüsse zu ziehen, so lehrreich auch der Hinweis auf sie und der Vergleich sein mag. Auch die Kontrastbewegung erklärt gleichförmige Erscheinungen und Entwickelungsreihen, weil sie meist die entgegengesetzte Seite hervorkehrt. Niemals kann in der Geschichte Gleiches entstehen, und so folgten auch die Kulturzeitalter nicht überall gleichmäßig in derselben Reihe.

Daß die europäischen Völker allerdings so ziemlich dieselbe geistige Entwickelung durchgemacht haben wie die Deutschen, ist leicht erklärlich, weil sie allenthalben auf das römisch-germanische Christentum zurückgeht. Rußland, wo die Grundbedingungen andere waren, ist erst spät in den allgemeinen Strom eingelenkt. Einige Aehnlichkeit mit dem mittelalterlich-neuzeitlichen Kulturgang bietet auch der Griechenlands, weniger der Roms; beide sind in sich recht verschieden. Ein ganzer Teil der übrigen Welt scheint vorläufig noch, wenn nicht gar im Animismus, im Typismus zu stecken. China ist aus dem Konventionalismus nicht herausgekommen, obgleich es eine mindestens fünfmal so lange Zeit als die germanisch-romanischen Völker gehabt hätte, zum Individualismus zu gelangen.

Byzanz erreichte gleichfalls nie dieses Entwickelungsziel. Dabei war das byzantinische Wesen aus der „subjektivistischen" Schlußperiode des Römertums hervorgegangen, es wäre also um mehrere Kulturzeitalter zurückgesunken. Der Islam enthielt im neunten und zehnten Jahrhundert ein reiches und bewegtes religiöses Leben von individualistischer Prägung; gleichwohl endete er in schärfster Gebundenheit und machte also auch den umgekehrten Gang.

Die germanische Naturalwirtschaft in Italien, Spanien und Frankreich folgte auf die Finanzwirtschaft der Römer. Das mag freilich der Einbruch der Germanen erklären, aber das römische Reich selber ging seit dem vierten Jahrhundert durch die Einführung der großen Lieferungen an Lebensmitteln und Ausrüstungsstücken auf eine Art naturalwirtschaftlichen Betriebes hinaus. Deutschland kam im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert auf den Landbau als wichtigste Nahrungsquelle zurück, wie es vor dem vierzehnten Jahrhundert gewesen war.

Die menschliche Entwickelung kann unmöglich schon abgeschlossen sein. Sollte mit dem gegenwärtigen Subjektivismus der Verlauf für alle Ewigkeit festgestellt und mit dem Fin de siècle auch Fin du monde gekommen sein? Oder wird wieder von vorn angefangen?

Es dürfte demnach nicht zulässig sein, den Individualismus als einen besonderen, erst mit der Zeit und unter bestimmten Verhältnissen eintretenden Entwickelungszustand zu erklären. Nur so viel ist richtig, daß die Vermehrung des Wissensstoffes, die gesteigerte Geistesübung das Denken zu vertiefen pflegt, daß alsdann der Einzelne die gewonnene Kraft mehr zu fühlen und selbständiger zu gebrauchen beginnt. Das ist etwas Selbstverständliches und liegt schon ausgesprochen in dem uralten Vergleich der Geschichte mit den Menschenaltern, dem Wachstum des Knaben zum Jüngling und reifen Mann.

Anders liegt die Sache, wenn man den Individualismus als eine durchgehende Erscheinung überhaupt betrachtet. Eine solche Anschauung hat Kurt Breysig eingehend entwickelt. Er geht aus von dem Verhältnis zwischen Individuen und Gemeinschaft. Der Einzelne ist entweder geneigt, sich den Gemeinschaften willig hinzugeben, oder er wünscht sich ihnen zu

entziehen; sowohl Persönlichkeitsdrang wie Genossenschaftsdrang sind vorhanden. Diese Triebe, die wichtigsten Kräfte im menschlichen Leben, äußern sich in den mannigfachsten Weisen. Jeder zerfällt in zwei Hauptrichtungen; der zweite schafft freie und Zwangsgenossenschaft, also Demokratie und Absolutie. Auch der Persönlichkeitsdrang tritt zwiefach auf. „Man wäre versucht, den einen den potenzierten, den anderen den gewöhnlichen, den einen Personal- und den anderen — wenn das nicht ein Unwort wäre — Individual-Individualismus zu nennen.“ Der erstere ist intensiv und stark, er ist der Persönlichkeit hold, das ist der aristokratische Individualismus, der andere ist extensiv, schwächer, dem Individuum hold, das ist der demokratische Individualismus. „Am praktikabelsten wird sein, starken, echten oder persönlichen und Massen- oder Sozialindividualismus zu scheiden.“ [1])

Meiner Ansicht nach ist der Individualismus nichts als eine allgemein menschliche Eigenschaft. Der Einzelne ist nicht notwendig individualistisch, auch Einzelwesen und Individualität sind nicht dasselbe, sondern ersteres bedarf gewisser Eigenschaften, um auch die andere darzustellen; nur das mit Selbstbewußtsein ausgestattete Individuum ist eine Individualität. Freilich wird beides in der Regel zusammenfallen; individualistisch aber wird das Individuum erst, wenn es das Streben hat, seine Individualität neben anderen zur Geltung zu bringen und zu erhalten. Daher ist die übliche Bezeichnung individualistisch im Gegensatz zu kollektivistisch, die also das Handeln des Einzelnen im Gegensatz zu dem der Masse besagen soll, nicht glücklich gewählt.

Kraftgefühl, Kraftbewußtsein und Liebe des Einzelnen zu sich selbst „fühlet auch der Mameluck“; diese Triebe entspringen dem einfachen Erhaltungsbedürfnis. Der Individualismus ist auch weder Selbstsucht oder Egoismus, — ein in der Gemeinschaft zum Fehler übertriebenes Erhaltungsbedürfnis —, noch die Lust, mit Mißachtung aller Schranken, welche die Gesellschaft, die Moral und das Recht setzen, die Leidenschaften walten zu lassen und andere niederzutreten. Persönlichkeiten mit solchen Trieben erzeugt jedes Volk und jede Zeit und nicht alle Bösewichter sind Individualisten. Auch

[1]) Kurt Breysig, Kulturgeschichte der Neuzeit I, 85, 105 f.

Empörungen gegen den Staat und seine Einrichtungen, also Revolutionen, entspringen nicht immer individualistischen Anreizen. Eine grundsätzliche Neigung der Menschen, sich der Gemeinschaft zu entziehen, dürfte schwerlich vorhanden sein, höchstens kann sie durch vereinzelte Gründe eigener Art aufgedrängt werden. Durchgängig waltet der Gemeinschaftstrieb, der entgegengesetzte ist als Ausnahme kaum in Rechnung zu setzen. Selbst das Mönchstum leitete das Eremitenwesen in Gemeinschaften über.

Für gleich unzutreffend halte ich eine Begriffsbestimmung, die unter Individualität nicht die Entfaltung eigener eigentümlicher Art innerhalb allgemeiner Ordnungen, sondern die grundsätzliche Ablehnung solcher Ordnungen als bedrückender und verflachender Hemmungen zu Gunsten des bloßen Individualismus mit aller Zufälligkeit seiner Art und aller Schrankenlosigkeit versteht.[1]) Ein solches Individuum würde zum mindesten wirkungslos vorübergehen. Sonderlinge machen nicht Geschichte.

Ich betrachte als Individualismus das Streben, das Eigentümliche des persönlichen Wesens zu erhalten. Seine Individualität steht nicht im Widerspruch zur Art oder zur Gemeinschaft, sondern auf deren Boden, nur daß sie daneben eine besondere Weise für sich hat; sie stellt sich nicht über die Dinge, sondern zu ihnen. Das Verhältnis zu den anderen Menschen fällt nur soweit ins Gewicht, als die etwaige Abweichung reicht; der Individualismus hat lediglich den Zweck, selber zu sein, nicht aber andere in seine Weise zu zwingen, er ist aktiv nur zur Verteidigung. Nur wenn die Gemeinschaft oder andere sein Sonderrecht bedrohen, weicht der Individualist aus und geht seinen eigenen Weg. Er ist keineswegs Gegner der Gemeinschaft, aber er will eine gleichgesinnte, ihm passende haben, und sie soll nicht weiter greifen, als durchaus notwendig ist. Wie er alle Dinge persönlich ansieht, nimmt er die Gemeinschaft als persönlich gesetzt, auf seiner Zustimmung beruhend.

Eine aus Individualisten zusammengesetzte Masse wird schwer zu gemeinsamer Handlung zu bringen sein. Daher

---

[1]) Biedermann, Zeit- und Lebensfragen aus der Geschichte der Moral.

ist das politische, das große staatliche Leben am wenigsten ihre Sache, wenn nicht andere Anstöße hinzukommen. Zwar wird Geltung der Persönlichkeit beansprucht, und in dem Bereiche so begabter Völker sind am meisten freie Verfassungen zu finden, aber keineswegs die ganze Geschichte hindurch. Kleine Verbände genügen; persönliche Freiheit und Selbstverwaltung der Gemeinden können auch in Despotien bestehen, wie China und das Kalifat darthun. Lange Jahrhunderte überließen die germanisch-romanischen Völker die Ordnung des Staatswesens ihren Fürsten und verzichteten auf politische Rechte, und wenn England anders artete, so lag der erste Grund darin, daß die normannischen Könige an der Erhaltung der angelsächsischen Einrichtungen als Gegengewicht gegen die großen Vasallen Interesse hatten.

Das Feld des Individualismus ist vor allem das Gefühls- und Geistesleben. In der Religion drängt er auf das Innere. Was er für die Kunst jeder Art zu bedeuten vermag, bedarf keiner Ausführung; in der Wissenschaft ringt er nach selbständiger Erkenntnis. Aber der Individualismus braucht nicht gleichzeitig alle diese Gebiete in Anspruch zu nehmen; bald sucht er hier, bald dort seine Befriedigung. In Deutschland wurde der angeborene Hang durch die übermächtige römisch-christliche Kultur zurückgedrängt; nur im staatlichen Leben blieb er eine Zeit lang lebendig und warf sich dann auf die wirtschaftliche Thätigkeit; später vermochte er im religiösen Wesen wieder durchzudringen. Unter der Last des Absolutismus quoll die unzerstörbare individualistische Art in der Litteratur hervor. Aehnlich flüchtete sich einst im späteren Römerreich das Individuum in die religiösen Mysterien.

Der Individualismus begehrt grundsätzlich Erhaltung, nicht Veränderung. Nur weil er innerhalb der Gemeinschaft ein in ihr nicht völlig aufgehendes Element darstellt, kann er zur Veränderung führen, und in der gewollten Freiheit der Persönlichkeit öffnet er sich leicht Eindrücken von außen her, neigt darum zur Anpassung. Er wird dann eine hauptsächliche Ursache zur Differenzierung.

Je reicher und zusammengesetzter das Leben ist, desto vielseitiger und bestimmter prägen sich die Individualitäten aus. Daher ist die Beobachtung, daß mit dem fünfzehnten

Jahrhundert der Individualismus zunahm, ganz richtig, nur wurden falsche Folgerungen daraus gezogen. Er bestand auch vorher, nur weniger ausgeprägt, und er hat der folgenden Zeit nicht ihre ausschließliche Signatur gegeben. Daß er damals kräftig aufkam, wurde nicht durch eine Veränderung des Seelenzustandes, sondern der Verhältnisse bewirkt. Die alten kirchlichen Ideale brachen zusammen und mit ihnen die Einheit der Weltanschauung. Die regen Geister konnten Ersatz für den ausgeschöpften Lebensborn zunächst nur in sich finden und dadurch rückte das klassische Altertum ihrem Verständnis näher. Das konnte wieder nur durch einzelne Persönlichkeiten, die sich dieser Arbeit widmeten, erschlossen werden. Der Sturz des kirchlichen Systems gab auch den Völkern die Möglichkeit freierer Regung, und so ist es im ganzen das Aufhören der bisherigen Autorität, das notwendigerweise das Einzelne hervordrängte. Die gefundenen Erkenntnisquellen häuften sich, die bisherigen Vorstellungen von der Welt wurden durch die Entdeckungen erweitert; zugleich ermöglichte der Buchdruck das Selbststudium und befreite vom Schulzwang.

Als in letzter Zeit der Gedanke von der Macht des werdenden und wachsenden Individualismus aufkam, machte er rasche Eroberungen und man nahm ihn als allgemein geltendes Prinzip, das durch die heutige Welt bestätigt zu werden schien. Allein die gegenwärtig oft gehörten Behauptungen, der geschichtliche Gang laufe auf schrankenlose Entwickelung des Individuums hinaus, sein ganzer Prozeß bestehe in dem Freiwerden des Individuums, überschätzen einen an sich natürlichen Hergang und gewisse Eindrücke des Augenblicks. Ihnen widersprechen die starken Rückwärtsströmungen, die bemerkbar sind. In unserer angeblichen Epoche des Subjektivismus verlangt das Nationalitätsprinzip Unterwerfung unter alle Forderungen des nationalen Gedankens und duldet keine Abweichung. Die Sozialdemokratie will die Bürger und ihre Thätigkeit durch die Gesamtheit und nach deren Zwecken leiten. In der sich verbreitenden Weltkultur kommen die Völkerindividuen in die Gefahr, abgeschliffen und in gleichförmige Verbindungen aufgelöst zu werden.

Das gegenseitige Verhältnis von Individuen und Masse, das bereits oben berührt wurde, ist hochwichtig. Treffen sie mit ihren Bedürfnissen zusammen, so ergeben sich keine Schwie-

rigkeiten, sondern eine desto stärkere Wirkung. Es giebt noch ein anderes Verhältnis, das der Individuen zu einander, das für die Ethik von größter Bedeutung ist; historisch genommen dürfte es jedoch dem des Einzelnen zum Ganzen gleichzusetzen sein.

Auch wenn der Einzelne nach freiem Sein strebt, braucht er noch nicht in Gegensatz zur Gemeinschaft zu treten; die Erinnerung an politische Kämpfe hat wohl zu einseitiger Auffassung verleitet. Im Gegenteil, das Vorwärtsdrängen der Individuen setzt sie in engere Beziehungen, vermehrt die Zahl der Teilnehmer an wichtigen Dingen und belebt die vorher unthätige Masse. Neue Ideen entstehen, welche Anhänger um sich sammeln, neue Gemeinschaften vereinen.

Der Einzelne könnte sich nur unter großen Gefahren der Gemeinschaft entziehen. In einfachen Verhältnissen würde wahrscheinlich der Untergang die Folge sein, in höheren der sich Lossagende der Fähigkeit zu wirken verlustig gehen. Selbst die Möglichkeit des Triebes zur Entziehung im größeren Umfange zugegeben, würde er nur Auflösung, nicht Entwickelung irgend welcher Art erzeugen. Es ist doch ein sehr eigentümliches Verhältnis, daß in unserer angeblich überindividualistischen Zeit die Masse stärker ist als je vorher.

Allerdings giebt es Verhältnisse, die eine Sonderstellung des Individuums erlauben, besonders auf dem geistigen und dem religiösen Gebiete. Zeiten des sogenannten Verfalls, also der Auflösung von herrschenden Ideen, sind dafür sehr günstig. Der Einzelne kann auch sittliche Zwecke für sich verfolgen, unbekümmert um die staatliche Gemeinschaft, aber darin liegt kein eigentlicher Gegensatz oder er wäre ohne Belang für die Gesamtheit.

Die Masse setzt sich zwar aus Einzelnen zusammen, aber der Einzelne besteht geschichtlich nur als Massenteil. Das stärkere Element ist die Gemeinschaft, die das starke Individuum wohl verändern, aber nicht beseitigen kann, während die Gemeinschaft ihres Bestandes immer sicher ist. Nur in ihr kann der Einzelne Thätigkeit verrichten; die Grundlage aller Handlung ist die Masse mit den über sie gebietenden Bedingungen. Das Prinzip würde also nicht zu formulieren sein: die geschichtliche Entwickelung besteht in dem Verhältnis, das Individuum und Gemeinschaft zu einander einnehmen,

sondern: das beiderseitige Verhältnis richtet sich danach, wie sich die Gemeinschaft zum Individuum stellt, wieweit sie ihm eigene Thätigkeit und Rückwirkung offen oder möglich läßt.

Anfänglich, bei der ersten Bildung von Gemeinschaften war gewiß die Stellung des Individuums zum Ganzen wichtig; als sie fester wurden, wandten sich die Beziehungen und die Gemeinschaft bestimmte das Verhältnis des Individuums zu ihr. Auch in Demokratien ist es nicht anders.

Am meisten darf der Einzelne sich fühlen, wenn überhaupt in der Masse individualistisch angelegte Naturen überwiegen. Selbst bei so gearteten Völkern können Perioden kommen, in denen als Folge starker Beharrung oder der Uebermacht einseitiger Gewalten der Individualismus zeitweise erlahmt.

Daher ist der Individualismus, der nirgends gänzlich vermißt wird, bei den Völkern in verschiedener Kraft zu beobachten. Ich habe mich bemüht, seine Stärke als indogermanische Eigenschaft nachzuweisen und die Folgerungen bereits gezogen.

Demnach scheint es nicht möglich, aus einer bestimmten Abfolge von Perioden eine Gesetzmäßigkeit des historischen Laufes zu erweisen. Auch die Lebensthätigkeiten gaben dafür keinen Anhalt, weil keine von ihnen die alleinige oder vornehmlichste ist, so daß sie die ganze Entwickelung beherrschte und von sich aus Gesetze ergeben könnte. Ihr Wechsel zeigt keine erkennbare Notwendigkeit auf; er geht nicht aus ihnen selbst hervor, sondern wird durch äußere Anstöße veranlaßt.

Noch nie ist ein Versuch, für die geschichtliche Entwickelung Gesetze zu finden, also Normen aufzustellen, nach welchen aus der einen Thatsache eine andere mit Notwendigkeit folgen müßte, mit überzeugender Kraft geführt worden. Gäbe es solche, so müßte von den bisherigen Menschengeschicken aus ein Blick in die Zukunft zu thun sein. Allein Voraussagung, Prophezeiung ist unmöglich. Wie glücklich wäre die Menschheit, wenn sich eine unfehlbare Rechnung aufthun ließe, welche Wendung die Dinge unter gewissen Umständen unvermeidlich nehmen müßten. Wie viele Thorheiten und Leiden könnten ihr erspart bleiben!

Doch die Geschichte kann sich trösten! Auch die Naturwissenschaft vermag nichts vorauszusagen, was über die mathe-

matische Berechnung hinausgeht. Niemand wird unternehmen, zu schildern, wie Fauna und Flora dereinst beschaffen sein werden, oder Auskunft zu geben, ob nicht vielleicht der Homo sapiens einem Homo sapientissimus wird weichen müssen, ob eine neue Eiszeit einen Daseinskampf erzwingen wird, dessen Gräßlichkeit wir uns kaum auszumalen wagen, ob unsere Kontinente versinken, neue aufsteigen werden.

In der Geschichtsschreibung begegnet oft eine Prophezeiung von rückwärts her. Mit aller Gründlichkeit wird nachgewiesen, warum große Dinge genau so wie geschehen verlaufen mußten, und solcher Weisheit fehlt es nie an Bewunderern. Wohl kann man darthun, warum die Dinge sich so und so abspannen, aber niemals behaupten, daß der Ausgang ein absolut notwendiger war. Die Geschichte kennt kein Muß, als das von physischen oder natürlichen Gewalten verursachte.

---

## Zehnter Abschnitt.

# Die Ursachen und die Weise der Entwickelung.

Die Menschen leben in einem Doppelverhältnis: dem zur Natur und dem zu einander. Daher steht alle Geschichte unter zweierlei Bedingungen: unter gegebenen, die ohne Zuthun der Menschen entstanden und vorhanden sind, und unter von Menschen geschaffenen, durch ihn veränderlichen.

Die ersteren Bedingungen sind von der Natur gesetzt. Sie waltet über dem Menschen, ebenso gütig und ebenso erbarmungslos, wie über ihren anderen Schöpfungen.

Der Mensch ist ein Zubehör, ein Stück der Mutter Erde und untersteht als solches den unwandelbaren Gesetzen, denen unser Planet und seine kleinsten Teile gehorchen müssen. Der Mensch wird nur so lange bestehen, als ihm die Wandlungen des Weltalls gestatten. Was nach den Naturgesetzen unmöglich ist, kann auch in der Geschichte nicht als möglich ge-

dacht werden. Daher sind „Geschichte“ nicht allein die psychischen Vorgänge. Gelang es auch dem Menschen, der Natur manches abzutrotzen, das Physische an ihm änderte sich nicht und hielt ihn in denselben ehernen Ketten, wie die übrige organische Welt. Werden und Vergehen zu neuem Werden und Vergehen war und bleibt das Los der Menschheit, solange sie die Erde bevölkert hat und bevölkern wird.

Gleichviel, ob wir den Menschen als höhere Entwickelung einer Tierart oder als Erzeugnis einer Sonderschöpfung ansehen: sein körperlicher Bestand ist ein tierischer; er wird geboren und stirbt, wächst und verfällt. Eine banale Thatsache, aber auf ihr, dem Wechsel des Einzelnen und der Dauer des Ganzen beruht alle Geschichte. Der Mensch bedarf der Nahrung; schwere Eingriffe in seinen Leib, in Blutumlauf, Nerven, Gehirn bedrohen Leben, Kraft und Verstand. Der gesunde Mensch spürt freilich wenig von seinem Körper, wenn er dessen laufende Forderungen befriedigen kann, und gebraucht mit unbewußter Freude Glieder und Denkkraft. Wer aber je die Qualen des Hungers und Durstes kennen gelernt hat oder in schwerer Krankheit lag, hat auch empfunden, wie nahe das erhabene Menschentum dem Tiere ist. Nur bis zu einem beschränkten Grade vermag der Geist den Körper zu zwingen.

Das leibliche Befinden beeinflußt die seelische Thätigkeit. Oft genug mag es bei hochgestellten Persönlichkeiten und auch für den Gang wichtiger Ereignisse nicht gleichgültig gewesen sein. General Boyen schreibt die schädliche Verdrießlichkeit und Unschlüssigkeit Friedrich Wilhelms III. dessen Angewohnheit zu, starke Mahlzeiten einzunehmen. Napoleon I. leitete die verhängnisvolle Schlacht von Belle-Alliance, von heftigem Fieber geschüttelt.

In den Religionen spielt die Askese, namentlich übertriebenes Fasten, das die Nerven überreizt und Visionen erzeugt, eine beachtenswerte Rolle. Das Interesse, das gegenwärtig der Physiologie und Psychologie geschenkt wird, hat bereits dazu geführt, große Persönlichkeiten vom pathologischen Standpunkte aus zu beurteilen, und vielleicht schreiben in Zukunft Psychiater Geschichte. Ist doch die besondere Art des Wahnsinns, der angeblich die Jungfrau von Orleans befallen hatte, nachgewiesen, Goethe für erblich belastet er-

klärt! Der Cäsarenwahnsinn ist ein altes Garderobenstück der historischen Bühne. Daß geistige Epidemien, wie die der Geißler im Mittelalter, die Masse zu ergreifen vermögen, ist gewiß; doch das sind Suggestionen. Die Behauptungen, daß das Genie Wahnsinn sei, daß es ein Verbrechergehirn gebe, krönen die kühnen Hypothesen.

Das jähe Aussterben von krankhaft angelegten Herrschergeschlechtern rief großartige Kriege und gewaltige Wechsel in der Staatengeschichte hervor. Hungersnöte, Epidemien störten die Wirtschaft, verminderten auf lange Zeit die Volksdichtigkeit und veränderten die Besitzverhältnisse. Krankheiten entrissen oft siegreichen Heeren den Erfolg und vertilgten ganze Völkerschaften. Die Rassen sollen jede die Neigung zu besonderen Erkrankungen, eine leichtere Angreifbarkeit gewisser Organe besitzen. Oft genug ist das Schicksal von Mächten entschieden worden, weil ihre Heere dem Nahrungsmangel erlagen, und der kundige Feldherr vernachlässigt nicht die Verpflegung als wesentliches Kriegsmittel.

Körperliche Kraft und Ausdauer verliehen oft rohen Völkern Ueberlegenheit über geistig höher Stehende. Bei Völkermischungen erwies sich nicht selten eine Art als besonders kräftig in der Fortpflanzung ihrer Körpermerkmale. Auch die Farbigen bewahren, wenn das europäische Blut bereits die anderen Zuthaten überwunden hat, immer einige für den Kundigen sofort erkennbare Spuren der Abstammung von Negern oder Indianern.

Ein Volk, das die körperliche Ausbildung vernachlässigt, gerät leicht auch in geistigen Verfall. Weichlichkeit gilt allgemein als Ursache des Unterganges von Staaten. Der Satz „mens sana in corpore sano“ hat auch für die Völker seine volle Berechtigung. Die Entwöhnung ganzer Klassen vom Kriegsdienst förderte das Aufkommen absoluter oder despotischer Gewalten, während die allgemeine Wehrpflicht das Volk kräftigt. Eine zum Kriegsdienst verpflichtete Bevölkerung erwirbt sich das Anrecht auf politische Geltung. In den mittelalterlichen Staaten ging die Herabdrückung der Freien Hand in Hand mit dem Aufhören der Heerbannpflicht.

Inwiefern die äußere Erscheinung der Rassen und Völker von der Natur bedingt war, wie mit der körperlichen Bildung auch das Entstehen geistiger Eigenschaften zusammen-

hing, vermögen wir allerdings nicht mehr oder noch nicht zu erkennen. Aber mehr als wahrscheinlich ist, daß Klima und Ernährung ihren bestimmenden Einfluß übten, daß die Natur physisch und zugleich psychisch die Vorväter formte. Die Vererbung schlug die Brücke zu den späteren Zeiten. Unser vergänglicher Leib übermittelt uns die ganze Entwickelungsgeschichte unserer Vorfahren, nicht nur die körperliche, sondern auch die psychische. Durch ihn geschieht die Fortpflanzung von Geschlecht zu Geschlecht. Auf der Blutsverwandtschaft beruhte der Ursprung der Familie, des wichtigsten Keimes für das historische Leben. Die mit der Zeugung verknüpften sinnlichen Reize, die zu dämonischer Leidenschaft und wüster Verirrung verleiteten, wurden für manches Völkerleben verhängnisvoll.

Die Sorge um Schutz und Erhaltung des Leibes ist einer der wichtigsten Vorgänge im Kampfe um das Dasein, und noch wirkt er in der Wirtschaft weiter. Völliger Herr seines Körpers und der leiblichen Eigenschaften und Bedürfnisse kann der Mensch nie werden. Nur die Masse hilft einigermaßen darüber hinweg, indem sie für die im Kampfe fallenden Opfer Ersatz stellt. Kaum beachtet, als selbstverständlich hingenommen und daher übersehen, ist die physische Beschaffenheit des Menschen dennoch eine geschichtliche Bedingung.

Durch den Leib ist der Mensch Individuum und genötigt, seine Rechte als solches in Anspruch zu nehmen. Die tierische Beschaffenheit bringt auch tierische Eigenschaften mit sich, die dem Einzelsein entspringen und entsprechen. Sie schaden leicht der Gemeinschaft und daher war es deren vornehmlichste Aufgabe, sie im Interesse ihres eigenen Wohles zu bändigen und zu zähmen. Dieses Bedürfnis wurde eine der wichtigsten Ursachen der sittlichen Entfaltung und ist es noch. Daher bezeichneten viele Gelehrte Kultur als glücklichen Kampf gegen das Tier im Menschen; nur ist die Erklärung nicht umfassend genug. Aber er bleibt stets notwendig und wird immer geführt werden müssen, und gänzlich kann er nie ausgekämpft werden.

Es giebt kein Lebensverhältnis, das nicht von Klima, Bodenbeschaffenheit und den anderen Naturverhältnissen beeinflußt würde. Selbst die bildende Kunst in allen ihren Zweigen hat Anfang und Fortgang genommen, wie sie je nach der Gegend Wärme oder Kälte, scharfes oder mildes

Licht und vor allem die Stoffe, welche die Ortsgelegenheit darbietet, Holz, Stein, Metalle, Lehm und dergleichen anleiteten.[1])

Da die Abhängigkeit des Menschen von der Natur seit Herder der Gegenstand vielfältiger und eingehender Untersuchungen geworden ist, wäre es überflüssig, wollte ich das oft und besser Gesagte wiederholen.[2]) Es scheint allerdings, daß der Eifer, alle Fäden aufzudecken, wie das zu geschehen pflegt, zur Einseitigkeit verführt hat, so daß die Wirkung natürlicher Bedingungen überschätzt und künstlich in kleinsten Verhältnissen gesucht wurde, die anders zu erklären sind. Ich beschränke mich auf wenige Bemerkungen, die sich auf rein geschichtliche Fragen beziehen.

Die übereinstimmende Meinung geht dahin, die Länder der gemäßigten Zone wären der menschlichen Entwickelung am zuträglichsten gewesen. Freilich, rechnet man sie bis zum Wendekreis, so leuchtet der Satz, die großen Entscheidungen der Weltgeschichte seien zwischen ihm und dem Polarkreis gefallen, schon deswegen ein, weil der weitaus größte Teil der Länder zwischen beiden liegt. Aber die ältesten Kulturen, die babylonische und die ägyptische, sind in recht warmen Ländern herangediehen. Indien, dicht am Wendekreis gelegen, erzeugte gleichfalls eine hochbedeutende Kultur, und noch dazu in einem Volke, das von Norden her eindrang. Sie ist ein unverächtliches Gegengewicht gegen den üblen Ruf, in dem Indien seines Despotismus wegen steht, der durch die Glut des Himmels und die leichte Ernährung erzeugt sein soll. Indessen Despotien begegnen auch anderwärts, wie in Rußland, und ihnen ähnliche absolute Gewalten hatten europäische Länder verschiedenster Art zu ertragen. Sollte andererseits an dem niedrigen Stande der Südseeinsulaner nicht mehr der Mangel äußerer Einflüsse, als die bequeme Lebenserhaltung die Schuld tragen? Leichte Ernährung kann, weil sie andere Seiten freier walten läßt, ebensogut Kultur fördern, wie anderweitig die Entwickelung hemmen, wenn sie die Entfaltung der Kräfte überflüssig macht. Es muß also immer noch ein Zweites zur

---

[1]) B. Haendcke, Die bildenden Künste und die natürliche Bodenbeschaffenheit, Grenzboten 1898 Nr. 15.

[2]) Namentlich Friedrich Ratzel hat in seinen Werken Anthropogeographie und politische Geographie diese Dinge eingehend erörtert.

Wirkung hinzukommen. Der Einfluß des Klimas soll in der Geschichte der Staaten erkennbar sein. Die größten Staaten der Gegenwart, Großbritannien, Rußland, die Vereinigten Staaten, China, hätten ihren Ausgang aus kalten Ländern genommen, und der Kern ihrer Macht liege noch immer hoch im Norden. Allen romanischen Ländern stehe das nördlichste, Frankreich, voran. In den meisten Ländern sei die Bevölkerung des südlichen Teils heiterer, aber träger und willensschwächer. Mit solchen Annahmen stimmen manche Thatsachen nicht überein.

Die Römer eroberten vom Süden her Gallien, Germanien und Britannien. Ebenso wurden die Reiche der Kalifen und der osmanischen Türken vom Süden her gegründet. In Frankreich vermochten sich die Engländer im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert ebensowenig zu halten, wie das alte Deutsche Reich Italien behauptete. Die besten Kräfte in dem Unabhängigkeitskriege Nordamerikas stellte das südliche Virginien. China ist allerdings vom Norden her geworden, weil die Chinesen aus der Hochfläche einrückten, aber seine Hauptmacht lag nachher in dem Gebiete der beiden großen Ströme. Das heutige Russische Reich ging von Moskau, also von der Mitte aus. Großbritannien ist zunächst durch das südliche England zu seiner Macht gelangt und seine Kolonien erwarb es durch Seemacht.

Das alte Deutsche Reich entstand zwar von Sachsen her, aber auf aus dem Westen stammenden Grundlagen, und der Süden und der Westen haben es dann längste Zeit allein getragen. Das heutige Deutsche Reich sowie das Königreich Italien sind allerdings vom Norden her errichtet; der Grund lag jedoch an dem politisch-kriegerischen Charakter, den Preußen und Savoyen, die sich in geographischen Verhältnissen keineswegs gleichen, in ähnlicher Weise angenommen hatten. Historische Bedingungen waren hier wirksam und der echte Bayer ist zudem kaum willensschwächer und milder, als der Norddeutsche. Daß die preußische Bevölkerung herber und thatkräftiger erscheint als die Süddeutschlands, liegt an der langen und schweren Zucht eines großen Staates, während letzteres ein politisches Stillleben führte.

Manche Geschichtsschreiber erklären in poetisch reizvollen Schilderungen aus dem landschaftlichen Charakter den der

Bewohner. Wie oft hat der griechische Himmel dazu herhalten müssen! Hätten die geographischen Bedingungen einen so schöpferischen Einfluß, dann wäre unerklärlich, wie dasselbe Land zu verschiedenen Zeiten vollkommen andersgeartete Verhältnisse aufweisen konnte.

Auch die geographischen Bedingungen der Oertlichkeit gaben nicht allein den Ausschlag. Konstantinopel bedeutete bei all seiner günstigen Lage im Altertum nichts, Konstantin wählte es nur aus politischen Rücksichten zur zweiten Hauptstadt und bewies dabei allerdings einen trefflichen Blick. Die Geschichte des Kalifates ist in der That durch den Wechsel der Hauptstädte Medina, Damaskus, Bagdad bestimmt worden, weil die veränderte Lage auch der Eroberungspolitik andere Richtungen gab, allein jedesmal geschah die Verlegung aus politischen Gründen.

Viele große Städte, bei denen man haarklein beweist, wie schon die Lage ihre Geschichte bedingte oder ermöglichte, sind gleichfalls durch andere Umstände zu ihrer Bedeutung gelangt. Seit wann und wodurch ist Berlin zur deutschen Kapitale geworden? Die meisten von den modernen deutschen Hauptstädten verdanken ihr Emporkommen allein fürstlicher Gunst. Der Verkehr, der weit mehr von geschichtlichen als geographischen Verhältnissen abhängt, schafft sich seine Stätten nach Bedürfnis, um sie bei dessen Aenderung wieder fallen zu lassen. Zwischen weit voneinander entfernten Handelsländern mußten Zwischenpunkte entstehen, ob ihre Lage günstig war oder nicht. Daher konnten blühende Städte von der Erde verschwinden, weil sie nicht mehr nötig waren; die mongolische Steppe ist nicht das einzige Land, das davon Zeugnis giebt. Die zwiegestaltigen Einflüsse der „zentralen" Lage eines Landes haben schon andere Forscher hervorgehoben. Dasselbe Italien, von dem und zu dem der Weg auf allen Seiten offen stand, eroberte im Altertum die Welt und wurde in Mittelalter und Neuzeit die Beute von Eroberern. Deutschland ohne natürliche Grenzen konnte in der ersten Kaiserzeit nach allen Richtungen ausgreifen und wurde nachher vom Auslande allseitig angegriffen. Unrichtig ist jedoch die oft aufgestellte Behauptung, Deutschland sei von vornherein dazu verurteilt gewesen, keine Hauptstadt zu erhalten, weil es keinen von Natur dazu bestimmten Ort hatte, namentlich in

der beliebten Gegenstellung zu Frankreich und Paris. Die Sache ist lediglich die, daß das alte deutsche Kaisertum keinen festen Sitz nahm und daher keine Zentrale schuf, während das französische Königtum von Anfang an Isle de France als Hausbesitz zur Basis hatte. Dennoch dauerte es sehr lange, ehe es von dort seine Macht ausdehnen konnte. Auch in diesen Fällen war die Geschichte einflußreicher als die Natur.

Die Lage an der See macht die Völker beweglicher und zur Anpassung fähiger. Länder am hafenreichen Meere begünstigen sicherlich die Schiffahrt, doch auch nur unter bestimmten Verhältnissen. Das ehemalige Deutsche Reich vernachlässigte von Anfang an die nördlichen Meere, um sich nach Italien zu wenden. Skandinavien, dessen Bewohner zur Karolingerzeit bis nach Kleinasien hin das Meer beherrschten, büßte unter dem Uebergewicht der Hanse fast gänzlich seine Schiffahrt ein. Auch das so wunderbar ausgestattete England ist erst seit dem sechzehnten Jahrhundert seegewaltig geworden. Holland, dessen Schlachtflotte einst die erste der Erde war, besitzt jetzt kaum noch nennenswerte Kriegsschiffe. Griechenland hatte für das Byzantinische Reich wenig Wert.

Die Geschichte hat ihren Raum erweitert, neuen herangezogen. Ungeheuer schwankt der Raum, auf dem grundlegende geschichtliche Ereignisse vor sich gingen. Das römische Reich wurde weit übertroffen von dem mongolischen der Nachfolger Tschingischans; im siebzehnten Jahrhundert beschränkte sich der wirksame historische Boden auf Westeuropa, um erst seit dem achtzehnten steigende Ausdehnung zu erhalten.

Auch Raumkenntnis ist nicht ohne weiteres entscheidend. Das römische Kaisertum schickte schon Gesandte nach China, Ende des dreizehnten Jahrhunderts waren dort Angehörige aller europäischen Völker als Missionäre, Techniker, Beamte thätig. Dennoch mußte die Arbeit später neu aufgenommen werden.

Ein weit verbreiteter Irrtum behauptet, in früheren Zeiten seien die Leute, namentlich die Deutschen, nicht so weit herumgekommen wie jetzt. Freilich, über die Ozeane zogen sie nicht, obgleich die Sage meldet, ein Rheinländer habe das von den Normannen entdeckte Nordamerika Winland genannt. Die Deutschen machten häufige Kriegszüge nach Italien, schon

im zwölften Jahrhundert begegnen deutsche Kaufleute nicht nur in Nowgorod, sondern auch in Kiew. Die Kreuzzüge führten Massen nach dem Orient; im dreizehnten Jahrhundert konnte man Deutsche in China finden. Die hansischen Leute durchzogen die nördlichen Meere und segelten bis nach Spanien hin. Deutsche leisteten 1453 bei der Eroberung von Konstantinopel den Türken wichtige Dienste; als Söldner waren sie überall zu finden. Die italischen und französischen Universitäten lockten unzählige deutsche Studenten an und mancher brachte seine Semester abwechselnd in Paris, Bourges, Padua oder Bologna zu. Im sechzehnten Jahrhundert gehörte es zur Bildung, daß junge Leute die fremden Länder besuchten.

Großes Gewicht ist auf die Bodengestaltung zu legen. Ebenen begünstigen das Entstehen größerer Staaten und damit die Verstärkung der Herrschermacht. Dazu trug das in ihnen gewöhnliche Uebergewicht der Landwirtschaft, die wieder einem grundbesitzenden Adel zu statten kam, bei. In weiten Ebenen erheben sich zwar öfters große Städte, der Vermehrung ihrer Zahl ist jedoch ein mäßig gegliederter Boden günstiger, und ein stärkeres Bürgertum erzeugt leichter Kultur. So durchgreifend sind jedoch solche Verhältnisse nie gewesen, daß man, wie geschehen ist, von „Bodengesetzen" reden könnte. Die Beharrung, die den Staaten erst rechte Kraft giebt, erwarben sie nicht durch das „Haften am Boden", sondern durch ihren langen Bestand.

Klima und Natur haben nur dort unabänderlich die Geschichte bestimmt, wo sie vollkommen die Menschen überwältigten, wie in der Wüste, in den Polarländern, in fieberschwangeren Gegenden.

Denn die Natur zwingt außerdem nicht zu allein möglichen Formen, sie gestattet vielerorts eine größere Mannigfaltigkeit der Bildungen; dort begünstigt oder hemmt sie nur, aber befiehlt oder verbietet nicht. Ihr Einfluß wird durch Nebenbedingungen gemäßigt, und diese rühren von den Menschen her. Die Hauptleistung der Natur fiel in die einfachen Urzeiten, die weit vor den geschichtlichen liegen, und was sie damals heranbildete, blieb die Grundlage für die Zukunft. Die Anlagen der großen Völkergruppen sind demnach den natürlichen Bedingungen einzuordnen, und sie befähigten die Völker, gemeinsam mit der Natur, aber auch in einiger

Selbständigkeit weiter zu schreiten. Nicht die Einzelnen, nur eine Gemeinschaft vermochte Großes zu leisten, und ihre Art regelte vornehmlich den weiteren Gang. Die Verschiedenheit der Völker zeigt sich deutlich auch in diesen Dingen. Daher konnten Völker in Gegenden, deren erste Bewohner nichts oder nicht viel vorwärts brachten, Belangreiches schaffen, weil sie besser verstanden, die Hindernisse zu überwinden, die günstigen Gaben auszunützen. Die gesteigerte menschliche Kraft konnte der Natur mehr abringen und nahm zu mit wachsender Uebung. Ueberall kamen die sonstigen Triebkräfte der geschichtlichen Entwickelung in Verbindung mit der Natur und bedingten ihre ursprüngliche Weise, soweit der Mensch es vermochte. Freilich hat die Natur nie verabsäumt, gelegentlich durch schwere Schläge daran zu erinnern, daß sie bei aller Duldsamkeit die Gebieterin sei. Der Mensch ist nie Herr der Natur geworden; er konnte sie stets nur zur hilfreichen Freundin gewinnen.

Wenn Völker lange dasselbe Land bewohnen, so scheint der Einfluß der Natur geringer zu werden. Das ist nicht der Fall, er tritt nur ein in die Reihe der laufenden Bedingungen; er hört auf, die Völker zu formen, wie in den Urzeiten, aber waltet weiter als regelnde und erhaltende Macht und hält gewisse Schranken aufrecht.

So sind die Naturbedingungen eine ständige Macht im geschichtlichen Leben. Indem der Mensch mit ihnen umzugehen lernte, füllte die Verbrüderung beider die wertvollsten und ruhmreichsten Blätter in der Geschichte. Sie nehmen zu an Zahl und Inhalt mit der vorschreitenden Geschichte, doch nicht bei allen Völkern.

Nur die vereinigte Doppelarbeit der Natur und des Menschen erklärt die Reichhaltigkeit der Entwickelung unter gleichen und ähnlichen Verhältnissen.

Auch die lebenden Organismen in der Natur haben einen verschiedenen Höhegrad erreicht; die einen verharrten auf dem ursprünglichen Stande der Einfachheit, die anderen wuchsen sich zu höchsten und feinsten Bildungen aus. Aber das ist nur einige Aehnlichkeit mit der Geschichte, kein wirklicher Vergleich. Denn in ihr haben wir es lediglich mit e i n e r Art zu thun, mit dem Menschen.

Die von der Natur gegebenen Bedingungen flossen viel-

fach mit den historischen zusammen. Auch diese sind als gegebene zu betrachten, weil sie zwar von Menschen erzeugt sind, aber den Lebenden auferlegt werden. Die historischen Bedingungen liegen in der Masse und daher gehören zu ihnen auch die Wirkungen der Masse. Das sind die Beharrung und die physische Macht, welche die Masse ausübt. Endlich mag noch der Zufall hierher gesetzt werden.

Die physisch-natürlichen Bedingungen sind Wirklichkeiten, die sich aus den Gründen der geschichtlichen Entwickelung nicht herausstoßen lassen. Denn sie beeinflussen den Geist unmittelbar, machen ihn mehr oder weniger fähig. Die menschliche Hand schwingt den Hammer oder baut die Maschine, doch der Hammer wäre wirkungslos ohne die Schwerkraft, und die Räder bewegt die eingefangene Naturkraft. Die natürlichen Bedingungen sind auch ohne den Menschen vorhanden; er tritt nur zu ihnen in gezwungene und freiwillige Beziehungen, wird von ihnen getrieben und treibt sie, wenigstens so viel er vermag. Diese physisch-natürlichen Bedingungen sind eine kausale Ursache der Entwickelung und in ihrem Wesen liegt, daß sie teils gesetzmäßig, teils regelmäßig wirken.

Der Satz: „Geschichte ist die Veränderung des Menschen durch die Natur, der Natur durch die Menschen" löst nicht vollständig die Fragen nach den Gründen der Entwickelung, weil der Mensch als geistiges und geselliges Wesen sich selbst noch andere Lebensbedingungen setzte, die die fühlbarsten und augenfälligsten sind.

Sie entstehen aus der menschlichen Thätigkeit, der des Einzelnen und noch mehr der der Gemeinschaft. Beide sind nicht völlig frei, denn die gegebenen Bedingungen weisen ihnen Richtung und Gegenstand an, aber die Art der Befolgung und Behandlung ist keine gezwungene. Diese beschränkte Freiheit ist die des Momentes, des Augenblickes.[1]) Die Geschichtsschreibung hat seine Bedeutung immer gewürdigt, sogar meist nur ihn zum Gegenstand ihrer Erzählung gemacht, ohne der zum Verständnis unentbehrlichen Vorbedingungen zu gedenken. Durch Handlungen des Augenblickes schiebt sich die Geschichte vorwärts, sie setzt sich aus ihnen zusammen. Der Augenblick beherrscht das Leben, doch nur für seine

[1]) Vgl. oben S. 47.

Dauer, und lediglich der Erfolg bleibt als fester Niederschlag, als historische Bedingung.

Geschichtliche Bedingungen sind versteinerte Thatsachen. Die Folgezeit rechnet mit ihnen, aber frägt nicht danach, wie sie zu stande kamen. Ob Petrus in Rom war, ist zwar für die innere Begründung des Pontifikates von Wichtigkeit, aber das geschichtliche Papsttum bleibt, auch wenn der Apostel nie dorthin kam, dasselbe. Mochte Friedrich der Große ein Recht auf Schlesien haben oder nicht, die durch die Eroberung geschaffene Machtstellung des preußischen Staates gehört der Weltgeschichte an. Wie auch die französische Revolution beschaffen war, sie veränderte Europa. Der Erfolg schafft die Geschichte, die That nur den Augenblick.

Die beiden Gruppen der Entwickelungsbedingungen, der natürlichen und der menschlichen, sind so eng verflochten, daß keine ohne die andere denkbar, eine wirkliche Scheidung unausführbar ist. Eben darin liegt die Schwierigkeit, die krause Geschichte der Menschen zu deuten. Notwendiges und Mögliches sind in ihr gemischt. Auch deshalb lassen sich höchstens Wahrscheinlichkeiten über den Fortgang aus der Entwickelungstendenz vermuten, und auch sie nur für die allernächste Zukunft, nicht für weitere Fernen. Denn die Möglichkeiten, welche jeder Augenblick enthält, können sich in der Folge zu unberechenbaren Größen auftürmen, so daß die früher vorhandene Richtung völlig verschoben wird. Gerade unser gegenwärtiger Zeitpunkt ist der ungeeignetste zum Prophezeien.

Die Unsicherheit der Zukunft wird nicht allein geschaffen durch den Einfluß, der dem individuellen Thun trotz seiner Grenzen offen steht, noch mehr durch die Gemeinschaften, die Staaten. Die Macht, die die regierenden Gewalten in der Hand haben, kann innerlich gegen aufkommende Strömungen gerichtet und nach außen hin zum Kriege benutzt werden. Die Gewalt, in welcher Form sie auch auftritt, gehört einmal zu den geschichtlichen Mitteln. Die Anwendung und was noch entscheidender ist, das Ergebnis, entziehen sich der Vorausberechnung.

So hat Gewalt die großartigsten Aenderungen in der Gesamtgeschichte hervorgerufen, nicht nur Völker vernichtet, auch Kulturen zerstört oder herabgemindert. Mesopotamien, Kleinasien, einst hehre Prunkstätten menschlichen Schaffens,

sind jetzt verkommen; andere Länder, Aegypten, Nordafrika, Griechenland, Persien, bedeuten nicht entfernt mehr das, was sie einst waren. Manche von diesen rückständigen Ländern hatten sogar zweimal eine Glanzzeit, im Altertum und unter den Arabern.

Deshalb ist die wehmütige Frage gerechtfertigt, ob denn die Geschichte mehr als ein bloßes Weiterschieben sei, ob nicht dem Schritte nach vorwärts stets Rückschritte folgen? Der tiefsinnigste arabische Dichter Maarri legte seine bangen Zweifel in den Versen nieder:[1])

Lang sann ich über das Menschengeschick
Und staune ob des Gedachten:
Sollten wir deshalb nur dürsten, um endlich
Desto gewisser zu verschmachten?

Doch die Antwort, welche die Geschichte giebt, lautet nicht zu ungünstig. Kein völliger Verlust der früheren Menschenarbeit ist zu beklagen. Nicht alle, nur die meisten Denkmäler der antiken Kultur sind bis auf Reste verschwunden. Bei dem Untergang des römischen Westreiches war der Umstand entscheidend, daß hier der eine Staat die gesamte Kultur umschloß. Sein Fall riß daher auch sie mit. Aber diese römische und die in ihr eingeschlossene griechische Kultur gingen nicht gänzlich unter. Byzanz erhielt sie noch lange und hinterließ noch heute sichtbare Spuren. Das ganze Mittelalter zehrte daran, dann lebte sie in neuer Form auf, und gegenwärtig entzücken die Homerischen Dichtungen, die griechische Kunst unvergleichlich mehr Menschen, als einst in der Zeit ihrer Blüte.

Wenn jetzt Amerikaner die Stätte des alten Babylon ausgraben, so darf man daraus die tröstliche Zuversicht schöpfen, daß Kultur nicht vergeht. Die Länder und Völker wechseln, die sie pflegen, die Anschauungen wandeln sich, aber das geschichtliche Leben hat nie aufgehört und es griff stets zurück auf die Ueberlieferungen der Vorzeit, mochten sie noch so trümmerhaft sein. Nur eine vollkommene Zerstörung würde jede Nachwirkung abbrechen. Auch Katastrophen werden

---

[1]) Uebersetzung von A. v. Kremer in Zeitschrift der Morgenländischen Gesellschaft XXX, 41.

überwunden, wenn sie nicht die Vergangenheit mit den Wurzeln ausrissen.

Der Verlust, den die Menschheit an den einst blühenden, jetzt verödeten Ländern erlitt, ist mehr als reichlich aufgewogen durch die weiten Gebiete, die sich seitdem einer hohen Kultur erschlossen. Mag der Fortschritt auch auf Um- und Irrwegen erreicht sein, er ist da.

Ich habe bisher das Wort Fortschritt sorglich vermieden. Aber es ist unvermeidlich, in diesem Zusammenhange auf die Frage einzugehen, ob es einen Fortschritt der Menschheit giebt.

In dieser Form ist die Frage freilich nicht zu beantworten, denn die Mannigfaltigkeit der Verhältnisse vermag niemand zu übersehen. Zudem hat es, historisch genommen, nie eine einheitliche Menschheit gegeben. Auch das erfreuliche Ergebnis, das wir eben feststellten, ist kein allgemein menschliches zu nennen, denn es gilt schließlich nur dem Ausschnitt der Menschheit, zu dem wir gehören. Ich will zwar keineswegs, wie es manche Forscher thaten, andere Völker, wie etwa Chinesen und Inder von der Humanität ausschließen, aber es genügt, die Sache nur für den engeren Kreis zu erwägen.

Der Begriff des Fortschrittes hat immer etwas Teleologisches an sich, auch wenn der Zweck als ein nur von Menschen gesetzter gedacht wird, aber darauf brauche ich nicht einzugehen. Was Fortschritt zu nennen sei, steht nicht so fest; gar leicht sehen ihn die einen, wo andere einen Rückschritt erblicken, wie in religiösen und politischen Dingen die Meinungen darüber weit auseinandergehen. Hier preist man, daß die Humanität sich selbständig von der Kirche löst, dort findet man darin eine schwere Verirrung; es giebt ein Wort von einer uferlosen Humanität, die eingedämmt werden müsse. Der Maßstab ist immer subjektiv nicht allein bei den Einzelnen; manche Zeiten freuten sich über einen Fortschritt, den die Nachwelt als solchen nicht anerkannte.

In der That, was ist Fortschritt? Je mehr die Wissenschaft vorwärts dringt, desto beängstigender häufen sich vor ihr neue Ungewißheiten. Ueberschreitet sie einen Hügel, so tauchen hinter ihm Berge auf. Sehen wir die Geschichte von vorn, vom Anfang an, dann scheint ja das Wachstum

des Wissens unzweifelhaft, schauen wir von erreichtem Stande zurück, so sind nur Irrtümer überwunden worden. Nur drei errungene Vorteile sind unschätzbar: die Erkenntnis, daß unser Wissen Stückwerk ist, das Bedürfnis, weiter zu streben, und die vermehrte Fähigkeit der Fragestellung. Alle Wissenschaft ist fortgesetzte und vertiefte Fragestellung.

Die abendländische Welt ist seit der Völkerwanderung von vernichtenden Schlägen verschont geblieben. Ueber lange Jahrhunderte erstreckt sich eine zusammenhängende Kulturreihe, von deren Erträgnis wir leben. Offenbar ist ein allmählicher, zuletzt rascher und gewaltiger Fortschritt, außer in den Wissenschaften, in der Technik zu erkennen. Doch wird bestritten, ob er auch einen Fortschritt im geistigen und sittlichen Vermögen bedeute, ob er der Gesamtheit Vorteil gebracht habe. Auch in der Lebensführung ist eine Verbesserung bemerkbar; der Arme lebt heute besser, gesünder, von den öffentlichen Ordnungen besser versorgt und geschützter als in den letzten Jahrhunderten. Er genießt volles bürgerliches Recht; er darf sich als Mensch fühlen, gleich dem Reichen. Dagegen wird eingeworfen, auf den niederen Klassen laste ein ärgerer Zwang denn je.

Indessen der Streit geht hauptsächlich darum, ob ein nach unseren Begriffen sittlicher Fortschritt stattgefunden habe.[1]) Die Verneinung ist häufiger und stärker als die Bejahung, und selbst sie erfolgt in der Regel nicht ohne Einschränkungen. Ich bedenke mich nicht, zu behaupten, daß unsere ihrer materiellen Gesinnung wegen gescholtene Gesellschaft hoch über der steht, die das Mittelalter abschloß. Unser Tanz um das goldene Kalb hat lange nicht so alle Stände vergiftet, wie einst die Jagd nach dem baren Groschen.

Der Fehler lag nicht so sehr da, wo man ihn suchte, an den Menschen, als an den öffentlichen Einrichtungen und Zuständen. Sie sind erheblich besser geworden. Auf dem Gebiete der sozialen Fürsorge sind erfreuliche Fortschritte zu verzeichnen. Unsere Wohlthätigkeitsanstalten sind zahlreicher und größer als ehedem, vor allem planvoller und mehr geeignet, ihre Aufgabe zu erfüllen. Wir wollen nicht nur den

[1]) Vgl. Barth, Die Frage des sittlichen Fortschritts der Menschheit, in Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie XXIII, 75 ff.

Leidenden helfen, sondern das Entstehen von Leiden verhüten. Die Hygieine verfolgt zugleich sittliche Zwecke und sucht die Lebensführung zu verbessern. Ueberhaupt wächst die Erkenntnis, daß die Allgemeinheit für den Einzelnen Verantwortung hat, sittliche Gesundung vorher gute Zustände verlangt. Erstrebt doch auch die neue strafrechtliche Lehre die Beschränkung der Verbrechen durch sittliche Maßregeln.

Trotz aller Schatten, die auf uns liegen, kann man demnach behaupten, die Gesellschaft ist besser geworden und hat sich sittlichen Gefühlen mehr eröffnet, ihre Ansichten geläutert. Ganz richtig bemerkt einmal Spencer: noch immer werden viele Ehen des Geldes wegen geschlossen, aber es ist ein Fortschritt gegen früher, daß man eine solche Handlung tadelnswert findet. Das Verhältnis der Gesamtheit zu dem Einzelnen ist günstiger, und dieser Fortschritt ist als sittlicher zu bezeichnen, mögen auch seine Beweggründe nicht lediglich der Moral, sondern auch der Notwendigkeit oder anderen Nebenzwecken entstammen.

Nicht so günstig scheint es mit dem sittlichen Verhalten des Einzelnen zu stehen, obgleich der statistische Nachweis über die Zunahme von Verbrechen nicht den alleinigen Maßstab abgiebt. Jede Uebergangszeit — und in einer solchen leben wir — bringt häßliche Erscheinungen hervor; die Epoche der Renaissance und der Reformation hat darin mit der unseren die größte Aehnlichkeit. Aber die allmähliche Gewöhnung an das Neue, an den Gebrauch erlangter Freiheiten bringt schon einige Abhilfe. Vielleicht läßt sich auch die Behauptung aufstellen, daß der Einzelnen Beweggründe zum Gutthun bessere geworden sind, doch das ist eine schwer zu entscheidende Frage.

Auch in diesen Dingen zeigt sich, daß das Verhältnis der Gemeinschaft zum Einzelnen wichtiger ist als umgekehrt.[1])

Wir dürfen also nicht nur ein bloßes Vorwärtsschieben, sondern, obgleich nur für einen beschränkten Kreis, einen Fortschritt in der Geschichte anerkennen.

Daher ist in ihr auch innerhalb des Gebietes der von Menschen gesetzten Bedingungen, obgleich keine Gesetzmäßigkeit, doch eine Regelmäßigkeit zu vermuten.

---

[1]) Vgl. oben S. 181 f.

Da sie nicht in einer gesetzmäßigen Reihenfolge von Kulturzeitaltern zu finden war, kann sie nur in beständig wirksamen Kräften gesucht werden. Sie dürfen nicht von einzelnen Völkern abgeleitet werden, aber bei keinem fehlen, sie müssen von Anfang an und allerorten nachweisbar sein.

Ich erblicke einen durchgängig treibenden Grund in dem Bedürfnis, das dem allgemeinen Kampf ums Dasein entspricht. Nicht in besonderen Bedürfnissen, wie sie die einzelnen Lebensbethätigungen ergeben, und die sich mit Namen aufzählen lassen,[1]) nicht allein in materiellen, sondern auch unterschiedslos in geistigen jeder Art; Bedürfnis ist lediglich ein auf Aenderung gerichteter Wunsch. Hervorgerufen wird es durch die Empfindung, daß der gegenwärtige Zustand nicht genügt, und diese wird durch die allmähliche Verschiebung der Verhältnisse, kräftiger durch äußere Anstöße erzeugt.

Ohne Bedürfnis ist keine Entwickelung möglich, doch kommt es außerdem darauf an, wie stark es empfunden wird und wie weit die Möglichkeit und Befähigung reicht, ihm zu folgen. Starke Anpassungskraft und große Differenzierung veranlassen auch kräftigere und zahlreichere Bedürfnisse.

Der Ursprung eines Bedürfnisses ist immer subjektiv bedingt, zum mindesten ist es der Gedanke, Selbstbefriedigung zu erlangen und ein gesetztes Ziel, mag es auch entsagend den Interessen anderer gelten, zu erreichen. Sein Inhalt kann sich auf die idealsten Zwecke richten, sich sogar scheinbar selber verleugnen, indem es die Bedürfnislosigkeit, das Nichts, wie bei Buddha, oder die Selbstentäußerung, wie im Christentum, oder die Askese zum Ziel nimmt. Die edlen Regungen des Gemüts sind keineswegs ausgeschlossen. Nimmt doch die aus dem Bedürfnis entspringende Idee, wenn sie zur Macht gelangt, allgemeinen Charakter an, so daß ihr Ursprung, ihre Gründe nicht mehr bewußt zu sein brauchen. Gleich wie natürliche Bedingungen einen Bund eingehen mit den psychischen, vereinen sich in der Idee geistige und materielle Triebe, so daß die Grenzlinie kaum zu ziehen ist. Damit mildert sich die Härte, welche dem Begriff des Bedürfnisses als unentbehrlicher Voraussetzung der Fortentwickelung anhaften mag.

Das Bedürfnis ist die Ursache der Entwickelung inner-

[1]) P. Lacombe, De L'Histoire considérée comme science 45 ff.

halb der vorhandenen Verhältnisse. Natur, geschichtliche Bedingungen und Bedürfnis sind die drei Ursachen der menschlichen Entwickelung.

Das Bedürfnis erzeugt Ideen, aber nicht alle werden zum Ziele geführt. Teils erliegen sie im Kampfe gegen feindliche Gewalten, und dieses Schicksal kann den trefflichsten beschieden sein, teils fehlt ihnen die überzeugende Kraft der Notwendigkeit. Die Idee mag vorzeitig von klugen Denkern oder von liebevollen Herzen ausgesprochen werden, aber ihre beste Kraft schöpft sie aus der vernünftigen Erkenntnis.

Die schöne Gastfreundschaft des Altertums entwickelte sich aus praktischen Zwecken.[1]) Die Maßregeln der römischen Kaiser zur Erleichterung und Aufhebung der Sklaverei, sowie deren allmähliche Verdrängung durch andere Abhängigkeitsverhältnisse hingen mit veränderten Wirtschaftsformen zusammen. Religiöse Toleranz forderten im eigenen Interesse zuerst die verfolgten Ketzer, aber obgleich sie auch unabhängig davon schon früher verlangt worden war, schlug sie erst durch, als Katholiken und Protestanten erkannten, daß keiner den anderen überwältigen werde und friedliches Vertragen erforderlich sei. Das durch das Pulver veränderte Kriegswesen brauchte große Streitmassen; das Bedürfnis, sie zusammen zu halten und taktisch auszubilden, die stehenden Heere für das eigene Land unschädlich zu machen, zwangen zur scharfen Disziplin, die die Kriegsführung menschlicher machte. Die Folge war die Erkenntnis, daß es auch für eine sieghafte Macht vorteilhaft sei, in Feindesland die bürgerliche Ordnung aufrecht zu erhalten; daher entstand der Grundsatz, daß der Waffenlose geschont und geschirmt werden müsse. Die Bekämpfung des furchtbaren Strandrechtes begann erst, als die Staaten seine nachteiligen Folgen erkannten; der wachsende Verkehr nötigte zu freundlicherer Behandlung der Fremden und zu Verträgen. Die Beseitigung der Hörigkeit und Leibeigenschaft erfolgte nicht ohne die Absicht, die wirtschaftlichen Leistungen zu heben, und die Staaten gingen an die Lösung sozialer Aufgaben in der Hoffnung, innere Gefahren abzuwenden.

Immer hat die Welt die Leiden des Krieges schwer em-

---

[1]) Ihering, in Deutsche Rundschau 1877.

pfunden. Erst durch den Sündenfall seien Haß und Kampf in die Welt gekommen, und die Menschen träumten von der Wiederkunft einer vermeintlichen, glücklichen Urzeit, von einem goldenen Zeitalter allgemeinen Friedens. Aber die Kriege hörten deswegen nicht auf. In der Gegenwart greift der Friedensgedanke, die Ueberzeugung von der Verwerflichkeit des männermordenden Streites mehr und mehr um sich. Die vielverspottete Haager Konferenz gab diesem Gedanken wenigstens einen nicht zu verachtenden öffentlichen Ausdruck. Dennoch strotzt die Welt von Waffen, und wenn in der That allgemeine Scheu vor einem großen Kriege herrscht, so fließt sie weniger aus gemütvollen Regungen, als aus dem Bewußtsein, wie bei der ins Unglaubliche gesteigerten Vervollkommnung der Waffen und bei der ins Riesige angeschwollenen Zahl der Streiter selbst der unterrichtetste Feldherr kaum zu berechnen vermag, wie ein großes Kriegsspiel verlaufen würde. Das Ergebnis ist glücklicherweise die lange Erhaltung des Friedens in einer Zeit fortwährender Beunruhigung, und so kann allmählich die Notwendigkeit die praktische Durchführung der Idee und damit das Ideal selber fördern.

Allerdings wurden große wohlthätige Maßnahmen vorwiegend durch menschliches Mitgefühl, die sogenannten altruistischen Gefühle, angeregt und vollbracht, wie die Sklavenbefreiung des neunzehnten Jahrhunderts. Allein obgleich die Idee dazu innerhalb der christlichen Lehre lag, erlangte sie erst die nötige Kraft, nachdem ihr die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts von dem Standpunkte der Vernünftigkeit aus vorgearbeitet hatte. Die erste Bekämpfung der Hexenprozesse ging aus ethischen Gedanken hervor, aus dem Mitgefühl für die unschuldigen Opfer. Erst als die Erkenntnis bei den Obrigkeiten durchschlug, daß das Hexenwesen nur ein Wahn sei, hörten die Verfolgungen auf.

Zur Durchführung einer Idee ist realistische Zuthat um so mehr notwendig, da sie mit realen Verhältnissen zu thun hat, weil das Leben sich nicht in Abstraktionen bewegen kann, sondern bestimmter Formen bedarf. Der erste Akt des Kampfes zwischen Kaisertum und Papsttum ging um die Investitur, der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich brach aus über Schleswig-Holstein und Bundesverhältnisse, der zwischen Deutschland und Frankreich nahm seinen Ursprung von der

spanischen Thronfrage. Das alles waren nur äußerliche Hüllen, in die sich der grundsätzliche Streit kleidete, um den es sich eigentlich handelte. Oft werden solche Dinge als wirkliche Ursachen betrachtet und die in Wahrheit treibenden größeren übersehen, wie die Symptome einer Krankheit leicht mit ihren Gründen verwechselt werden. Ebenso findet das Ergebnis seinen Ausdruck in Verträgen oder anderen Abmachungen, weil eine greifbare Fassung erforderlich ist, aber nicht sie sind das Wesentliche und weiter Wirkende, sondern die Wendung, welche der prinzipielle Gegensatz genommen hat. Durch den konkreten Ausdruck, den jede Idee finden muß, nimmt sie auch einen verstandesgemäßen Zug an.

Die Fortbewegung durch die Ideen vermittelt demnach auch für sittliche Zwecke der Verstand. Ihm stellt die Differenzierung der Bedürfnisse stets neue Aufgaben. Vermag er sie in fortschreitendem Grade zu lösen, so braucht er in seinem Wesen keineswegs erhöht zu werden, aber die Intelligenz häuft Erfahrungen an, gewinnt an Uebung und Beweglichkeit, wird befähigter zu neuen Lösungen. Sie vollzieht eben Anpassungsprozesse. Daß sich die Erkenntnis auf wissenschaftlichem Gebiete vermehrt hat, gesteht selbst derjenige zu, der sonst keinen Fortschritt anerkennen will.

Zu dem Fortschreiten der Einsicht haben zeitweise die Naturwissenschaften außerordentlich beigetragen, besonders in neuerer Zeit. Doch ihnen alles zuzuschreiben, wäre eine Uebertreibung; nur wenn die sonstige geistige Thätigkeit ihnen entgegenkommt, leisten sie volles. Erfindungen fördern das Wissen und die Einsicht, wenn der Ursache der durch sie gewonnenen Kraft nachgegangen wird, und erst die bewußte Ausnutzung der durch sie zu erkennenden Kräfte giebt ihnen rechte Bedeutung. Auch verbesserte Bewaffnung der Heere verlangt verständigen Gebrauch, sonst kann sie sogar schädlich werden, wie sich die Franzosen im deutschen Kriege durch die Zuversicht auf das weittragende Chassepotgewehr den altgewohnten stürmischen Bajonettangriff abgewöhnt hatten. Erfindungen vermehren die Intelligenz nicht unmittelbar, wohl aber mittelbar durch den zwingenden Einfluß, den sie auf das gesamte Leben ausüben. Oft ist das eine Auslösung ruhender Kräfte, und daraus erklärt sich ihre blendende Wirkung. Selbst die Dampfmaschine mit ihrer weltverändernden Macht war eine solche.

Die Verschiebung der sozialen Zustände gewann eine ungeheure Wichtigkeit erst dann, als die geistige Thätigkeit daran ging, für die Gemeinschaft ihre Folgen zu ziehen, und da war es nicht gleichgültig, daß die Erfindungen in eine Zeit fielen, die bereits durch die französische Revolution und ihre Nachwirkungen auf soziale Fragen gerichtet war. Das Verhältnis ist ähnlich wie bei den Naturkräften. Die Erfindungen sind unzweifelhaft treibende Kräfte in der Geschichte, doch nicht die einzigen. Lange Zeiten haben auch ohne Erfindungen geschichtliche Wandlungen erlebt und geistige Arbeit gefördert.

Ueberall stoßen wir auf die ordnende Thätigkeit des Geistes als die unentbehrliche. Sie zieht auf allen Gebieten, in allen Lebensbethätigungen die Folgerungen, faßt die Ergebnisse zusammen und stellt damit die Einheit her. Sie erhält in der Litteratur die Früchte vergangener Zeiten und schlägt die Brücke zu ihnen hinüber, wenn die Verbindung bereits abgebrochen war. Daß die Schöpfungen des Altertums der Nachwelt wieder nutzbar wurden, ist allein der sie von neuem ergreifenden geistigen Arbeit zu verdanken.

Die Wirkung aller Lebensbethätigungen, auch der Religionen, wird bestimmt durch das Maß der Erkenntnis ihrer Zeit. Die geschichtliche Energie besteht in der Thätigkeit des menschlichen Geistes.

Wir wenden uns zurück zu der unterbrochenen Erörterung, ob eine Regelmäßigkeit in der Entwickelung erkennbar sei.

Jedes Bedürfnis entspringt vorhandenen Verhältnissen. Hieraus folgert derselbe große Zusammenhang, der durch die Beharrung gegeben ist, und so finden wir auf langen Umwegen den Satz wieder, der an der Spitze der Untersuchung steht: Geschichte ist das Verhältnis von Beharrung und Veränderung.[1])

Veränderung entsteht durch den Geschlechterwechsel, noch mehr durch äußere Reize. Sie vollzieht sich durch die Ideen und ihren Kampf. Die Ideen sind nicht von ewiger Dauer und in ihrer Zersetzung erzeugen sie andere, ein Hergang, der sich in alle Zukunft fortsetzen wird. Sie können sich spalten und

[1]) Ich verweise auf die Ausführungen in den drei ersten Abschnitten.

auch kontrastierende Folgen haben. Aus dem Kontrast ergiebt sich der Wechsel zwischen Zusammenballung und Zerteilung.

Der historische Verlauf würde vermöge der Beharrung und ihrer ausgleichenden Thätigkeit ein gleichmäßiger sein, wenn nicht starke Individuen einen besonderen Einfluß übten, wenn nicht der Zufall dazwischen käme und nicht die Anstöße und ihre Aufnahme durch Menschen und Völker ungleich wären.

Ist aus diesen Gründen der Verlauf geschichtlicher Dinge nicht zu berechnen, so ist er doch nicht regellos. Einmal sind die Ursachen aller Entwickelung immer die gleichen drei; ferner muß jedes Geschehen im Bereiche der Möglichkeit liegen, diese aber ist gebunden durch die historischen und zeitlichen Bedingungen. Der Zusammenhang kann also nie völlig aufgehoben werden, und die Glieder schließen auch nach Störungen immer wieder aneinander. Der von Anfang an gesponnene Faden reißt nicht ab, mag auch das Rad langsamer oder schneller rollen.

Die Anstöße, deren mannigfache Arten ich nicht nochmals aufzählen will, sind für eine reichere Entwickelung unentbehrlich. Es ist indessen nicht nötig, daß solche eintreten, und ihre Wirkung hängt von Umständen ab, unter denen die Anpassung und die verschiedene Fähigkeit für sie das Wichtigste sind. Wenn Völker und Kulturen von anderen keine Einwirkung erfahren, kommen sie in Gefahr stillzustehen und damit unvermeidlich rückwärts zu gehen. Solche Erscheinungen werden manchmal Kulturerschöpfung genannt; nachdem die Völker die höchste ihnen mögliche Stufe erreicht hätten, wären sie unaufhaltsam wieder hinabgeglitten. Allerdings haben jede Kultur, jeder Staat und jedes Volk Zeiten, in denen sie von der Hochflut zurückebben, und das Unglück wird vermehrt, wenn sie gerade dann von Feinden heimgesucht werden, wozu allerdings die Gelegenheit lockt. Anderenfalls kann es wohl gelingen, wieder emporzusteigen, und für die Notwendigkeit einer Kulturerschöpfung giebt es keinen Beweis. Denn schon die allmähliche Umwandelung durch den Wechsel der Geschlechter kann die nötige Veränderung bringen.

Meist hat das Schicksal des Römischen Reiches den unvermeidlichen Niedergang einer Kultur belegen müssen. Der Umstand, daß seine Hälfte, das Byzantinische Reich, noch viele

Jahrhunderte kraftvoll weiter lebte, hätte voreiliges Urteil zurückhalten sollen. Das Römische Reich hatte keine Nachbarn, von denen es nützliche Anregung hätte empfangen können; die Germanen waren ihm gegenüber unterwertig und haben, zu Herren geworden, zunächst nur Rückschritte hervorgerufen. In Rom hatten sich allerdings gewisse Lebensseiten überwuchernd entwickelt und eine angebliche „Hyperkultur“ hervorgerufen, die man gern als Begleiter oder Ursache der Kulturerschöpfung künstlich und phrasenhaft zurechtlegt. Aber in der Religion, in der Staatsumbildung zum Absolutismus und in der Verwaltung regten sich bereits neue Kräfte.

Die Entwickelung ist infolge der störenden Mächte keine stetige, der Gang kann so zurückbiegen, daß er nach unseren Maßstäben einem Rückschritt gleicht. Die Geschichte ist jedoch keine tolle Echternacher Springprozession, in der drei Schritten vorwärts einer rückwärts folgt. Im ganzen bedeutet vielmehr das beständige Weiterschreiten auch einen Fortschritt. Denn so viel auch dahin geht und vernichtet wird, einiges von dem, was die Menschen geschaffen haben, pflegt gerettet zu werden. Manches ist wieder von neuem zu lernen, doch die Verluste sind nicht unwiederbringlich, und der geringste erhaltene Rest der Vorarbeit bleibt wertvoll. Beständig mehrt sich der Schatz der Erfahrung, und so bleibt auch die geschichtliche Energie erhalten.

Die Entwickelung schafft Werte zu weiterer Verwertung. Mögen sie positiv oder negativ sein, anziehen oder abstoßen, sie sind nützlich. Der Geschichtsforscher kann nicht, wie der Naturforscher, Experimente machen, aber die Beobachtung steht ihm nicht minder offen. Er vermag die von der Geschichte gemachten Experimente auf ihren Erfolg und damit ihren Wert zu prüfen, denn was sind die Ideen anders, als Versuche der Menschen, Befriedigung zu erlangen?

Viel ist gestritten worden, ob die Geschichte kollektivistisch oder individualistisch zu fassen sei. Die Bezeichnungen sind, wie schon gesagt, nicht formal passend, aber lassen wir sie, denn keine von ihnen trifft zu. Die Geschichte ist beides und kann nicht anders sein. Allerdings giebt es ohne Gemeinschaft keine Geschichte und große Männer können zur Not durch viele kleine ersetzt werden. Sonst ist überall Wechselwirkung vorhanden. Alle Ideen gehen von Individuen aus, aber sie beruhen auf den vorhandenen Zuständen und die

Masse giebt ihnen die nötige Kraft. Individuen führen sie aus und die Masse trägt deren Werk weiter. Alles Werden ist individual, aller Verlauf kollektiv, individual ist der schaffende Augenblick, kollektiv der verarbeitende Gang. Die individuale Handlung ist von beschränkter Freiheit, die kollektive von beschränkter Notwendigkeit, weil jene durch Vorbedingungen, diese durch die Nachwirkung des Moments bestimmt wird.

Wollte man das Individuum streichen, so müßte man von dem Satze absehen, daß Geschichte Werden ist. Denn wie soll ich das Werden begreifen, wenn ich das Entstehen unbeachtet lasse? Wollte man die Masse streichen, dann müßte man auf das Verständnis der Entwickelung verzichten, weil ohne sie keine möglich ist.

Das Wesentliche bleibt immer die an die Beharrung gebundene Veränderung. Sie wirkt überall verschieden und darum ist die hauptsächliche Aufgabe der Geschichte, den Gründen der Veränderung nachzuspüren. Danach bemessen sich die Werturteile über die Vorgänge; die wichtigsten sind diejenigen, welche die historische Bewegung fördern, was auch ihr Inhalt sein mag. Hinter ihnen tritt das ausfüllende Tageswerk zurück, obgleich es den größten Raum einnimmt; nicht die Ruhe, sondern die Unruhe treibt das Uhrwerk.

Wie von den Lebensbethätigungen jede der anderen bedarf, um sich voll zu entfalten, so wird das Ganze durch seine Teile bedingt. Jeder ist gelegentlich wirksam, und daher keiner beiseite zu lassen. Zwar ist die Grundlage alles Geschehens die Gemeinschaft und giebt deswegen die staatliche Bildung den Leitfaden, aber damit ist nicht die ganze Geschichte beschlossen, nicht das gesamte geistige Leben einbegriffen. Es giebt nur e i n e Geschichte. Sie läßt sich nicht anatomisch in politische oder soziale oder kulturelle zerlegen, obgleich die Einzelforschung berechtigt ist, die eine oder die andere Lebensthätigkeit herauszugreifen. Jede Bevorzugung einer einzelnen Seite läuft auf Teleologie hinaus. Die Geschichte ist allseitige Differenzierung, und wer sie als Ganzes übersehen will, muß den gesamten Prozeß verfolgen.

So steht die Geschichte vor uns als ein Schauspiel, von dem wir nur den ersten Akt sehen, dessen weitere Fabel uns unbekannt ist.